

Handbuch Literaturwissenschaft
Drei Bände. Herausgegeben von Thomas Anz
Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2007

Bd. III.: Literaturwissenschaft als Institution

1. Geschichte der Literaturwissenschaft

Einleitung	2
1. 1 Altphilologie, Theologie und die Genealogie der Literaturwissenschaft (Lutz Danneberg)	4
1. 1. 1 Philologia sacra und profana und die Gleichbehandlungsmaxime	4
1. 1. 2 Bedeutungskonzeption: sensus auctoris et primorum lectorum	7
1. 1. 3 Philologie als Fertigkeit und die grundsätzliche Ebenbürtigkeit der Philologien	10
1. 1. 4 <i>Philologia classica</i> als Vorbild der deutschen Philologie	13
1. 1. 5 Aufwertung des Gegenstandsbereichs und als philologische Disziplin	21
Literatur	25
1. 2. Literaturwissenschaft in den Nationalphilologien (Wolfgang Höppner)	27
1. 2. 1 Zum Begriff der Nationalphilologie	28
1. 2. 2 Kulturgeschichtliche Perspektiven in der Frühphase der Deutschen Philologie	30
1. 2. 3 Im Zeichen der Textkritik	33
1. 2. 4 Historisch-vergleichende Literaturforschung und Literaturgeschichtsschreibung	35
1. 2. 5 Programmatische Weichenstellungen. Die Begründung der Neueren Philologie	39
1. 2. 6 Fremdsprachliche Philologien im 19. Jahrhundert	43
1. 2. 7 Institutionelle Rahmenbedingungen	48
1. 2. 8 Nationalphilologische Literaturwissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	56
1. 2. 9 Philologien im NS	61
1. 2. 10 Nationalphilologien in der BRD und der DDR nach 1945	63
1. 2. 11 Ausblicke: Philologie der Weltliteratur	66
Literatur	67
1. 3. Institutionalisation und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert (Ralf Klausnitzer)	70
1. 3. 1 Eine Wissenschaft formiert sich. Varianten 1810-1870	73
1. 3. 2 „Moderne Literaturgeschichte“ am Seminar für deutsche Philologie	81
1. 3. 3 „Geist“ und „Verfahren“. Synthesen und Formbeobachtungen, 1900–1933	91
1. 3. 4 Die „geistesgeschichtliche Wende“ und ihre Folgen. Differenzierungen	94
1. 3. 5 Beobachtung und Beschreibung. Formalismus und Strukturalismus	102
1. 3. 6 Im Spannungsfeld politischer Lenkungsansprüche. 1933-1945	106
1. 3. 7 Getrennte Wege, gemeinsame Probleme. 1945– 1966	120
1. 3. 8 Monoparadigmatischer Rahmen, heterogene Züge. DDR und Osteuropa	132
1. 3. 9 Endpunkte und Neuanfänge. Das Jahr 1966	139
Literatur	141
1. 4. Literaturwissenschaft nach 1968 (Dorit Müller)	146
1. 4. 1 Vergangenheitsbewältigung und Neuausrichtung	147
1. 4. 2 Marxistische Literaturforschung in der DDR	153
1. 4. 3 Institutionelle und fachliche Ausdifferenzierung in der Bundesrepublik bis 1990	156
1. 4. 4 Neue Ansichten: Szientifizierung und gesellschaftliche Relevanz	161
1. 4. 5 Die Herausforderung des Poststrukturalismus	172
1. 4. 6 Grenzen der Literatur? Kulturwissenschaftliche Orientierungen	177
Literatur	184

Einleitung

Eine professionalisierte Beschäftigung mit Literatur zur Erzeugung eines gesicherten Wissens über ihre Entstehung, Beschaffenheit und Wirkung lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen. Schon in den Bibliotheken von Alexandria und Pergamon sammelt und verzeichnet man Texte, ermittelt ihre Überlieferungsgeschichte und untersucht sie in regelgeleiteter Weise. Verständniskrisen – etwa im Umgang mit den Epen Homers – erzwingen theoretische Überlegungen zum Verstehen und Auslegen der schriftsprachlichen Überlieferung. Reflexionen über Prinzipien und Normen des Dichtens finden sich in den Dialogen des Philosophen Platon (etwa *Gorgias* 57, 502c; *Phaidros* 244-245; *Politeia* 394, 598-605); die um 335 v. Chr. entstandene Abhandlung *Peri poietikes* seines Schülers Aristoteles klassifiziert das Wissen über die als „Nachahmung“ verstandene Dichtkunst. Die Kultivierung der öffentlichen Rede treibt systematische Überlegungen zu Texteffekten und den Techniken ihrer Erzeugung voran. Mit Poetik, Rhetorik und Hermeneutik entstehen frühzeitig spezifische Beobachtungspositionen, die sich – befördert durch Zunahme und Differenzierung der kulturellen Reflexion seit der Frühen Neuzeit – im 17. und 18. Jahrhundert zu Programmen einer intensivierten Aufmerksamkeit im Umgang mit literarischen Texten verdichten.

Diese methodisch angeleiteten Textumgangsformen gehen auf unterschiedliche Traditionen zurück; zugleich nehmen sie verschiedene Aspekte der schriftsprachlichen Überlieferung in den Blick. Im Anschluss an bereits im antiken Griechenland unternommene Bemühungen um die Sammlung und Untersuchung von Texten etabliert sich vor allem seit dem europäischen Humanismus eine universell konzipierte Philologie, die neben dem Verständnis als enzyklopädische Gelehrsamkeit unterschiedliche und kontrovers diskutierte Ausprägungen erfährt: Die *philologia antica* behandelt Quellen und Zeugnisse der griechisch-römischen Vergangenheit; die *philologia sacra* untersucht Verfassung und Bedeutungsgehalt der Heiligen Schrift; die *philologia profana* erforscht Sprache und sprachlich vermittelte Kulturleistungen des Menschen überhaupt. Philologische Einsichten und poetologische Überlegungen aufnehmend, formieren sich seit dem 17. Jahrhundert zugleich Varianten von (Literatur-)Kritik, die eine Bildungsinstitution der Grammatik in eine Praxis überführen, die sich immer mehr der aktuellen Textproduktion zuwendet und in Form periodisch erscheinender Journale institutionellen Charakter gewinnt. Bestand die *kritische Behandlung* von Texten in der spätgriechischen Philologie und im Schulbetrieb des Mittelalters wie der Frühen Neuzeit darin, ein linguistisch-systematisches Regelwissen sowie ein historisch-materiales Sachwissen auf die Kommentierung von (kanonischen) Sprachdenkmälern anzuwenden, erlangt sie mit dem Zuwachs der literarischen Produktion und der Zirkulation regelmäßig publizierter Zeitschriften eine prinzipiell neue Bedeutung: Literaturkritik umfasst nun kommentierende, urteilende, klassifizierend-orientierende, aber auch werbende oder denunzierende Äußerungen über Texte und entwickelt dazu spezifische Textsorten wie Charakteristik, Essay oder Rezension (die bis ins 19. Jahrhundert mit der editionsphilologischen *Recensio* verbunden wird).

Mit der Ausbildung der modernen Forschungsuniversität seit Beginn des 19. Jahrhunderts gewinnen die im 17. und 18. Jahrhundert intensivierten literaturkritischen und philologischen Textumgangsformen eine neue Qualität. Die durch Wilhelm von Humboldt eingeleitete Neuorganisation der universitären Wissenskultur führt dazu, dass sich längerfristig verfolgte Bemühungen um die editorische Sicherung der deutschsprachigen Überlieferung und ihre kritische Behandlung institutionell etablieren. Auch wenn die an der Klassischen Philologie und an der Geschichtsschreibung orientierten Thematisierungsweisen noch nicht den Begriff „Literaturwissenschaft“ tragen und in ihren Lehrstuhlbezeichnungen („deutsche Sprache und Literatur“ u.ä.) einen weitgefassten Gegenstandsbereich signalisieren, können sie als Beginn einer wissenschaftlichen Bearbeitung von Literatur im Rahmen mehr oder weniger autonomer Strukturen aufgefasst werden. Sie unterscheiden sich von anderen Beobachtungen literarischer Texte, indem ihre argumentativ begründeten Äußerungen (a) durch regelgeleitete Verfahren systematisch strukturierte Lösungsangebote für rekursiv bearbeitete Problemstellungen anbieten, (b) den Geltungsanspruch erheben, „wahr“ bzw. intersubjektiv nachvollziehbar zu sein und (c) an eine durch Interessen und

Zugangsvoraussetzungen homogenisierte gelehrte bzw. wissenschaftliche Gemeinschaft – die später sog. *scientific community* – adressiert sind.

Als Bestandteil der sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden modernen Wissenskultur erfüllt ein solcher akademisch bzw. universitär professionalisierter Umgang mit Literatur die (von anderen kulturellen Bereichen nicht ersetzbare) *Funktion* der Produktion, Distribution und Diskussion eines Wissens, das sich durch Investition von Zeit und Aufmerksamkeit zur wiederholten Bearbeitung spezialisierter Problemstellungen von anderen Wissensformen unterscheidet. Durch fortwährend hergestellten Selbstbezug – etwa in Form von programmatischen Äußerungen und Polemik – institutionell und disziplinar stabilisiert, macht die wissenschaftliche Beobachtung von Literatur etwas sichtbar und kommunikativ verhandelbar, was andere Beobachtungsverfahren übersehen: Zielt etwa das Aufmerksamkeitsverhalten der zumeist rasch reagierenden Literaturkritik i.d.R. auf qualitative Urteile und Lektüreempfehlungen, entwickelt die Literaturforschung eine tendenziell selektionslose Sensitivität, die noch kleinste Details eines Textes und abgelegene Kontextelemente wahrnimmt und wertungsresistent auswertet. Eine auf lang anhaltenden Kontakt mit dem Beobachtungsgegenstand angelegte Perspektive vermag Eigenschaften zu entdecken, die anderen Textumgangsformen verschlossen bleiben; sie kann historische (Vor-)Urteile überwinden und Grenzen des Horizonts erweitern. Aufgrund dieser Funktionsbestimmungen sind wissenschaftliche Bearbeitungsweisen von Literatur aber stets abhängig von Ressourcenzuteilungen und öffentlicher Akzeptanz. Zugleich erbringen sie für ihre gesellschaftliche Umwelt – wie auch für die als Umwelt erscheinenden anderen wissenschaftlichen Disziplinen – spezifische Leistungen, die von Bildungs- und Ausbildungsaufgaben über Stiftung von Sinn- und Orientierungskompetenzen bis zur Stabilisierung des Literatursystems reichen. Alle diese und weitere Faktoren sind zu berücksichtigen, wenn im folgenden die historische Entwicklung der Literaturwissenschaft notwendig knapp und ohne Anspruch auf Vollständigkeit skizziert werden soll.

Um die Geschichte der vielfältigen gelehrten bzw. wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur darstellen und in seinen komplexen Beziehungen zu kulturellen Konditionen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erläutern zu können, sind Segmentierungen hilfreich, die den nachfolgenden Abschnitt strukturieren. Das erste Kapitel beschreibt die Entwicklung von alphilologischen und theologischen Textumgangsformen, die von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Ausbildung von Bedeutungskonzeptionen und Interpretationsmaximen bei der methodischen regulierten Observation von schriftsprachlichen Artefakten waren. Es dokumentiert zugleich die Bedeutung der Klassischen Philologie für die Genese eines literaturwissenschaftlichen Aufmerksamkeitsverhaltens. Das nachfolgende Kapitel entfaltet und vertieft diese Entwicklungslinien, indem es nicht nur die auf germanische Sprachen und Literaturen konzentrierte Nationalphilologie im deutschen Sprachraum thematisiert, sondern auch die Wandlungen der fremdsprachlichen Philologien – vornehmlich Nordistik, Romanistik, Anglistik und Slawistik – nachzeichnet. Es zeigt, dass konzeptionelle und methodische Entwicklungen vielfach ähnlich wie in der Germanistik verliefen, wenngleich markante disziplinspezifische Besonderheiten wie z. B. hinsichtlich der „Romania“ oder des „Panslawismus“ nicht zu übersehen sind. – Das dritte Kapitel widmet sich der Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit Besetzung der ersten Lehrstühle für deutsche Sprache und Literatur an der modernen Lehr- und Forschungsuniversität. Es beschreibt Alternativen zur dominierenden Philologie in der Etablierungsphase der noch jungen Disziplin, dokumentiert die Differenzierungen, die seit den 1870er Jahren zur Separation von „älterer“ und „neuerer“ Abteilung führten und rekonstruiert das Streben nach methodologischen Grundlagen, die im nach 1880 programmatisch gebrauchten Begriff „Litteratur-Wissenschaft“ konvergierten. Der seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert virulente Pluralismus an Konzepten und Methoden blieb – so zeigt es dieser und insbesondere auch der abschließende vierte Abschnitt – ein signifikantes Kennzeichen der modernen Literaturwissenschaft und auch im Spannungsfeld politischer Lenkungsansprüche erhalten. Die Übersicht zur Entwicklung der Literaturwissenschaft nach 1968 schließt mit Hinweisen auf kulturwissenschaftliche Orientierungen seit den 1990er Jahren – und kann belegen, dass auch diese innovatorischen Anstrengungen an historische Problemlagen und weit zurückreichende Traditionen anknüpfen.

1. 1 Altphilologie, Theologie und die Genealogie der Literaturwissenschaft (Lutz Danneberg)

1. 1. 1 Philologia sacra und profana und die Gleichbehandlungsmaxime

„Wie ehemals die hebräische und die neutestamentliche Exegese Namen und Methode ganz von der griechisch-römischen Philologie entnehmen konnte und mußte, wegen der Ähnlichkeit des Substrats und des Zwecks, nur daß sie sich *philologia sacra* nannte“, schreibt 1847 Friedrich Traugott Friedemann (1793-1853) in seiner programmatischen Abhandlung *Der modernen Philologie wird fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen*. So habe denn auch „die moderne Philologie ganz an der Hand der antiken sich emporgerichtet und ebenfalls Namen und Methode sachgemäß von ihr entlehnt, wenn auch, wie natürlich, mit mancherlei Modifikationen“ (Friedemann 1847, S. 255/56). Beide, *philologia sacra* wie *philologia moderna*, hätten sich bei ihrer Entwicklung an der antiken Philologie orientiert, und zwar aufgrund von Ähnlichkeiten des „Substrats“; gemäß ihrer „Sache“, sowie hinsichtlich ihrer „Methode“, und es folgt ein Plädoyer dafür, dass es mehr oder weniger bei dieser Orientierung bleiben soll. Solche Empfehlungen zeugen selbst im 19. Jahrhundert oftmals nicht von intimen Kenntnissen der mit Hilfe schlanker Entwicklungsformeln seiner Komplexität beraubten verwickelten historischen Zusammenhänge, auf die man sich zur Plausibilisierung programmatischer Bekundungen beruft. Das zeigt sich kurioserweise an dem einzigen für die Abhängigkeit der *philologia sacra* von der *philologia profana* gebotenen Beleg. Verwiesen wird auf die *philologia sacra* des Salomo Glassius (1593-1656), deren erste beide Bücher 1623 erscheinen. 1634 um die *grammatica sacra* und 1636 um die *rhetorica sacra* erweitert, liegt sie schließlich 1705 – aus dem Nachlass durch eine *logica sacra* ergänzt – vollständig vor und wird ein ebenso berühmtes wie erfolgreiches Lehrbuch. Tatsächlich jedoch bezieht sich Friedemanns Hinweis auf die umfassende *Bearbeitung* dieses Werks vom Ende des 18. Jahrhunderts durch die Theologen Johann August Dathe (1731-1791) und Georg Lorenz Bauer (1755-1806), mit der bereits eine weitreichende Anpassung an die zeitgenössischen philologischen Auffassungen vollzogen wurde.

Keine Frage ist, dass Abhängigkeiten der *philologia sacra* von der *philologia profana* einerseits, der *philologia moderna* (die Neuphilologien) von der *philologia antica* andererseits bestanden haben. In beiden Fällen handelt es sich um komplexe, alles andere als unilineare Entwicklungen, bei denen sich die Übersichtlichkeiten oftmals eher dem marginalisierenden retrospektiven Blick verdanken. Die sich in der Fülle des Materials verbergenden Beziehungsgeflechte sind bis heute in der freilich nicht sehr umfangreichen Forschung zum Thema weithin unerkannt und unbekannt geblieben. Nach vielversprechendem Anfang (Stackmann 1977 sowie Christmann 1985, auch Lehmann 1978 und Egglemeier 1985) finden sich mitunter der eine oder andere Hinweis in speziellen Untersuchungen (etwa bei Storost 1984), dann aber auch im großen und ganzen wenig überzeugende Verallgemeinerungen (wie bei Koop/Wegmann 1987). Die *theoretische* Voraussetzung für Beziehungen wie Abhängigkeiten bildet im wesentlichen die *hermeneutische* Maxime der philologischen *Gleichbehandlung* aller Schriften, sakraler wie profaner. Ihre Pointe liegt darin, dass ihre Verwirklichung relational sein konnte und es auch oft war, das heißt: nur bezogen auf bestimmte Aspekte der zu behandelnden Schriften und das schloss dann eine ungleiche Behandlung in anderer Hinsicht nicht aus. *Conditio sine qua non* war, dass Texte bzw. Textgruppen eine Wertschätzung erfahren, die bei ihnen eine intensive philologische Aufmerksamkeit überhaupt erst rechtfertigt.

Aufgrund ihres Status hat den Anfang bei der Anwendung dieser Maxime die Heilige Schrift gemacht, und der Aspekt war (zunächst) die überlieferte Gestalt ihres *Textes*. Im Rahmen der *ars critica* finden sich bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgearbeitete Versuche, ihre Überlieferung, vor allem die Mängel ihres *textus receptus* ähnlich zu traktieren und zu erklären, wie es bei profanen Texten in der Zeit geschieht. In der bereits 1634 abgeschlossenen *Critica sacra* des Ludovicus Cappellus (1585-1658), die kein niederländischer Verlage zu

drucken wagt und die erst 1650 in Paris erscheinen konnte, trägt das letzte Kapitel die Überschrift: „Criticae huius nostrae confirmatio, & illustratio, ex simili variarum lectionum, in omni genere antiquorum librorum, observatione“.¹ Vorbild ist die von Henricus Stephanus (Henri Estienne, 1503-1559) unternommene Cicero-Ausgabe (*Castigationes in Marci Tullyi Ciceronis locos quamplurimos*). Am Ende des Jahrhunderts erreicht das einen Höhepunkt in der *Critica sacra* des Johannes Clericus (LeClerc, 1657-1736)² sowie in den Arbeiten Richard Simons (1638-1712),³ nicht zuletzt deshalb sind beide gleichermaßen in ihren Konfessionen umstritten: Freilich gilt Simon selbst unter Protestanten als *père de la critique biblique*, und an Clericus erinnert man sich in dieser Hinsicht noch am Beginn des 19. Jahrhunderts als an den, der die „Principien der allgemeinen Kritik und Hermeneutik aufstellte und ausführte, und sie insbesondere auf die biblischen Bücher vielfältig anwandte“ und insbesondere, wie es ungewöhnlich gewesen sei, wenn er dabei vorausgesetzt habe, dass die Heilige Schrift „eben so, wie jedes andere Buch, in kritischer und hermeneutischer Hinsicht behandelt“ werden müsse.⁴

Das, was bei diesem Prozess der Angleichung sich verallgemeinern lässt, ist die Vorstellung, dass die textuelle Überlieferung der Heiligen Schrift, auf die sich die *critica sacra* richtet – später dann auch die profanen Texte, die einer solchen Behandlung für würdig befunden werden –, sich als Resultat (bewussten wie unbewussten) menschlichen Handelns auffassen lässt. Im Fall der Heiligen Schrift heißt das, die diversen Probleme der Überlieferung in gleicher Weise wie bei den profanen zu erklären, insbesondere ohne den Rückgriff auf das sorgsame Wirken der Vorsehung (*providentia Dei*). Allerdings bedeutet das noch nicht, dass sich die Gleichbehandlung auf *alle* Aspekte der Heiligen Schrift erstreckt und sie daher hinsichtlich der Anwendung sowohl *textkritischer* als auch *hermeneutischer* Verfahren der antiken Überlieferung gleichgestellt war. Entscheidend ist die jeweilige *Reichweite* der Gleichbehandlungsmaxime: Zunächst betrifft sie nur bestimmte Aspekte, unter denen profane wie sakrale, antike wie nationalsprachliche Überlieferungen als ähnlich erscheinen, was gerade nicht ausschließt, dass anderweitige Unterschiede betont werden, die eine ungleiche Behandlung bei ihrer Interpretation fordern. Für die *scriptura sacra* zeigt sich das noch bei Johann August Ernesti (1707-1781), der wie wenige andere vor dem 19. Jahrhundert die *philologia sacra* und *profana* miteinander zu verbinden suchte und der mit seinem *Interpres* von 1761 eine für die Zeit vorbildhafte *hermeneutica sacra* des Neuen Testaments verfasste, auch wenn sie um die Jahrhundertwende in vielfacher Hinsicht bereits als überholt gelten konnte.

Ernesti hebt hervor, dass der Sinn eines Textes über den Sprachgebrauch, der seinen *sensus grammaticus* darstelle, zu erkennen sei und dieser *sensus* jedem Buch zukomme. Daraus sei zu folgern, dass *alle* Bücher nach den entsprechenden Grundsätzen zu erklären seien, die für die profanen gelten – so denn auch die Heilige Schrift.⁵ Diese Einsicht wendet Ernesti dann sowohl gegen die *fanatici* (die ‚Schwärmer‘), die allein auf die Erleuchtung durch den Heiligen Geist setzten, als auch gegen diejenigen, die aus der Kenntnis der *Sachen* die Bedeutung der Worte erraten wollten. Seine zentrale Maxime besagt zwar, dass die Heilige Schrift (auch) theologisch nicht verstanden werden könne, wenn nicht zuvor ihr *grammatischer Sinn* eruiert werde, dennoch nimmt er für die *scriptura sacra* eine *Inspiration* an, nach der sich auf Eigenschaften schließen lässt, die der Gleichbehandlung mit profanen Schriften zuwider läuft und für sie eine Sonderbehandlung rechtfertigt. So ist

¹ Vgl. Cappelus, *Critica sacra* [...]. Edita in Ivcem Studio & opera Ioannis Cappelli Auctoris filij. Lvtetiae Parisiorvm 1650, cap. 12, S. 436.

² Clericus, *Ars critica*. Volvmina Tria [1697]. Lipsiae 1713, Praefatio, sec. I, § 2, S.3/4.

³ Mit weiteren Hinweisen L. Danneberg, Ezechiel Spanheim's Dispute with Richard Simon: On the Biblical Philology at the End of the 17th Century. In: Id. et al. (Hg.), *The Berlin Refuge 1680-1780: Learning and Science in European Context*. Leiden/Boston 2003, S. 49-88.

⁴ Vgl. z.B. Carl Friedrich Stäudlin (1761-1826), *Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Litteratur*. Zweyter Theil. Göttingen 1811, S. 374.

⁵ Vgl. Ernesti, *Institutio Interpretis Novi Testamenti* [1761]. Editio Tertia. Lipsiae 1775, part. I, sect. 1, cap. 1, § 16, S. 12.

denn die *konsequente* Verwirklichung der Gleichbehandlungsmaxime immer strittig gewesen, insofern man an bestimmten Auszeichnungen der Heiligen Schrift festhalten wollte.

Das Insistieren auf einer solchen Maxime bei Philosophen wie John Toland (1670-1722): „Nor is there any different Rule to be follow'd in the Interpretation of Scripture from what is common to all other Books“,⁶ mehr noch bei Spinoza (1632-1677), der eine noch weitergehende Maxime der Gleichbehandlung vertritt, wenn er behauptet, dass die Methode der Schrifterklärung (*interpretatio scripturae*) mit der der Natur (*interpretatio naturae*) vollkommen übereinstimme,⁷ war für die Theologen nicht selten Anlass für den Verdacht, dass ihre konsequente Verwirklichung bei der Heiligen Schrift zu Konsequenzen führt, die als unvereinbar mit bestimmten theologischen Erwartungen erschienen. Entscheidend war die theoretische Rahmung der Interpretation der Heiligen Schrift: So konnte Jean-Alphonse Turretini (1671-1737) diese Maxime aus der Annahme folgend begründet sehen, Gottes Absicht sei, die Menschen mit der Heiligen Schrift zu belehren.⁸ Die Spannung zwischen der Maxime der Gleichbehandlung profaner und nichtprofaner Schriften einerseits, dem Insistieren auf den Besonderheiten der Heiligen Schriften etwa aufgrund ihres (primären) Verfassers andererseits versuchte man im Rahmen einer Unterscheidung zwischen *allgemeiner* und *spezieller* Hermeneutik aufzufangen – „So wahr es ist, daß man die Bibel nur nach solchen Grundsätzen auslegen darf, die auch in der Anwendung auf andre Schriften des Alterthums für richtig befunden werden: so gewiß ists auf der andern Seite, daß die Special-Hermeneutik des N.T. viel Eigenthümliches haben muß, welches aus den Begriffen, die der Geist von seinem Inhalt annimmt, von selbst abfließt.“⁹

Vornehmlich sind es zwei Annahmen, die für eine Spezialhermeneutik der Heiligen Schrift als charakteristisch galten: die *interpretatio* der Schrift *secundum analogiam fidei* sowie die *inerrantia sacrae scripturae*. Die genaue Fassung dieser beiden gegenstandsspezifischen Annahmen war Wandlungen unterworfen, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer *Begründung* und *Reichweite*. Johann Carl Christoph Ferber (1739-1786), um nur ein Beispiel zu nehmen, nimmt die seit dem 17. Jahrhundert in der *hermeneutica generalis* festgeschriebene Unterscheidung zwischen Sach- und Interpretationswahrheit (*sensus verus* und *interpretatio vera*) auf, bemerkt aber im Blick auf die Bibel, dass bei ihr *diese* Trennung gerade nicht gelte,¹⁰ und genau hierin sieht er die Besonderheit der theologischen *hermeneutica specialis*: Die *Abhängigkeit* der Interpretationswahrheit von der Sachwahrheit erscheint als die charakteristische Differenz zwischen *hermeneutica generalis* und der *hermeneutica sacra*. Zugleich jedoch bildet sich die Vorstellung aus, nichts mehr vorwegnehmen zu wollen – so heißt es lapidar: „Dogmatik muß von Exegese, und nicht umgekehrt Exegese von Dogmatik abhängen.“¹¹ Erweisen soll sich ihr Gehalt erst im Zuge des philologischen Zugriffs – „Wie Plinius, Sallust, Xenophon, solten allervörderst und bey der ersten Untersuchung die Evangelisten und Apostel gelesen werden. Nach denen Grundsätzen und keinen andern ausgelegt, wonach alle Schriften, alle Urkunden in der Welt ausgelegt werden. Komme heraus, was heraus kommen mag! Nicht immer mit Hinaussicht auf dis und jenes existirende, oder zu bauende, zu hoffende, oder zu fürchtende System oder Unsystem.“¹²

Das Problem bei den profanen Schriften bestand demgegenüber nicht darin, dass man bei ihnen bedacht war, durch die Einschränkung der Gleichbehandlungsmaxime ihre Besonderheit und Wertigkeit auszudrücken,

⁶ Toland, Christianity not mysterious. London 1696 (ND 1964), S. 49.

⁷ Spinoza, Tractatus theologico-politicus [1670]. In: Id., Opera/Werke. Lateinisch und Deutsch. [...]. Darmstadt (1979) 1989, Kap. VII, S. 231.

⁸ Vgl. Jean-Alphonse Turretini (1671-1737), De Sacrae scripturae interpretatione [...1728]. Francofurti 1776, cap. II, S. 243.

⁹ (Anonym; J.G. Eichhorn), Vorschläge zur Hermeneutik. In: Allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur 4 (1792), S. 330-343, hier S. 331.

¹⁰ Vgl. Ferber, Vernunftlehre. Helmstädt und Magdeburg 1770, 4. Hauptst., II. Abschnitt, § 92, S. 307.

¹¹ Johann Philipp Gabler (1753-1826), Vorrede. In: J.G. Eichhorn, Urgeschichte [1776]. [...]. Bd. I. Altdorf/Nürnberg 1790, S. I-XXXVIII, hier S. XV.

¹² So Johann Kaspar Lavater (1741-1801) in Johann Salomo Semler (1725-1791), Hrsg. Caspar Lavaters und eines Ungenannten Urtheile über Hr. C.R. Steinbarts System des reinen Christenthums [...]. Halle 1780, S. 19.

sondern eher darin, dass bei ihnen eine besondere (philologische) Aufmerksamkeit gerechtfertigt erschien und dafür musste sich ihre Wahrnehmung ändern und Wertschätzung zunehmen.

1. 1. 2 Bedeutungskonzeption: *sensus auctoris et primorum lectorum*

Stellt die Gleichbehandlung eine Maxime der *formalen* Orientierung dar, nach der man die (vermeintlichen) Besonderheiten der Heiligen Schrift (sukzessive) nicht mehr teilt oder für nicht mehr relevant erachtet, kommt eine *materiale*, die Bedeutungskonzeption betreffende Annahme hinzu, die ihr Vorbild in der Hermeneutik profaner Texte findet und an die man die *hermeneutica sacra* anzupassen sucht: Gemeint ist das im Rahmen der *interpretatio grammatico-historica* ausgebildete Konzept des *sensus auctoris et primorum lectorum (auditorum)*. Damit beschränkt sich das, was als Bedeutung sich einem Text zuschreiben lässt, auf das, was seinen historischen Adressaten prinzipiell mitteilbar und verständlich gewesen war. Dieses Konzept der Bedeutung eines Textes äußert sich variantenreich. „Was erforderlich ist, dass man bei der Erklärung eines jeden Schriftstellers, sich in das ganze Zeitalter und in eine Reihe von Dingen versetzt und auch im Stande ist, sich in den Kreis zu versetzen, worin die Verfasser schrieben“, heißt es beispielsweise bei Friedrich August Wolf (1759-1824) 1798, S. 283. Wie auch immer im übertragenen Sinn verstanden, findet sich das schon früh angelegt in bibelhermeneutischen Formulierungen.¹³ Zur Illustration mag eine spätere genügen: Danach sei der „Sinn einer Mittheilung“ (auch) „bedingt“ durch die „realen Verhältnisses“, unter denen sie erfolgt und „deren Kenntnisse bei denjenigen vorausgesetzt wird, an welche sie gerichtet sind. Um eine Mittheilung zu verstehen, muss man sich in diese Verhältnisse hineinversetzen“, heißt es bei August Boeckh (1785-1867) 1877, S. 82, und entsprechend gilt für ihn als „wichtiger Kanon der Auslegung“: „*man erkläre nichts so, wie es kein Zeitgenosse könnte verstanden haben*“ (S. 106).

Immer wieder findet sich die Formulierung, dass man sich in die historischen Umstände und in den Verfasser *hineinzuversetzen* habe. Doch es ist eine *ex-post*-Karikatur solcher Formulierungen, wollte man unterstellen, mit ihnen sei die naive Eliminierung von Unterschieden gemeint oder sie beruhten auf Phantasmen der Verschmelzung. Durchweg handelt es sich um *kontrafaktische Imaginationen*, die einen komplexen Interpretationsvorgang orientieren sollten¹⁴: Der Philologe muss etwas erwerben und zugleich muss er etwas aufgeben. Das erste ist mühsam, das zweite erfordert, sich – gegen seine eigene Wirklichkeit – so zu modellieren, dass man ein bestimmtes Wissen in einer bestimmten Konstellation (anhaltend) unter Kontrolle hält. Es stellt damit eine Maxime zur Verringerung kognitiver Asymmetrie dar: Während man im Rahmen der älteren kontrafaktischen Imaginationen eine ‚Nähe‘ zu den ‚Großen der Vergangenheit‘ annimmt, indem die Alten zu Zeitgenossen werden – etwa beim ‚hohen Geistesgespräch‘, das mit Petrarca anhebend gelehrte Briefe an längst verstorbene schreibt –, macht man sich mit der Maxime des Hineinversetzens selbst zum Zeitgenossen der Alten. Im Unterschied zu jener Maxime, die keines *speziellen* Wissens bedurfte, musste man bei dieser beträchtlichen Wissensvorrat erwerben und zugleich von bestimmtem Wissen absehen. Das wusste noch Wilhelm Dilthey (1833-1911), doch gibt er diesem Vorgang eine seiner typischen Deutungen als psychologischen Prozess: Indem der Interpret seine „eigene Lebendigkeit gleichsam probierend in ein historisches Milieu versetzt“, sei er in der

¹³ Vgl. z.B. Hermann von der Hardt (1660-1746), *Universalis Exegeseos Elementa* [...1691]. Ed. Sec. Helmstadi 1708, cap. II, S. 10.

¹⁴ Vgl. L. Danneberg, Überlegungen zu kontrafaktischen Imaginationen in argumentativen Kontexten und zu Beispielen ihrer Funktion in der Denkgeschichte. In: Toni Bernhart und Philipp Mehne (Hg.), *Imagination und Innovation*. Berlin 2006, S. 73-100.

Lage, „von hier aus momentan die einen Seelenvorgänge zu betonen und zu verstärken, die anderen zurücktreten zu lassen und so eine Nachbildung fremden Lebens in sich herbeizuführen.“¹⁵

Selbst die Sicht der Bedeutung der Heiligen Schrift als *sensus auctoris et primorum lectorum* ließ sich mit Vorstellungen ihres besonderen Charakters vereinbaren – wie Schleiermachers Versuch der Verbindung dieses *sensus*-Konzepts mit seiner Auszeichnung der Besonderheit des Neuen Testaments zeigt (Danneberg 1998). Gleichwohl sind die Probleme immens: Mit der Bindung an einen solchen *sensus*, nach dem sich das Werk nicht *per se* als an alle Menschen adressiert auffassen lässt und so zunehmend allein als ein historisch bestimmtes Artefakt erscheint, schwinden die Möglichkeiten, die Heilige Schrift so zu sehen, das ihr Gehalt eine überzeitliche Geltung zu beanspruchen vermag. Eine der Lösungen für dieses Problem bestand in der Bibelhermeneutik im Gedanken der Akkomodation: Danach haben sich die Heiligen Schriftsteller nicht nur im Alten Testament und nicht nur im Sprechen über die Natur (*de rebus naturalibus saepe loqui secundum opinionem vulgi* – wie es gelegentlich schon im 17. Jahrhundert heißt), sondern sogar im Neuen Testament und im Sprechen über die Dinge, die explizit und wesentlich den Glauben betreffen, sich ihren Zuhörern anbequemt (*loqui secundum erronea vulgi praeiudicia*), womit freilich gerade nicht ausgeschlossen war, dass sie es nicht immer getan haben, ohne freilich ein der Schrift selbst entnommenes Kriterium angeben zu können für die Unterscheidung der Teile, die zu allen Zeiten gelten, von solchen, die raum-zeitliche Akkomodationen darstellen und genau dadurch verliert diese Lösung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schnell jeden Kredit (vgl. Danneberg 2000).

Weniger die formale Gleichbehandlungsmaxime als vielmehr die Festlegung auf dieses Bedeutungskonzept führt dazu, dass um die Wende zum 19. Jahrhundert der Heiligen Schrift die Marginalisierung in Konkurrenz mit anderen Präsentationen von Orientierungswissen droht. Gleiches droht freilich auch bei den tradierten antiken Texten sowie bei solchen nationalsprachlichen Schriften, die in den Kreis der philologischen Aufmerksamkeit dringen – aber mehr noch: Jedes Orientierungswissen, das sich auf vergangene Texte stützt, droht dadurch die erforderliche präsentistische Bezugnahme und Aussagekraft zu verlieren, so denn auch ein als zeitlos gültig angesehenes, durch die antiken Texten vermitteltes Bildungsideal. Allerdings sind die Auswirkungen unterschiedlich gewesen. Am stärksten wohl bei der Heiligen Schrift, weniger bei den im Wert gestiegenen nationalsprachlichen Werken. Das, was sich im Zuge einer solchen *sensus*-Auffassung wandelt, ist die Vorstellung der Zugänglichkeit des Gehalts nicht allein der Heiligen Schrift, sondern auch der antiken und nationalsprachlichen Literatur – vereinfacht gesagt: der Wandel von der direkten Aussage zum indirekten Ausdrücken oder Exemplifizieren von etwas, das als eine Art (ethisches, moralisches oder politisches) Bildungswissen gelten kann, die ‚Bildung des Herzens‘ oder die ‚Weckung des Schönen und Gutem‘, aber auch das, was der Förderung eines nationalen Selbstbewusstseins dient, was als Ausdruck einer gemeinsamen Herkunft erscheint oder zur nationalen Bildung beiträgt – etwa in Gestalt einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zugrunde liegen mitunter Wirkungsvorstellungen von Literatur, die zuvor eher bei der Heiligen Schrift angenommen wurden, etwa die *cognitio viva* im Sinn der Aufnahme eines *lebendig machenden* Sinns, der beim Leser etwas hinsichtlich seiner Werthaltungen bewirkt oder entfaltet und so auch sein Handeln beeinflusst. Doch werden gerade solche Wirkeigenschaften nun eher den profanen Texten zugeschrieben, zunächst den antiken, dann aber vor allem den nationalsprachlichen.

Ähnliches gilt für einen Komplex von Eigenschaften, der sich auf die ‚Verschnürtheit‘ von Texten bezieht, so sie als strukturierte Ganzheiten von außerordentlicher, nicht begrenzbarer Verflochtenheit und Sinnintensität erscheinen. Solche Makroeigenschaften kennt man bei der Heiligen Schrift (wie tentativ auch immer) zwar schon lange, gleichwohl kommt es erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu einem dezidierten Konzept eines *sensus*

¹⁵ Wilhelm Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik [1900]. In: Id., Gesammelte Schriften. Bd. V. Stuttgart/Göttingen 1971, S. 317-338, hier S. 330.

fecundus angesichts eines Textes, bei dem aufgrund der eminenten Eigenschaften seines Autors alles, zumindest der Möglichkeit nach – und für die Heilige Schrift gelte *a posse ad esse* –, aufeinander verweist und unbegrenzt bedeutungsträchtig zu sein scheint.¹⁶ Mitunter sind ingeniose Anstrengungen unternommen worden, um Konflikte zwischen Eigenschaften der textuellen ‚Oberfläche‘ und dem aufzulösen, was dem göttlichen Autor *geziemt*. Proportional zur Berücksichtigung des menschlichen Anteils bei der Entstehung der Heiligen Schrift wird freilich ihre gleichsam ‚deformierte‘ und ‚hässliche‘ Gestalt sichtbar, die immer weniger ein innerer Glanz zu veredeln vermochte. Wie sie solche auf Wertungen basierenden Zuschreibungen verliert, gewinnen andere (menschliche) Texte sie hinzu. Obwohl der Verlust, den die Heilige Schrift erleidet, sich kurzfristig für sie in einen Zugewinn verwandelt, wenn man auch bei ihr solche an ihrer ‚Oberfläche‘ unsichtbaren Makroeigenschaften wahrzunehmen vermag, verliert sie gleichwohl in den Augen ihrer Betrachter immer mehr solche Eigenschaften, die man bei nichtbiblischen Texten als *ästhetische* Eigenschaften wahrzunehmen lernt (Danneberg 2006). Dabei erscheinen diese Eigenschaften immer als so fragil, dass ihre Wahrnehmung einen bestimmten Umgang mit den Texten erfordern, sollen sie nicht im Zuge des Zugriffs auf den Text zerstört werden, ein Umgang, der mitunter auch nicht erwerbbar Dispositionen des Lesers voraussetzt (vgl. Danneberg 2004).

Vor diesem Hintergrund sind zwei Momente wichtig für ein Verständnis der Beziehungen zwischen klassischer und moderner Philologie, wie sie sich seit Ende des 18. Jahrhunderts entwickeln: *erstens*, die philologische (Maxime der) Gleichbehandlung eines Textcorpus bedeutet nicht schon werthafte *Gleichstellung* aller Texte, auch nicht der profanen und damit auch nicht vorab eine Ebenbürtigkeit der *philologia moderna*; *zweitens*, die lange Tradition der Unterscheidung zwischen *hermeneutica generalis* und *specialis* spiegelt sich in der systematischen Ambiguität des Ausdrucks *Philologie*. Von der *hermeneutica generalis* erbt die Philologie die Maxime der Gleichbehandlung. Der Sprachgebrauch verwendet den Ausdruck *Philologie* seit Ende des 18. Jahrhunderts in der Weise, dass er sowohl etwas *Allgemeines* – in der Regel unterschieden in (Text-)Kritik und *Hermeneutik* – als auch etwas *Spezielles* meinen konnte, also allein die *antike* oder *klassische* Philologie, nicht nur dabei zum Ausdruck bringend, dass sie gleichsam paradigmatisch für die Verwirklichung der allgemeinen Philologie ist, sondern dass es sich um einen Gegenstand handelt, der einer solchen Behandlung auch würdig ist, da nicht alle textuellen Gegenstände gleichermaßen als würdig erscheinen für die intensiviert philologische Aufmerksamkeit im Rahmen einer *hermeneutica specialis*. Der Wert des Gegenstandes verkörpert sich im *Nutzen* der *philologischen* Beschäftigung mit ihm.

Hinsichtlich dieses Nutzens konkurrieren die Theologie und die sich aus dem Status ihrer Hilfswissenschaft emanzipierende Altphilologie, beide gemeinsam als textbezogene Disziplinen mit der boomenden Philosophie der Jahrhundertwende. Nicht zuletzt aufgrund von Veränderungen bei der Bestimmung des Nutzens, über den zwischen Altphilologie und Philosophie um die Jahrhundertwende weithin Konsens besteht, gerät die Theologie in dieser Konkurrenz eher in den Hintergrund. Zum eigentlichen Konkurrenten für die klassische Philologie wird die Philosophie. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird sie in der disziplinären Konkurrenz von den Naturwissenschaften abgelöst und zugleich erwächst der klassischen Philologie eine neue in Gestalt der Germanistik, der *deutschen* Philologie. Es handelt sich um einen komplexen Prozess, der sich in seiner Vielfalt hier auch nicht ansatzweise skizzieren lässt, zumal sich diese Konkurrenz im Laufe des 19. Jahrhunderts erst langsam und ungleichmäßig ausbildet und bei Beginn der Institutionalisierung der Germanistik, also der Einrichtung und kontinuierlichen Wiederbesetzung von ordentlichen Professuren, nicht abzusehen gewesen ist. Aufgrund ihrer Bewahrung des in der *hermeneutica generalis* geprägten allgemeinen Konzepts der Philologie empfiehlt sich die klassische Philologie der Zeit schon früh als *Vorbild* für die Beschäftigung mit den

¹⁶ Vgl. L. Danneberg, Die Anatomie des Text-Körpers und Natur-Körpers: das Lesen im *liber naturalis* und *supernaturalis*. Berlin/New York 2003, Kap. X.

nationalsprachlichen Literaturen. Anders als mitunter angenommen, teilen sowohl F. A. Wolf (1798, S. 24/25 und S. 271ff, und 1807, S. 13), als auch August Boeckh diese allgemeine Auffassung von Philologie. In Boeckhs zwar erst posthum edierter *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaft*, es handelt sich um eine mehr oder weniger getreue Wiedergabe seiner von 1809 bis 1865 gehaltenen Vorlesungen, finden sich prägnante Formulierungen einer solchen allgemeinen Vorstellung von Philologie. Tausende von Studenten der Altphilologie werden sie aus seinem Munde vernommen haben. „Jedes Volk“, so es denn eine Geschichte habe, sei „mit eben dem Rechte Gegenstand der Philologie, als die Griechen und Römer“, so das Echo seines Schülers und späteren Professors für englische Philologie Karl Friedrich Elze (1821-1889).¹⁷ Ähnlich tönt es bei einem anderen Schüler Friedrich Haase (1808-1867), lange bevor Boeckhs *Encyklopädie* erscheint. Er hält fest, dass die „Philologie“ nicht als „Alterthumswissenschaft“ aufgefasst werden dürfe. Selbst das Wort *filologia* habe in dem alten Sinn bei den Griechen nicht diese Bedeutung gehabt. Das führt ihn zu seiner Kernaussage: „[...] ist es nicht empirisch klar, dass jeder, welcher sich z.B. mit der italienischen oder englischen Literatur beschäftigt, oder mit der Literatur und Sprache irgend eines andern Volkes, um jetzt nur von Sprache und Literatur zu reden, eine philologisches Bestreben hat?“¹⁸ Genau das, was die Philologen mit den antiken Schriftstellern unternehmen, vollziehe man an den „Modernen, z.B. an *Dante*, *Shakespeare* oder irgend einem Gegenstande aus dem Mittelalter.“ Da alle Kritik und Auslegung „factisch philologisch“ sei, könne die Philologie nicht auf das Studium des Altertums beschränkt sein (Boeckh 1877, S. 5/6).

1. 1. 3 Philologie als Fertigkeit und die grundsätzlich Ebenbürtigkeit der Philologien

Wenn auch nicht unwidersprochen, erscheinen Hermeneutik und Kritik als „bloße formale, auf gewissen Regeln, auf Scharfsinn und feinen Tact gestützte Kunstfertigkeiten“ und die Philologie nicht als „Wissenschaft“, sondern als auf „Fertigkeit beruhend“, die sich „auf jeden wichtigen literarischen Gegenstand anwenden“ lasse.¹⁹ In seiner weithin rezipierten programmatischen Rede von 1882 ratifiziert der Gräzist Hermann Usener (1834-1904) mit seiner Sicht der Philologie nur das, was Gemeingut geworden ist, wenn er in der Philologie nicht eine „Wissenschaft“, sondern einen „Studienkreis“ sieht (Usener 1882, S. 16) und ihm die philologische Arbeit nicht mehr ist als ein subtiles Verfahren, „Kunstübung“ und „Methode“, bestehend aus *recensio* und *interpretatio* (Usener 1882, S. 30/31) – also ein Verfahren zu einem speziellen Wissenserwerb, das ihm zufolge die Grundlage der Geschichtswissenschaft überhaupt bilde. In F.A. Wolf sieht er den „zünftigen Begründer der Disziplin“, in Boeckh denjenigen, der die Philologie als eine geschichtliche Wissenschaft zu begründen geholfen und dessen Auffassung sich „fortgepflanzt“ habe „von der classischen auf die semitische, die germanistische, indische, romanische u.s.w. Philologie, die neben und nach dem Muster jener herangewachsen“ seien (Usener 1882, S. 11). Ebenfalls nur die Aufnahme eines wesentlichen Konstruktionsprinzips der speziellen Philologien stellt dar, wenn Usener feststellt: „[...] jede dieser Philologien findet ihren besonderen Mittelpunkt in einer nationalen Literatur, von der aus sie das geschichtliche Leben der betreffende Nation erforschen hilft“ (Usener 1882, S. 12). Das Konstruktionsprinzip bilden (gegenstandsspezifische) Annahmen zu überindividuellen Textcorpora, die ‚Völkern‘ oder ‚Nationen‘ zugeordnet werden. Bei F.A. Wolf und anderen Altphilologen wurde die Auszeichnung der römischen, vor allem der griechischen Antike als begründet angesehen gegenüber den als kulturell minderen, sogenannten jüdischen und den orientalischen Altertümern, weil die sie tragenden ‚Völker‘ keine kulturelle Selbstständigkeit erlangt haben. Ratifiziert wird das dann mit der Unterscheidung zwischen ‚originalen‘, ‚sich

¹⁷ Elze, Über Philologie als System. Dessau 1845, S. 10, resümierend S. 43.

¹⁸ Vgl. Friedrich Haase, [Art.:] Philologie. In: J.S. Ersch und J.G. Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste [...]. Dritte Section, 23. Theil. Leipzig 1847, S. 374-422, vor allem S. 387.

¹⁹ Friedrich Heimbret Ihlefeld, Ist die Philologie eine Wissenschaft? Quedlinburg 1838, S. 1-17.

selbst bildenden Völkern', die ‚selbst ihre Cultur‘ schaffen, von solchen, die sie im wesentlichen übernommen haben (Wolf 1807, S. 16-18, ferner 1798. S. 14-16, und S. 32). Nicht nur in den Augen der Altphilologen bleiben diese Disziplinen nur Hilfswissenschaften für die Theologie. Freilich hat das nicht ausschließen können, dass die Vertreter der sich im 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum mächtig entwickelnden Wissenschaft vom Judentum in ihren Vertretern nicht nur altphilologisch ausgebildet waren, sondern durchweg die Philologie am Modell der klassischen Philologie aufgenommen haben. Ideeller und personeller Ausgangspunkt war nicht zuletzt *Etwas über rabbinische Literatur* von 1818 des Wolf-Schülers Leopold Zunz (1794-1886). Die Wissenschaft vom Judentum sollte nicht allein ihren berechtigten Platz in der *universitas litterarum* erhalten, sondern wie es bei Zunz um die Mitte des Jahrhunderts in Erweiterung der Gleichbehandlungsmaxime heißt: „Die Gleichstellung der Juden in Sitte und Leben wird aus der Gleichstellung der Wissenschaft des Judentums hervorgehen.“ Dieses Erfordernis folge schon daraus, dass der Blick der christlichen Theologen und „ihre Liebe“ dem „Wort Gottes, nicht dem jüdischen Autor“ galt sowie, dass „die nicht theologische Welt [...] vom Hebräischen gar keine Notiz“ genommen habe.²⁰ Ähnliches gilt für die Orientalistik, die im Laufe des 19. Jahrhunderts ebenfalls den Status einer *ancilla theologiae* verliert.

Rangordnungen unter ‚Völkern‘ werden zwar aufgrund individueller Präferenzen vollzogen, nicht zuletzt aber auch wegen der Zugänglichkeit bzw. Vertrautheit aufgrund eigener Partizipation. Doch lässt sich ein *Ethnozentrismus* im Laufe des 19. Jahrhunderts immer weniger durch die *Konstruktionsart* spezieller Philologen rechtfertigen, auch wenn die historisch-vergleichende Sprachforschung dem immer wieder frönt: „Jedes Volk entfaltet sein eigenstes Wesen, das der Erforschung und Aufbewahrung werth ist.“²¹ Trotz der Betonung der nationalen Komponenten der Nationalphilologien, wonach die Philologien „ihrem Wesen nach“ immer an „das Volk und Volkstum gebunden“ seien,²² hat das den transnationalen Charakter wissenschaftlicher Geltungsnormen nicht ausgeschlossen. Die Unterscheidung von ‚mittelalterlicher‘ und ‚klassischer Philologie‘ ablösend, tritt zu der ‚orientalischen‘ und der ‚klassischen‘ Gruppe von Disziplinen eine dritte hinzu, bei der sich das Bemühen zunächst darauf richtet, bei den „germanischen und romanischen Völkern“ ebenfalls die Voraussetzungen erfüllt zu finden, sie „als eine grosse Masse“ anzusehen, bei denen der „Gegensatz“ zwar „tiefgehend“ sei, aber kaum größer als zwischen den antiken Griechen und Römern (von Raumer 1860, S. 86). Zwar sei eine „Theilung“ der Arbeit im Bereich der „germanisch-romanischen Philologie“ erforderlich, doch dürfe dass nicht zur „Zerreißung des Gesamtgebiets“ führen. Wie bei der klassischen Philologie à la Boeckh wird eine umfassende ‚Kulturwissenschaft‘ der deutschen Philologie in Aussicht gestellt, die „Sprache und Literatur, Recht und Sitte, Kunst und Religion, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, einschließlich der Musik und der bildenden Künste, umfassen soll (S. 87 und S. 90-93).

Zwei Aspekte sind hierbei typisch: Der klassischen Philologie werden die modernen Philologien als *Gruppe* entgegengesetzt, und die einzelnen Philologien werden auf Konzepte individueller Kollektive („Völker“) gegründet. Diese überindividuellen Einheiten des Gegenstandsbereichs können als solche ihren eigenen (nationalen) Wert besitzen. Die ihnen verliehenen Züge von Individuen erlauben ihre partikuläre Betrachtung, die sie zugleich aber auch so konzipiert erscheinen lassen, dass die unterschiedlichen philologischen „Disciplinen“ zwar den „letzten und zureichenden Grund“ ihrer „wissenschaftlichen Einheit“ in der jeweiligen „Nationalität“ finden, dennoch sich jede „Seite ihres geschichtlichen Lebens“ auch „isoliert“ betrachten lasse, ohne „Nachtheil der Erkenntniss“ (Usener 1882, S. 13). Dadurch erscheint nicht nur eine ‚Arbeitsteilung‘ gerechtfertigt, ohne die Idee des ‚Ganzen‘ aufgeben zu müssen – dass niemand mehr das gesamte (philologische) Wissensgebiet zu

²⁰ Zunz, Zur Geschichte und Literatur [1845]. In: Id., Gesammelte Schriften. Bd. 1. Berlin 1875, S. 41-59, hier S. 59 und S. 48.

²¹ Georg Curtius, Ueber die Geschichte und Aufgabe der Philologie. Kiel 1865, S. 128.

²² Karl Brugmann (1849-1919), Sprachwissenschaft und Philologie. In: Id., Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. Strassburg 1885, S. 1-41, hier S. 11

überblicken vermag, ist seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein Topos –, sondern dadurch kann sich, nicht zuletzt unter dem Eindruck der vergleichenden Anatomie, die Idee *übergreifender Vergleiche* entfalten, sei es der ‚Sprache‘, sei es der ‚Völker‘, sei es irgendeiner ‚Seite ihres geschichtlichen Lebens‘. Nicht zuletzt angesichts solcher Vergleiche, „einer stufenweisen verallgemeinerten Vergleichung“, nähren sich Erwartungen, „in der Modalität einer besonderen Erscheinung ein wirkliches Gesetz“ entdecken zu können (Usener 1882, S. 16).

Im Zuge von Entwicklungen, die von ihr ausgegangen sind, büßt die klassische Philologie ihren Vorbildcharakter immer mehr ein: *zum einen* hinsichtlich der Wertschätzung von ‚Völkern‘, *zum anderen* hinsichtlich des Ziels der verallgemeinernden komparativen Betrachtung nicht zuletzt im Rahmen der historisch-vergleichenden Sprachforschung (bei unterschiedliche Aggregationen etwa von ‚Sprachfamilien‘). Nach dem Altphilologen Georg Curtius (1820-1885) werde es in absehbarer Zeit allein eine auf „Sprachvergleichung beruhende Behandlung der alten Sprachen“ geben und dadurch trete die „so oft verkannte Grammatik“ als ein „würdiges Glied in die Altertumswissenschaft“ ein.²³ Nur erwähnt sei, dass sich die *Linguistik* von der Philologie absondert, und zwar in dem Sinn, wie letztere verstanden wird als historische Disziplin der Interpretation von Texten, erstere als beschäftigt mit der Sprache als zugehörig zur ‚Naturgeschichte‘ des Menschen, und ein anhaltender Streit entbrennt darüber, inwieweit die Sprache eher ein ‚Natur-‘, denn ein ‚Geistesprodukt‘ ist.²⁴ Noch 1893 hält Karl Weinhold (1823-1901) fest: „Losgelöst hat sich die deutsche von der klassischen Philologie in ihren Wurzeln noch nicht“, freilich mit der bezeichnenden Qualifizierung: „wenigstens bei denen nicht, die nach Schulung und Methode Philologen sind“, und er bezieht sich auf die veränderte Wissenschaftskonstellation am Ende des Jahrhunderts, wenn er erläutert: „Geschähe solche Lockerung jemals, und wollte man z.B. eine rein naturwissenschaftliche Disciplin, die Lautphysiologie, als den Schwerpunkt germanistischen Wissens und Könnens ausgeben, wie wohl versucht war, so hieße das die Wurzeln des Baumes abhauen und er bräche zusammen.“²⁵

Die mehr oder weniger programmatischen Verlautbarungen des philologischen Schulterschlusses mit der Altphilologie sind eine Sache, eine andere ist die Verwirklichung entsprechender Kompetenzen in den neu erschlossenen Untersuchungsbereichen der deutschen Philologie – von der Aufnahme entsprechender Literatur im gymnasialen Unterricht ganz zu schweigen, auch wenn es Ausnahmen gegeben hat.²⁶ Bereits früh finden sich entsprechende Aufforderungen zur Imitation bei Erduin Julius Koch (1764-1834), der neben Theologie auch Altphilologie bei F.A. Wolf studierte, was nicht zuletzt Spuren in seiner *Hodegetik für das Universitäts-Studium* von 1792 sowie in seiner *Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften für Schulen und Selbst-Unterricht* hinterlassen hat. In seinem Versuch einer ‚wissenschaftlichen Grundlegung‘ der deutschen Philologie stand er nicht allein mit der Forderung,²⁷ „daß der werdende Deutsche Philolog zuvor ein Griechischer und Römischer Philolog geworden sey.“ Erst dann dürfte man hoffen, dass sich unsere „biedere“ Sprache und Literatur „aus ihrer unverdienten Verborgenheit“ hervorholen lasse. Hierzu bedarf es, dass „geübte und talentvolle Erklärer und kritische Bearbeiter des Homer und Horaz“ sich entweder zu diesem Gegenstand „herablassen“, zu den „Oberdeutschen und Niederdeutschen Sprachschätzen jedes Zeitpuncts und jeder Gattung“, oder es als ihr „patriotisches Verdienst ansehen, jene von Griechen und Römern hergeholten Fertigkeiten und Kenntnisse“ auf

²³ Curtius, *Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur classischen Philologie*. Berlin 1845, S. 49.

²⁴ Vgl. August Schleicher, *Linguistik und Philologie*. In: Id., *Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht*. Bonn 1850, S.1/2.

²⁵ Weinhold, *Rede beim Antritt des Rectorats* [...]. Berlin 1893, S. 3/4.

²⁶ Vgl etwa Friederich Gedike (1754-1803), *Einige Gedanken über deutsche Sprach- und Stilübungen auf Schulen*. [...]. Berlin 1793.

²⁷ Hierzu auch Uwe Meves, *Zur Rezeption der altdeutschen Literatur an den Gelehrtenschulen in Preußen am Ausgang des 18. Jahrhunderts*. In: Peter Wapnewski (Hg.), *Mittelalter-Rezeption*. Stuttgart 1986, S. 473-498, sowie Dirk Kemper, *Poeta philologus*. Philologie und Dichtung bei Wackenroder. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68 (1994), S. 99-133.

die Erklärung und kritische Bearbeitung „unserer weniger schönen, aber für uns nicht weniger reichhaltigen Sprachdenkmale, willig und ausdauernd anzuwenden.“²⁸

Was bei dieser Passage im Besonderen deutlich wird, ist der Gesichtspunkt des Gefälles im Gegenstandsbereich, das ein ‚Herablassen‘ erfordere: Mit der in der Altphilologie gewonnenen Kompetenz („Fertigkeiten“ und „Kenntnisse“) kommen „Sprachdenkmäler“ in den Blick, die zwar „weniger schön“ seien, die das aber aufgrund anderer Eigenschaften ausgleichen und die deshalb die intensiviertere philologische Aufmerksamkeit rechtfertigen. Noch ein halbes Jahrhundert später wird nicht ohne Erstaunen bemerkt, dass sogar die ebenso subtile wie aufwendige Textkritik auch auf nichtantike Texte angewendet worden sei,²⁹ so dass „sogar bei Schriftstellern, die nach Erfindung der Buchdruckerkunst lebten, von einer kritischen Ausgabe“ die Rede sein konnte, selbst von einer ‚*editio princeps*‘, von Collationieren der verschiedenen Ausgaben zu rein kritischen Zwecken, für die Herstellung eines unverfälschten Textes“ (Friedemann 1847, S. 256).

1. 1. 4 *Philologia classica* als Vorbild der deutschen Philologie

Schon Georg Friedrich Benecke (1762-1844), der zuerst Theologie, dann klassische Philologie bei Christian Gottlob Heyne (1729-1812) studierte, wird die Vorbildfunktion der *philologia classica* nicht nur postulieren, sondern praktizieren: „So ausgemacht es auch ist, daß die allgemeinen Grundsätze der Critik, wie sie bey den classischen Sprachen in der höchsten Periode ihrer Bildung angewandt werden, bey ihrer Anwendung auf die alte Deutsche Sprache, und die darin geschriebenen und von den Abschreibern und Umarbeitern oft so willkürlich behandelten Werke, gar manche besondere und eigenthümliche Bestimmung erfordern: so wahr bleibt es doch auf der anderen Seite, daß für das gründliche unserer alten vaterländischen Litteratur nichts ersprießlicher seyn kann, als wenn wir uns die genau critische Sorgfalt zum Muster nehmen, die man mit so vielem Scharfsinn und unermüthlich fortgesetztem Fleiße auf die Schriften der Griechen und Römer verwandt hat.“³⁰ Auch Friedrich Heinrich von der Hagen (1780-1856), ebenfalls Schüler Heynes und 1810 erster Inhaber einer Professur für deutsche Sprache, widmet seine Ausgabe des *Nibelungenlieds* von 1810 seinem Lehrer und „großen Vorbild“ Wolf, und auch er sieht in der klassischen Philologie die vorbildliche „Wissenschaft der Philologie“.³¹ Doch zeugt seine Übertragung editorischer Normen der Altphilologie in den Augen nicht weniger kritischer Zeitgenossen eher von ‚Dilettantismus‘.³² Vor allem der von F.A. Wolf beeinflusste Karl Lachmann (1793-1851) ist wesentlich daran beteiligt, dass die Übertragung von Mustern der Textkritik in der Germanistik bei der Untersuchung der Überlieferung mittelalterlicher Texte nicht nur Fuß fasst. Ihm gelingt es, dass sie in kurzer Zeit mit der Altphilologie ebenbürtig wird – bereits das 19. Jahrhundert sieht ihn als den ‚eigentlichen Begründer der

²⁸ Koch, Ueber Deutsche Sprache und Literatur. Ein Aufruf an sein Vaterland [1793]. Teilabdruck in Paul Raabe, Erduin Julius Kochs Pläne zur Erforschung der deutschen Sprache und Literatur. Ein Hinweis auf die Frühgeschichte der Germanistik. In: Ulrich Fülleborn und Johannes Krogoll (Hg.), Studien zur deutschen Literatur. Heidelberg 1979, S. S. 142-157, hier S. 151-157 (S. 153).

²⁹ Hierzu die Untersuchung zur Ausbildung von Formen philologischer Aufmerksamkeit im Blick auf die deutschsprachige Literatur des 18. Jhs. in Steffen Martus, Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George. Berlin/New York 2007 (Studia hermeneutica, Series Studia 3).

³⁰ Georg Friedrich Benecke, Beiträge zur Kenntniss der altdutschen Sprache und Litteratur. Erster Band [...]. Göttingen 1810, S. X. Ähnlich Bernhard Josef Docen (1782-1828), Ausführliche Beurtheilung der Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters herausgegeben durch von der Hagen und Büsching. In: Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche I (1813), S. 196-264 sowie S. 334-422, hier S. 201.

³¹ Vgl. von der Hagen, Der Nibelungen Liede in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften. Zu Vorlesungen. Berlin 1810, S. V.

³² Hierzu auch Eckhard Grunewald, Friedrich Heinrich von der Hagen 1780-1856. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik. Berlin/New York 1988, insb. S. 34-122

strengen Methode urkundlicher Kritik“.³³ Die einander „ausschließenden oder gar abstoßenden“ Philologien, klassische und deutsche, habe er als etwas „nahverwandtes zu handhaben und auszusöhnen“ verstanden, wie Jacob Grimm [1785-1863] 1851, S. 79, bestätigt.

In Lachmann drückt sich vieles vom anfänglichen Einfluss der Altphilologie auf die sich bildende deutsche Philologie aus. Er gehört denn auch zu denjenigen, die eine Professur sowohl für das eine wie das andere Fach bekleideten und zudem über respektable Kenntnisse in anderen neueren Sprachen verfügte (Englisch, Altfranzösisch, Italienisch), allerdings waren solche Sprachkenntnisse bei Altphilologen der Zeit nicht ungewöhnlich. Ein anderes Beispiel für die Vertretung beider Fächer ist Moriz Haupt (1808-1874), der sich (wie nicht wenige seiner Generation) autodidaktisch die Kenntnisse der deutschen Philologie aneignen musste und dabei auch ein Kenner altfranzösischer Literatur wurde. Nicht nur ist er Lachmanns Nachfolger auf der Professur für Lateinische Sprache und Literatur in Berlin, sondern ihm ‚ähnlicher‘ als selbst dessen unmittelbare ‚Schüler‘. Von sich selbst sagt er, dass „am frühesten ihn das deutsche Altertum gefesselt und begeistert“ habe.³⁴ Lachmann kann zudem geradezu als Sinnbild für die Maxime der Gleichbehandlung in der (Text-)Kritik gelten – für die in vielfacher Hinsicht, nicht zuletzt hinsichtlich der textgeschichtlichen Rekonstruktion, F.A. Wolfs *Prolegomena ad Homerum* von 1795 für lange Zeit das Vorbild gewesen ist. Neben den mittelhochdeutschen Editionen wie des Nibelungenliedes legte Lachmann mehrere, in der Zeit bewunderte Editionen antiker Autoren vor, herausragend die des Lukrez. Sein Versuch, nicht den ursprünglichen Text des Neuen Testaments zu restituieren, sondern den, der dem vierten Jahrhundert vorgelegen hat, findet in der Zeit zwar nicht wenige Kritiker, führt aber zu einer bahnbrechenden Edition.³⁵ Doch die massive Kritik an seiner Edition, die mit der schwindenden ‚Festigkeit des Wortes‘ immer wieder auch die Autorität des (sakralen) Textes schwinden sah, hat immerhin dazu geführt, dass Lachmann genötigt wurde, über seine Editions-Prinzipien explizit, freilich noch immer überaus lakonisch „Rechenschaft“ zu geben.³⁶ Freilich hat die dieser Edition von nicht wenigen Zeitgenossen auch bescheinigte ‚Unvergänglichkeit‘ angesichts der einsetzenden fulminanten Forschungen zum *Novum Testamentum graece* nicht einmal über das 19. Jahrhundert ange dauert: Die Editionen Konstantin von Tischendorfs (1815-1874) von 1869-1872 sowie von Brooke F. Westcott (1825-1901) und Fenton J. A. Hort (1828-1892) von 1881 lassen Lachmanns Editionen im nachhinein nur als einen ersten Versuch erscheinen.

Lachmann hat sich aber nicht allein auf Editionsfragen bei der Heiligen Schrift beschränkt, sondern auch einen gewichtigen Beitrag zu der heftig diskutierten ‚synoptischen Frage‘ bei den Evangelien geliefert, in der er zeitgleich mit Christian Gottlob Wilke (1786-1854) und Christian Hermann Weiße (1801-1866) die Vermutung der Priorität des Markus-Evangeliums in Abgrenzung zur der in der Zeit dominierenden Auffassung des Matthäus als ‚Urevangelisten‘ zu begründen versuchte. Daneben edierte er einen wichtigen juristischen Text - Gaius‘ (2. Jh. n. Chr.) Kommentar der *Institutionen* - und legt mit der Lessing-Ausgabe die *kritische* Edition eines neuzeitlichen Autors vor. Freilich handelt es sich nicht um die erste Edition dieser Art, da ihm der Universalgelehrte Richard Bentley (1662-1742), den das 19. Jahrhundert als Vorläufer des eigenen Selbstverständnisses seiner philologischen Bemühungen wie keinen zweiten schätzte, mit der 1732 erscheinenden Edition von Miltons *Paradise Lost* vorausgegangen war.³⁷ Wie Jacob Grimm in seiner Gedenkrede auf Lachmann, wenn auch nicht

³³ So Conrad Bursian (1830-1883), *Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Zweite Hälfte. München/Leipzig 1883, S. 789.

³⁴ Julius Zacher (1816-1887), Moritz Haupt. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 5 (1874), S. 445-456, hier S. 445.

³⁵ Hierzu jetzt Winfried Ziegler, *Die ‚wahre strengthistorische Kritik‘. Leben und Werk Carl Lachmanns und sein Beitrag zur neutestamentlichen Wissenschaft*. Hamburg 2000.

³⁶ Vgl. Lachmann, *Rechenschaft über seine Ausgabe des Neuen Testaments*. In: *Theologische Studien und Kritiken* 1830, S. 817-845.

³⁷ Hierzu Joseph M. Levine, *Bentley's Milton: Philology and Criticism in Eighteenth-Century England*. In: *Journal of the History of Ideas* 50 (1989), S. 549-568, aber auch Helmut Henne, *Eine frühe kritische Edition neuerer Literatur. Zur Opitz-Ausgabe Bodmers und Breitingers von 1745*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 87 (1968), S. 180-196.

ohne Distanz bemerkt, hätte Lachmann nur „der zufall“ nicht zur Herausgabe eines „alten griechischen arztes geführt; so hätte er neben dem theologischen, dem juristischen auch noch einen medizinischen Dokortitel ehrenhalber erhalten“ (Grimm 1851, S. 78/79). Wohl kein anderer Philologe hat zusammen mit den Grimms, der „Dreiheit“, das philologische Selbstverständnis, aber auch das Bild von der Germanistik im 19. Jahrhundert so geprägt, wie Lachmanns Adaptation altphilologischer Muster.³⁸

Nicht nur bediente er sich in seinen analysierenden Untersuchungen mittelhochdeutscher Texte weitgehend der Terminologien der griechischen Grammatik. Vor allem bei seinen viel bewunderten Systematisierungen der mittelhochdeutschen Metrik folgt er nicht zuletzt dem Vorbild, das Gottfried Hermann (1772-1848), einer der bedeutendsten Altphilologen der ‚zweiten Generation‘, mit seinen Untersuchungen für die klassische Philologie geprägt hat – und wie in der Altphilologie spielen auch hier die zu erwartenden, dem Autor zuschreibbaren metrischen Regelmäßigkeiten als Richtlinien eine gewichtige Rolle für die Handschriften- und Textkritik. Zugleich sieht Lachmann aber auch die Grenzen der Behandlung der vorgefundenen Versformen nach antiken Versmustern.³⁹ In seiner frühen Schrift *Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth* überträgt er auf das Nibelungenlied – der deutschen *Ilias*,⁴⁰ auch wenn eine solche Einschätzung nie unstrittig war – seine ‚Liedertheorie‘ in explizitem Anschluss an das, was F.A. Wolf am Homer entwickelt hatte, und wendet es selbstständig auf die *Ilias* an. Freilich dürften Lachmanns diesbezügliche Anwendungen auf die antike Literatur im Wechselspiel zu seiner Arbeit am Nibelungenlied gestanden haben.

Beides, die Homer- wie die Nibelungen-Philologie, ist in mehrerer Hinsicht exemplarisch. Ebenso wie Wolf die Homer-Forschung hat auch Lachmanns ‚Liedertheorie‘ – bis zu zwanzig ‚Lieder‘ vermochte er zu unterscheiden – große Teile der Nibelungenforschung im 19. Jahrhundert beeinflusst. Dazu gehört denn auch, dass beide Unternehmungen zahlreiche ähnliche strittige Diskussionen nach sich ziehen. Vor allem kreisen sie – vereinfacht gesagt – um *eine* Frage (‚Analytiker‘ versus ‚Unitarier‘): Inwieweit lässt sich bei Werken, die aufgrund der rekonstruierten Entstehung aus einzelnen „romanzenartigen Liedern“ zusammengesetzt sind und die so als zerstückelt erscheinen, nicht mehr von „Einem Homer! Einer Ilias! Einer Odysse!“⁴¹ sprechen? Inwieweit können sie noch als Einheit und als Träger bestimmter (ästhetischer) (Makro-)Eigenschaften angesehen werden, etwa als Produkt einer „Natur-“ oder „Volkspoesie“, die der „Kunstpoesie“ vorausgehe? Aber auch nicht wenige Ähnlichkeiten der philologischen *Praxis* der *philologia classica* und *moderna* lassen sich an diesen beiden Exempeln illustrieren. Dazu gehört denn auch die Fragilität der Schlüsse von *textinternen* Eigenschaften – wie Widersprüche, Sprünge, unmotiviert Übergänge, Zahlenangaben, Reimform, aber auch ‚das Motivlose‘ sowie der ‚Mangel des inneren Zusammenhangs‘ – auf Konstellationen der Verfasserschaft wie der Entstehung⁴² sowie von Schlüssen von der ‚Einheit‘ und ‚Geschlossenheit‘ des Textes auf die „ausgebildete Subjectivität des Dichters“.⁴³ Neben den verschiedenen Formen der Kollektivierungen haben sich denn auch immer Vorstellungen einer individuellen Dichterpersönlichkeit zu halten vermocht.⁴⁴

³⁸ Neben Sebastiano Timpanaro, *Die Entstehung der Lachmannschen Methode* [ital. 1963 und 1985]. Hamburg 1971) und Magdalene Lutz-Heusel: *Prinzipien der ersten textkritischen Edition mhd. Dichtung. Brüder Grimm – Benecke – Lachmann*. Berlin 1975 vgl. Giovanni Fiesoli, *La Genesi del lachmannismo*. Firenze 2000.

³⁹ Vgl. Lachmann, *Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst* (1823/24) mit Beiträgen von Jacob Grimm und einer Einleitung hg. von Ursula Hennig. Tübingen 1990, mit weiteren Hinweisen.

⁴⁰ Vgl. Annegrete Pfalzgraf, *Eine Deutsche Ilias? Homer und das „Nibelungenlied“ bei Johann Jakob Bodmer; zu den Anfängen der nationalen Nibelungenrezeption im 18. Jahrhundert*. Marburg 2003.

⁴¹ So Johann Heinrich Voß (1751-1826) in einem Schreiben an Wolf vom 3. 11. 1796 in Voß, *Briefe nebst erläuternden Beilagen*. Hg. von Abraham Voß. Bd. 2. Halberstadt 1830, S. 239.

⁴² Lachmann war bei den Vermutungen, worin die einzelnen ‚Lieder‘ ihre Grundlage haben, vorsichtiger als beispielsweise Wilhelm Grimm, vgl. Id., [Rez.:] Carl Lachmann, *Über die ursprüngliche Gestalt* [...1816]. In: J. und W. Grimm, *Werke*. [...]. Abteilung II. Bd. 32. Hildesheim/Zürich/New York 1992, S. 176-195, hier S. 186.

⁴³ Karl Müllenhoff, *Einleitung: Die echten Teile des Gedichts*. In: Id. (Hg.), *Kudrun*. Kiel 1845, S. 122.

⁴⁴ So etwa bei Friedrich Gottlieb Welcker (1784-1868), *Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter*. Erster Theil. Bonn (1835) ²1865, S. 119.

Wahrgenommen wurde im Zuge dieser Diskussionen nicht zuletzt der *zeitnahe* Wandel der (ästhetischen) *Rahmenannahmen* der interpretatorischen Zugriffe – etwa die der Ursprünglichkeit oder der Einheitlichkeit. So sind es nach Karl Otfried Müller (1797-1840), einer autoritativen altphilologische Stimme in der Zeit, nicht so sehr die einzelnen Argumente F.A. Wolfs gewesen, auf der seine Ergebnisse beruhen. Vielmehr sei es die „Grundansicht“ seiner Zeit von der Entstehung „poetischer Kunstwerke und von dem Gange, den der menschliche Geist einschlagen muss, um zu solchen zu gelangen“, die Wolf den Homer „mit Scharfsinn und Witz“ in veränderter Weise sehen ließ. Mittlerweile jedoch habe sich eine andere „ästhetische Ansicht“, die der „organischen Entwicklung“, durchgesetzt. Die alte Zeit erscheine nun als „roh, äußerlich, atomistisch“. ⁴⁵ An anderer Stelle konturiert Müller das Bild noch prägnanter: Es sei eine Zeit gewesen, in der man „die Entstehung jener großen Ganzen für begreiflicher“ hielt, wenn man sie „in Stücke theilte, deren einzelne Abfassung der *rudis antiquitas*, die kluge Zusammenkittung aber einem schon raffinierten Zeitalter zugeschrieben wurde.“ Dabei ging man nach Müller sogar so weit, die Teile der Ilias und der Odyssee „gleichsam wie Atome in einem wilden Chaos mannigfacher Poesieen umherschwimmen zu lassen, bis ein ordnender Geist sich ihrer bemächtigt und sie so schön verbunden habe.“ Seit dieser Zeit, so hält Müller selbstbewusst fest, habe die „Auffassungsweise der Kunst wie der Geschichte des menschlichen Geistes“ ähnliche Fortschritte gemacht, „wie die philosophische Betrachtung der Natur.“ Danach habe man erst begreifen können, dass das, „was wahrhaft als ein Ganzes“ in sich zusammenhängt, nur von „einem innern Lebenskeime, welcher das Ganze schon dynamisch in sich trägt, ausgehen“ könne und man erkenne dabei in den Werken „einen organischen Zusammenhang, der alle Theile wie Glieder eines Körpers beherrscht“, freilich nicht durch „Anlegung des Richtscheits einer einseitigen Theorie“, sondern durch „ein lebendiges Eindringen in jene ältesten Kunstwerke der Griechenwelt.“ ⁴⁶ Am Anfang des 20. Jahrhunderts konnte man dann in der Rückschau von der „nur zu lange herrschenden Sucht, zu zergliedern, zu zerfetzen“ in der Homerphilologie sprechen. ⁴⁷

Auch wenn die Gegenstände hinsichtlich ihres Ansehens unterschiedlich gewichtet waren, hat es lange eine die klassische und die deutsche Philologie übergreifende Entwicklung von Vorstellungen gegeben, einen *mainstream*, der allerdings nicht ausschloss, dass die Disziplinen nach ihren Vertretern in sich immer auch von heterogener Vielfalt gewesen sind. Zudem wäre die Auffassung zu simplifizierend, die Einwirkungen, der Austausch unter den verschiedenen Philologien – *sacra* und *profana*, *classica* und *moderna* — würden immer nur in eine Richtung verlaufen. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Zerstückelung des Homer – bei der nicht allein Goethe Probleme hatte, ihre Konsequenzen für seine literarische Produktion einzuschätzen, auch wenn er sie vergleichsweise aufgeschlossen rezipiert hat (Danneberg 2004) – ihre Vorprägung in der *philologia sacra* finde ⁴⁸: Vermutlich dürfte die Verwendung zweier unterschiedlicher Gottesnamen (*Yawe*h und *Elohim*) in der *Genesis* den Lesern wohl nie verborgen geblieben sein. Allerdings bedeutet das weder, dass dafür ‚plausible‘ Erklärungen zur Verfügung gestanden haben, noch dass es überhaupt als ein dringlich zu lösendes (philologisches) Problem angesehen wurde. Etwa zeitgleich und unabhängig voneinander entwickeln Jean Astruc (1684-1766) und Henning Bernhard Witter (1683-1715) eine ‚Quellentheorie‘, die diesen Befund nicht allein als

⁴⁵ Müller, [Rez.:] *Sacra natalitia* [...1828]. In: Id., Kleine deutsche Schriften [...]. Erster Band. Breslau 1847, S. 398-400, hier S. 399.

⁴⁶ Müller, [Rez.] *De Historia Homeri* [...1831]. In: ebd., S. 402-415, hier S. 402/03; auch Karl Lehrs (1802-1878), [Rez.] J. Kreuser, Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Köln 1883. in: Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 2 (1834), S. 625-636, hier S. 628.

⁴⁷ So z.B. von Erich Bethe (1863-1940), Die Einheit unserer Ilias. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 17 (1914), S. S. 362-371, hier S. 371.

⁴⁸ Wolf weist selbst auf diese Parallele hin, vgl. Id., Prolegomena ad Homerum sive der Operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi [1795]. Curavit Rudolfus Peppmüller. Halle ³1884 (ND Hildesheim 1963), § XV, S. 47, Anm. 25; zum Thema Anthony Grafton, Prolegomena to Friedrich August Wolf. In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 44 (1981), S. 101-129, insb. S. 121ff, ohne es jedoch direkt nachweisen zu können.

Indikator für verschiedene, im Text der *Genesis* miteinander verbundenen Überlieferungen liest, sondern weitreichende Schlüsse hinsichtlich der Homogenität und Fragmentierung des Textes zieht.

Diese *Deutung* eines offenkundigen Befundes bleibt zunächst ohne nennenswerte Wirkung. Erst im Zuge der Rezeption vor allem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland hat sie, wenn auch in immer wieder modifizierter Form, eine grandiose Wirkung entfalten können. Vielleicht handelt es sich tatsächlich um einen Einfluss, der von der *philologia sacra* zur *philologia profana* führt; doch ist es auch ein Beispiel dafür, dass es nicht einfach ist, die Vermittlungsweg genauer zu erkunden: Aus dem *altphilologischen* Seminar Heynes in Göttingen, einer der Keimzellen einer Lehrform der universitären Ausbildung, die im 19. Jahrhundert in vielfacher Hinsicht zum Vorbild wird, scheinen nicht wenige Philologen hervorgegangen zu sein, die den Gedanken der Zerstückelung im Blick auf den Text der *Genesis* aufgenommen und für seine Verbreitung gesorgt haben, allen voran der Alttestamentler Johann Gottfried Eichhorn (1752-1827). Wie wenig man in der Regel auch immer von dem weiß, was in den altphilologischen Seminaren der Zeit, dem Heynes im Besonderen, behandelt und erarbeitet wurde - in mehrfacher Hinsicht kann Heyne als Vorläufer der Homer-Kritik seines Schülers F.A. Wolf gelten, was denn auch zu einem überaus scharfen Prioritätsdisput geführt hat). Über Heynes Lehre berichtet Alexander von Humboldt (1769-1859), zwar nicht er selbst, dafür aber sein Bruder hatte das Privileg, (ordentliches) Mitglied des Seminars Heynes gewesen zu sein, dass er „Homer“ und „Moses“ verglichen habe und dabei „die richtige Erklärung“ des Alten Testaments „gleichsam von selbst“ entstanden sei.⁴⁹ Es könnte der Vergleich hinsichtlich der Heterogenität der Texte sein, der bei dem Philologen Heyne den Weg vom Homer zu den Schriften des Alten Testaments nimmt; es könnte sich aber auch um die Anwendung des Mythosbegriffs Heynes auf das Alte Testament handeln. Es ist nicht einfach, dem womöglich wechselseitigen Austausch der *philologia sacra* und *profana* nachzuspüren, auch wenn Goethe, der zur gleichen Zeit Wolfs *Prolegomena ad Homerum* und Eichhorns *Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament* liest, in der sich die Ergebnisse der philologischen Kritik an der textuellen Integrität des ersten Buches Mose dargelegt finden, „die wunderbarsten Lichter“ aufgehen⁵⁰ – Schleiermacher spricht in einem Atemzug von den „Tollheiten“, die in die Poetik gekommen seien, da man die „Iliade“ sowie den „Pentateuch, den Josua“ als eine „ursprüngliches ganzes“ angesehen habe⁵¹ –, und Goethe lässt an anderer Stelle von der Bibel sagen, dass sie als „ein täuschendes Ganzes entgegentritt“.⁵²

Obwohl er sich mit dem restriktiven Philologieverständnis nicht nur von Altphilologen kritisch auseinandersetzt und er sehr früh wie andere allerdings auch,⁵³ bereits drei Professuren für die modernen Philologien forderte (zwei ordentliche für Germanistik und Romanistik, eine außerordentliche vorzugsweise für englische), heißt es 1840 bei dem sehr rührigen Karl Mager (1810-1858): „Auch sei keinem der sich Philologe nennen will, der Zugang zu einem andern Volke gestattet, er habe denn einen Weg dahin über Rom und Athen genommen.“⁵⁴ Noch zwanzig Jahre später konzidiert Friedrich von Raumer (1781-1873) im Rahmen seiner Erörterungen zu einer Begründung der deutschen Philologie mit besonderem Blick auf die Frage nach der „wechselseitigen Stellung der einzelnen Disciplinen des Faches“ sowie wie über ihren „Werth für die höhere Geistesbildung“, dass „eine gründliche Kenntnis“ der lateinischen und griechischen Sprache wie Literatur sowohl für den „wissenschaftlichen Betrieb der übrigen Disciplinen“, als auch den schulischen Lehrbetrieb „unerlässliche

⁴⁹ Von Humboldt, Die Jugendbriefe [...]. Hg. von Ilse Jahn und Fritz G. Lange. Berlin 1973, S. 68 (Brief von 1789).

⁵⁰ Goethe am 19. 4. 1797 an Schiller (Briefe, ed. Staiger, S. 373).

⁵¹ Schleiermacher, Hermeneutik und Kritik. Frankfurt/M. 1977, S. 176 [1826/27].

⁵² Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre ([1820/21], HA 8, S. 160).

⁵³ Vgl. Mager, Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Litteraturen und die Mittel ihm aufzuhelfen. Zürich 1843, S. 110, Julius Heintze, Über die Notwendigkeit auf den Universitäten Professoren der neueren Sprachen zu Begründungen. In: Jahrbuch der deutschen Universitäten 1 (1842), S. 339-349.

⁵⁴ Mager, Die moderne Philologie und die deutschen Schulen. In: Pädagogische Revue 1 (1840), S. 1-80, hier S. 8.

Bedingungen“ darstellten (von Raumer 1860, S. 85). Wie in der klassischen Philologie bildeten auch in der deutschen „die Kritik“ sowie „die Auslegung“ die „unentbehrlichste Grundlage“: In beiden finde sich die „grösste Ähnlichkeit“ bei der „kritischen Feststellung des Textes“ sowie bei „der Erklärung deutscher Schriftwerke“; die deutsche Philologie verlange „dieselbe Schärfe, Sicherheit und Genauigkeit“ wie es bei den griechischen und römischen „Klassikern“ der Fall sei (S. 89).

Mittlerweile jedoch wird das gegengewichtet durch Versuche, „den Gewinn“ aufzuzeigen, den „die deutsche philologie, die wissenschaft der deutschen sprache und des deutschen alterthums, der classischen philologie“ gewähre (Haupt 1848, S. 237). Diesen ‚Gewinn‘ erkundet Moriz Haupt in drei Bereichen: in dem der (indogermanischen) Sprachforschung mit dem Aufsuchen „ihrer ungeahnten gesetzmässigkeit“, so dass die Erforschung der „germanischen sprachen zur aufhellung griechischer und lateinischer wörter und formen schon vieles beigetragen“ habe (S. 242); in dem der „altdeutschen dichtung“, insofern sich „gegensätze“ sowie „analogien“ zur „auffassung der poesie der Griechen und der sie nachahmenden Römer“ ergeben, nicht zuletzt da sie vom klassischen Altertum „unberührt“ geliebt sei (S. 244/45); schließlich in dem der „mythologie“, bei der es trotz der „trümmerhaften unvollständigkeit der deutschen mythologie“ auch hier die „vergleichende betrachtung“ einen Zugewinn erbringe (S. 249-251). Den entstehenden Eindruck freilich, die deutsche Philologie sei nur eine „hilfswissenschaft“ für die klassische, wehrt Haupt ab, indem er in ihr noch eine „andere selbständigere bedeutung“ sieht; sie bestehe im Erwecken und Erhalten des Bewusstseins „unserer eigenart“ (S. 251/52).

Nicht allein die Gleichbehandlungsmaxime schafft verwandtschaftliche Beziehungen zwischen *philologia classica* und *moderna*, sondern auch der *materiale* Aspekt der allgemeinen Philologie: Auch für die Texte der modernen Philologien erscheint der *sensus auctoris et primorum lectorum* als die Orientierung – so heißt es beispielsweise zum Grundsätzlichen des „philologischen Verständnisses“ bei Lachmann, man werde mit „folgsamer hingebung die gedanken absichten und empfindungen des dichters, wie sie in ihm waren *und wie sie den zeitgenossen erscheinen mussten*, rein und voll zu *widerholen*“ suchen.⁵⁵ Lachmanns *in hermeneuticis* wie *in criticis*, den methodischen Regeln seiner Philologie, selbst bei den Zeitgenossen schon sprichwörtliche Wortkargheit legt nahe, der zitierten Passage einen Fingerzeig auf Unausgesprochenes zu entnehmen. So gewinnt der von ihm gewählte Ausdruck des ‚Wiederholens‘ Signalkraft: Es dürfte sich um eine Anspielung auf das Konzept der ‚Nachconstruction‘ handeln. An anderer Stelle schreibt Lachmann über den Editor: Er müsse, um seine philologische „Arbeit“ leisten zu können, „jeden Augenblick und bei jedem Zweifel dem Verfasser in seine geistige Werkstatt schauen und ganz die ursprüngliche Thätigkeit desselben reproducieren können“.⁵⁶ Schleiermacher, den Lachmann nicht nur wie kaum einen zweiten schätzte und mit dem er in regem Austausch stand, hat den Gedanken der ‚Nachconstruction‘ entfaltet. Eingebunden ist er in einen *ordo inversus*, der eine Probe für die Güte des hermeneutischen erlangten Wissens bilden soll (vgl. Danneberg 2007a und 2007b). Schleiermachers gelegentliche Rede über das Verstehen, als dessen „beste Probe“ die „Nachahmung“ sei,⁵⁷ bringt August Boeckh, auch hier wohl unter Einfluss seines Freundes Schleiermachers, auf den Punkt: „Wäre die Aufgabe“, gemeint ist die ‚individuelle Interpretation‘. „völlig lösbar, so müsste man das ganze Werk reproduzieren können und zwar mit Bewusstsein und Reflexion; dies wäre die endgültige Probe des individuellen Verständnisses. Hierzu wäre aber nöthig, dass man vollständig in eine fremde Individualität einginge, was nur approximativ zu erreichen ist“ (Boeckh 1877, S. 140).

Nicht selten erst postum veröffentlicht und oftmals aus der Verschwiegenheit des *tacit knowledge* entlassen in der Not massiver Interpretationskontroversen, bei denen zur eigenen Rechtfertigung denn auch die angewandten

⁵⁵ Lachmann, Vorrede. In: Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Mit Anmerkungen von G.F. Benecke und K. Lachmann [1827]. 2. Ausgabe. Berlin 1843, S. III-X, hier S. III (meine Hervorhebungen).

⁵⁶ Lachmann, Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. [...]. Berlin 1841, S. 15.

⁵⁷ Schleiermacher, Hermeneutik, S. 168.

philologischen Methoden, die *hermeneutica utens*, einer Reflexion unterzogen werden, ist es ein oft bemerktes, wenn auch nie einigermaßen erklärtes Kuriosum der (Alt-)Philologie des 19. Jahrhunderts, dass man so überaus sparsam mit expliziten theoretischen hermeneutischen Bekundungen (*hermeneutica artificialis*) zur eigenen philologischen Arbeit gewesen ist. Das fünfte Gebot der „Zehn Gebote für klassische Philologen“: „Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen“,⁵⁸ lässt zwar darauf schließen, dass es aus Sicht desjenigen, der es formuliert hat, schon zu oft übertreten wurde, aber angesichts der Methoden-Logorrhöe des folgenden Jahrhunderts erscheint das in einem ganz anderen Blickpunkt. Wenig erhellend sind nicht nur Erklärungen, die meinen, die ganze Last der philologischen Normierung ließe sich allein Vorstellungen eines philologischen Ethos zuschreiben. Noch mehr verbietet es sich, aus einigen steilen, kontextentrissenen Dikta auf einen Wunderglauben an die Methode zu schließen. Anlass hat hierzu war oft ein Wort Friedrich Ritschls (1806-1876): „Besser methodisch irren, als unmethodisch d.h. zufällig das Wahre finden.“⁵⁹ Gerichtet ist das zweifellos gegen diejenigen, die das ‚Unmethodische‘ zum Prinzip erheben oder das ‚Methodische‘ (der Textkritik) kritisieren. Zugleich ist es aber wichtig zu bemerken, dass die Provokation der Formulierung sich einer gelehrten Anspielung verdankt und erst so erhält sie ihren pointiert sentenzhaften Charakter. Es handelt sich um ein verbreitetes Muster, das wohl auf ein von Cicero geprägtes Diktum zurückgeht: Man wolle lieber mit Platon hinsichtlich der Unsterblichkeit irren als mit den Leugnern die Wahrheit erfahren (Cicero, *Tusc.* 1, 17, 39: *Errare mehercule malum cum Platone [...] quam cum istis vera sentire*). Im Laufe der Zeit wird der Eigenname und die benannte Sache dieser Sentenz zur frei einsetzbaren Variable und dann scheint sie eine ebenso sprichwörtliche wie bedingungslose Autoritätsgläubigkeit zum Ausdruck zu bringen. Doch recht besehen erlauben die Kontexte der Verwendung dieser Sentenz in der Regel diesen Schluss ebenso wenig wie bei Ritschl den auf eine bedingungslose Methodengläubigkeit.

Es sind Überpointierungen, die ebenso oft in die entgegengesetzte Richtung weisend sich finden lassen, nicht selten bei demselben Philologen. Betont wird dann die ‚Genialität‘, die ‚Divination‘, der ‚feine Takt‘, das ‚Gefühl‘ oder das ‚Gespür‘ bei der philologischen Arbeit bis hin zum gern als Motto zitierten, allerdings nur zugeschriebenen Diktum: „wer nichts von der Sache versteht, schreibt über die Methode!“ Auch dieses Diktum erhellt sich erst durch seinen Kontext: Es ist nur die Ablehnung der *pädagogischen* Ausrichtung der philologischen Arbeit „auf die Forderungen und Bedürfnisse der Schule“. ⁶⁰ Solche oftmals nur dem Anschein nach gegenläufigen Bekundungen zur Methode der Philologie des 19. Jahrhunderts – Moriz Haupt soll seine Vorlesungen mit dem Einleitungssatz begonnen haben, dass das „eigentliche Ziel“ sei, „Methode zu lehren“⁶¹ – finden eine Erklärung, die wesentlich auf die *hermeneutica docens* des *seminarium philologorum* verweist, also der Kernzelle des (alt-)philologischen Ausbildung und Arbeitens, das die modernen Philologien (aber auch die Mathematik), wenn auch zunächst verhalten (erst 1858 gibt es das erste germanistische Seminar) imitieren. Die Prägungen des philologischen Arbeitens haben wohl die meisten Neuphilologen in den *seminaria philologia* der Altphilologen erfahren: Mehr als die Hälfte der ersten hundert Professoren der Germanistik wurden als Altphilologen ausgebildet, ein Drittel haben Theologie studiert, Jura und Philosophie zusammen ebenfalls ein Drittel.⁶² Ausgebildet nicht zuletzt am Vorbild gelungener philologischer ‚Meisterwerke‘ – ausdrückt etwa in Formulierungen wie der zu Lachmanns Lukrez-Edition, dass man „an“ ihr die textkritische Methode erlernt

⁵⁸ In: Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. [...]. Th. II. Leipzig 1894, S. 907 (7. März 1873).

⁵⁹ Ritschl, Zur Methode des philologischen Studiums (Bruchstücke und Aphorismen) [Ende 1850]. In: Id., Id., Kleine philologische Schriften. Bd. V. Leipzig 1879, S. 19-32, hier S. 27.

⁶⁰ Hermann Köchly (1815-1876), Gottfried Hermann. [...]. Heidelberg 1874, S. 85.

⁶¹ Nach Christian Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer [...]. Berlin 1879, S. 72.

⁶² Zahlenangaben nach Jörg Jochen Müller, Germanistik – eine Form bürgerlicher Opposition. In: Id. (Hg.), Germanistik und deutsche Nation 1806-1848. Stuttgart/Weimar (1974) 2000, S. 5-122, hier S. 31/32.

habe⁶³ –, wurden bei intensiver Interaktion Fähigkeiten, Fertigkeiten und Methoden des eigenen Arbeitens ausgebildet und wissenschaftliche Normen, vor allem aber ein *philologischer Takt* gleichsam habituell internalisiert.⁶⁴

Letztlich dürfte hier auch die Erklärung zu suchen sein für die angesichts des zeitgenössischen Trends – mit zuletzt 1838 in Tübingen, 1847 in Würzburg besitzt jede (deutsche) Universität ein altphilologisches Seminar – befremdlich wirkende Ablehnung einiger Philologen gegenüber der Einrichtung neuphilologischer Seminare. Prominentestes Beispiel ist die lebenslange Verweigerung Karl Müllenhoffs (1818-1884), auch wenn er die „idealistische Auffassung“ des Gegenstandes der klassischen Philologen nicht zu teilen vermochte und betont, sie könnten „das erfolgreiche Zusammenwirken“ der modernen Philologien nicht mehr „ohne ihren Schaden“ übersehen (Müllenhoff 1854, S. 190): Es bleibt das hergebrachte *altphilologische Seminar*, in dem auch der Neuphilologe seine „philologische Vorbildung“ zu erlangen habe (Müllenhoff 1854, S. 189) – nicht im Sinn eines allgemeinen und explizit begründeten philologischen Regelwissens (*critrica* und *hermeneutica artificialis*), sondern im Sinn des Erwerbs von Fertigkeiten (*hermeneutica utens*), und in diesem Sinn gibt es dann „nur Eine Philologie“ (Müllenhoff 1856, S. 199) und nur ein Seminar. Immer wieder wird denn auch auf die im philologischen Seminar erfolgte mündliche Unterweisung hingewiesen.

So erläutert die Annahmen zu Lachmanns Ausgabe der Nibelungen von 1826 erst sein Schüler Karl Müllenhoff, posthum und gleichsam mit Insider-Wissen vor dem Hintergrund eines heftigen Streits unter dem Vorwand einer Rezension und ein anderer Schüler Julius Zacher greift hierauf zurück, wenn er dafür Verständnis wirbt, dass alles „aufs knappste ausgedrückt“ sei, „oft nur so wie der mathematiker seine formeln schreibt, die jeder nichtmathematiker ratlos anstarrt, und die bewiese stehen an den betreffenden stellen meist gerade eben nur so weit als sie gerade eben hier nötig sind.“ Freilich wird dem „kenner“ alles „verständlich und höchst belehrend und anziehend“, auch wenn auch ihm „die mühe des aufmerksamsten lesens und nachdenkens nicht erspart bleibt“. Doch wer aus „aus eigener kraft“ allein ohne das in en Seminaren erworbenen Fertigkeiten sich in das „verständnis“ einarbeiten und „den grossen zusammenhang überblicken soll, der möchte freilich fast verzweifeln, und bedarf langer, ernster und unermüdlicher anstrengung.“⁶⁵ Hier zeichnet sich ein Gestus der Professionalisierung ab, indem für die Zugänglichkeit solcher wortkargen wissenschaftlichen Texte allein ein über das Fach-Studium zu erlangendes (Experten-)Wissen Voraussetzung ist.⁶⁶ In dieser Exklusivität textphilologischer Adressaten ist der über das Jahrhundert anhaltende Widerstreit zwischen Professionalisierung und Orientierung an ein ‚allgemeines‘ Publikumsinteresse angelegt.⁶⁷

1. 1. 5 Aufwertung des Gegenstandsbereichs und als philologische Disziplin

Freilich hat die Institutionalisierung einer Disziplin nicht allein etwas mit dem erfolgreichen Imitieren dessen zu tun, was in der Zeit als gelungene Wissenschaftspraxis gilt – das grenzt sie mehr oder weniger vom ‚Liebhaber‘ und ‚Dilettanten‘ ab –, auch nicht allein damit, dass die Gegenstände als würdig gelten, bei bestimmten Zielsetzung intensivierten philologischen Prozeduren unterworfen zu werden, sondern wichtiger ist als Voraussetzung die Anerkennung der Versprechen, dass die spezielle Beschäftigung eine bestimmte Leistung zu

63 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*. Leipzig/Berlin 1921, S. 59.

64 Hierzu L. Danneberg. *Das Seminarium philologicum* des 19. Jahrhunderts zwischen *Takt* und *Methode* – mit Blick auf die Geschichte des intensiven Lesens und der Arbeit im naturwissenschaftlichen Labor. Erscheint Berlin/New York 2008.

65 Müllenhoff, *Zur Geschichte der Nibelunge Not*. Braunschweig 1855.

66 So heißt es im Blick auf die Editionen bei dem Lachmann-Schüler Julius Zacher, Ein fehler Lachmanns in seiner kritik und erklärang von Hartmannes Iwein. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 7 (1876), S. 175-207, hier S. 206/07:

67 Vgl. ua. Rüdiger Krohn, „...daß Alles Allen vesrändlich sey ...“. Die Altgermanistik des 19. Jahrhunderts und ihre Wege in die Öffentlichkeit. In: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994, m S. 264-333.

erbringen vermag. Die Disziplinbildung im 19. Jahrhundert ist ein komplexer, mitunter langwieriger Vorgang, der in der Regel die Erfüllung bestimmter Bedingungen voraussetzt. Die schnelle institutionelle Etablierung der Altphilologie hat denn wohl auch etwas damit zu tun, dass man sich *zum einen* vom Odium, nur eine Hilfswissenschaft für die alten Sprachen der Theologen zu sein, relativ schnell zu befreien vermochte. Das schließt freilich nicht aus, dass gemeinsame Fragen bestehen bleiben, die entsprechend kontrovers erörtert werden. Ein Beispiel ist der spezielle Charakter des Bibelgriechisch mit seinen ‚Besonderheiten‘ wie ‚Anomalien‘ und ihrer Deutung als *vox solum biblica et ecclesiastica*. Am Ende des Jahrhunderts bilden die Forschungen Adolf Deissmanns (1867-1937) hier sogar einen Höhepunkt.⁶⁸ Worum es ging, macht der Theologe Julius Wellhausen (1844-1918) deutlich, wenn er schreibt, dass die klassischen Philologen mit wenigen Ausnahmen, „alles als echtgriechisch“ reklamieren würden, „nicht bloß die Sprache, sondern auch den Inhalt. Die Wurzel des Christentums soll womöglich Plato sein; das Judentum wird nach Kräften ausgeschaltet“. ⁶⁹ Demgegenüber hat Wellhausen zeigen versucht, dass es ein unter dem Einfluss der Septuaginta stehendes ‚Judengriechisch‘ gebe.⁷⁰

Die Herauslösung aus einer subalternen disziplinären Abhängigkeit erforderte *zum anderen* das Versprechen einer unverwechselbaren Leistung, die zu erbringen die Disziplin in der Lage sei. Zwar nicht das geringste, doch oft überschätzt und sicherlich nicht entscheidend, ist, dass man versuchte, die Ausbildung des Lehrerberufs zu professionalisieren und ihn durch explizite Prüfungsanforderungen (*examen pro facultate docendi*) vom Theologiestudium unabhängig zu machen. In *seminarium philologicum* F.A. Wolfs in Halle galt zwar strikte Unvereinbarkeit zwischen Seminarmitgliedschaft und dem Studium der Theologie, aber bei dieser Trennung gibt es deutlich ausgeprägte regionale Unterschiede und am Beginn des 19. Jahrhundert zeichnet sich das mehr als nur ein Trend ab. Um als eigenständige Disziplin zu gelten und damit Aussicht auf institutionelle Kontinuität zu haben, bedurfte es vielmehr des Nachweises, dass man eine *Wissenschaft* sei, und dieser Nachweis war in der Zeit dadurch zu erbringen, dass man ein ‚System‘ darstellte, und nicht nur ein ‚Aggregat‘ bildete. ‚System‘ denkt die Zeit dabei im wesentlichen *organisch*, und zwar als hohe *innere* Bestimmtheit: Jeder Teil muss nach seiner Leistung für das Ganze bestimmbar sein; sowie als hohe *äußere* Bestimmtheit: Die erzeugten Wissensansprüche müssen unverwechselbar sein, indem sie keine andere Disziplin zu erbringen vermag, und zugleich für andere Disziplinen als ihre Abnehmer relevant sind.

Für den Nachweis der Disziplinarität der modernen Philologien reicht mithin die Imitation der altphilologischen Praxis von ‚Kritik‘ und ‚Interpretation‘ nicht aus, sondern es musste gezeigt werden, dass man dieselbe Leistung (wenn auch an anderen Gegenständen) zu erbringen vermag oder sogar in einer noch angemesseneren Weise. Oder man verspricht, Leistungserwartungen zu erfüllen, die von keiner anderen Disziplin erfüllt werden. Nun ist das mit dem *Nutzen* eine notorisch zwiespältige Angelegenheit und wohl keine Beschäftigung mit irgendeiner Vergangenheit fällt so einfältig aus, dass sich mit ihr nicht irgendein Nutzen *versprechen* lässt. Anzuschließen ist daher an die *zeitgenössische* Sprache des Nutzens. Sehr vereinfacht gesagt, gab es zwei verschiedene Diskurse des Nutzens: Der eine hat bei seinen Versprechen beständig eine *Totalität* im Visier, der andere eine *qualifizierte Partialität*. Die Sprache dieser Diskurse variiert jeweils nach ihren Trägern und hinsichtlich den oft sich daraus erklärenden pejorativen Entgegensetzungen. So wird die angestrebte Totalität mit dem Zauberwort der Zeit umschrieben: die ebenso universelle wie harmonische Ausbildung aller ‚Kräfte‘ des Menschen: „Ausbildung nicht bloss des Verstandes, sondern aller Seelenkräfte“, und zwar „auf gleichmässige Weise“, wie beispielweise Wolf 1798, S. 31 und S. 40/41, formuliert. Dahinter steht in den Anfängen ein Ideal, dem die (alt-)philologische

⁶⁸ Vgl. u.a. Deissmann, Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel, ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aufgaben. Gießen 1898, sowie Id., Die Sprache der griechischen Bibel. In: Theologische Rundschau 1 (1898), S. 463-472, 5 (1902), S. 58-69, 9 (1906), S. 210-229, sowie 15 (1912), S. 339-364.

⁶⁹ Brief vom 23. 12. 1912 zit. nach dem Erstdruck bei Charles C. Torrey, Julius Wellhausen's Approach to the Aramaic Gospels. In: Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft 101/NF 26 (1951), S. 125-137, hier S. 137.

⁷⁰ Vgl. Wellhausen, Einleitung in die drei ersten Evangelien. Berlin 1905, S. 34.

Arbeit dienen soll, das zwar grundsätzlich verallgemeinerbar ist (das ‚Menschliche am Menschen‘), aber das in der gegebenen Wirklichkeit sich nur für einen Teil der Menschen realisieren und vor allem sich nicht in Auseinandersetzung mit beliebigen ‚Gegenständen‘ gewinnen lasse. Gerichtet war das gegen das partielle Interesse einer (äußeren, praktischen) Nützlichkeit und abschätzig charakterisiert (Philosophen wie Altphilologen pflegten dabei am Beginn die gleiche Ausdrucksweise) als gegen das ‚Brodstudium‘, die ‚Berufswissenschaften‘, später dann gegen den ‚Materialismus‘, das ‚Banausentums‘, also des (nur) Handwerklichen, oder den ‚gemeinen Utilitarismus‘ gerichtet.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sind denn auch die Aufwertungen des Gegenstandes wie der Versprechen der deutschen Philologie zu sehen, und es entstehen eine Vielzahl miteinander verbindbarer Muster, den besonderen ‚Bildungswert‘ bestimmter Gegenstände aufzuzeigen, der sich allein über die intensivierte philologische Arbeit verwirklichen lasse. Anknüpfen ließ sich beispielsweise an den *formalen* Bildungswert der sprachlichen Ausbildung als Förderung des logischen Denkens, als ‚Denkschule‘ – wenn sich jede Sprache als Ausdruck des logischen Denkens auffassen lässt, dann kann auch die ‚Grammatik der Muttersprache‘ als ‚Organ‘ des Denkens, des Empfindens sowie des Aneignens von Wissen und Fertigkeiten überhaupt gelten; ja, im Zuge der Veränderungen der sprachphilosophischen Rahmung, die eine sehr intime Beziehung zwischen ‚Denken‘ und ‚Sprache‘ annimmt, gewinnt die Muttersprache in dieser Hinsicht sogar Vorrang – wie etwa bei Schleiermacher.⁷¹ Eine anderes Muster ist literaturbezogen und läuft beispielsweise über eine Ausweitung des Konzepts der ‚klassischen Literatur‘: „Gab es klassische Werke der Gegenwart, so konnten sie neben denen der Antike nur willkommen sein, um humanistische Bildung zu bewirken. Damit räumte das Gymnasium auch dem Deutschunterricht eine neue Möglichkeit ein, sofern dieser durch die Beschäftigung mit klassisch zu nennender Literatur in deutscher Sprache einen Beitrag zur humanistischen Bildung zu leisten imstande war.“⁷² Ungeachtet divergierender inhaltlicher Momente zeigt diese Stellungnahme genau das an, was zu untersuchen als würdig gilt: Zunächst ist es die Erforschung des deutschen (germanischen) Mittelalters – *deutsch* verwendet für alle germanischen Sprachen und Stämme; es handelt sich um einen auf Kultur oder Sprache bezogenen Ausdruck, weder um einen geographischen noch um einen biologischen – nicht zuletzt des Nibelungenliedes auch mit entsprechender Lektüre bereits an den Gymnasien.⁷³ Schon bald freilich finden sich Konstruktionen, nach denen darüber hinaus die Ausweitung der Maxime der Gleichbehandlung als gerechtfertigt erscheint und sich so auf die ‚neuere‘ Literatur ausgreifen lässt – etwa die deutsche Philologie als ‚Wissenschaft deutscher Volksthümlichkeit überhaupt und nicht von einzelnen Perioden unserer Geschichte‘ (Müllenhoff 1854, S. 180). Die Werke des ‚deutschen Griechen‘ mit dem Literaturkanon der Weimarer Klassik spielen dabei eine entscheidende Rolle.⁷⁴ So bedürften denn auch die Texte neuerer Autoren der kritischen Musterung⁷⁵ und müssten ebenfalls ‚kunstmäßige Auslegungen‘ erfahren. Ein anderes verbreitetes Muster bildet die Auszeichnung über die Gegenstände als ‚nationales Gesinnungsfach‘ etwa der ‚kulturellen Überlegenheit des Germanischen‘, kurzum als ‚nationale Literaturwissenschaft‘, deren Werke den nationalen politischen Sinn entzündeten und zur *nationalen Bildung*

⁷¹ Vgl. Schleiermacher, Entwurf für den deutschen Unterricht an Gymnasium [1810]. In: Id., Pädagogische Schriften [...]. 2. Bd. Berlin/Wien (1957) 1984, S. 145-146, insb. S. 145. Zu anderen und späteren Beispielen Frank 1973, S. 153-213.

⁷² Frank 1973, S. 249/50.

⁷³ Hierzu u.a. Josef Körner, Nibelungenforschung der deutschen Romantik. Leipzig 1911 (ND 1966), Otfried Ehrismann, das Nibelungenlied in Deutschland. München 1975, S. 112-198, Id., Otfried Ehrismann, Nibelungenlied 1755-1920: Regesten und Kommentare zu Forschung und Rezeption. Giessen 1986, Meves, *An allen Orten des Altdeutschen war nichts ...*. Zur Einführung altdeutscher Literatur in den Schulunterricht außerhalb Preußens zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Lothar Bluhm und Achim Hölter (Hg.), Romantik und Volksliteratur. Heidelberg 1999, S. 71-107.

⁷⁴ Hierzu u.a. Hans-Martin Kruckis, Goethe-Philologie als Paradigma neuphilologischer Wissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.), Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar 1994, S. 451-493.

⁷⁵ Vgl. Michael Bernays (1834-1897), Über die Kritik und Geschichte des Götheschen Textes. Berlin 1866.

verhelfen – man konnte dann im nachhinein meinen, die deutsche Philologie, sei „eine Tochter des nationalen Enthusiasmus“ und „eine bescheidene pietätvolle Dienerin der Nation“.⁷⁶

Die Einrichtung universitärer Lehrstühle für die neueren Philologien – auch wenn das nicht einheitlich zu sein scheint – findet nicht vornehmlich im Blick auf die Lehrerausbildung statt, zumindest nicht vor Ende des 19. Jahrhunderts. Auch wenn in den Statuten der altphilologischen Seminargründungen nicht selten auch auf die Lehrerausbildung als Nutzen hingewiesen wird, zeigt sich auch bei ihnen der vergleichsweise geringe Bezug zur schulischen Ausbildung, von einer fachdidaktischen Ausbildung ganz zu schweigen. Gleichwohl flankiert die Aufwertung das Erzeugen eines Bedarfs für das zu vermittelnde Wissen und das nicht zuletzt im Blick der Schulunterricht an den Gymnasien. Bei den ‚Bürgerschulen‘ und vor allem den aufkommenden ‚Realschulen‘ hatte der Unterricht der modernen Sprachen einen weitaus besseren Stand, an den ‚Volksschulen‘ war der muttersprachliche und der mathematische Unterricht konkurrenzlos. Wie viel sich noch erobern ließ, zeigt eine schlichte Zahl: Während auf die beiden alten Sprachen 1837 gemeinsam etwa die Hälfte aller Wochenstunden des Unterrichts fallen und es bei den Hauptfachprüfungen von 1839 bis 1863 38 % sind, nimmt Deutsch mit 11% nur den vierten Platz ein.⁷⁷ Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die Germanistik auch hier zur Konkurrentin der Altphilologie. 1886 wird Deutsch zum Pflichtbestandteil für alle Lehramtskandidaten in der allgemeinen Prüfung und kann in den Fächerkombinationen jedes philologische Fach ersetzen.⁷⁸ Die Legitimationsstrategien kehren sich geradezu um, nämlich in dem Sinn, dass nun zunehmend die alten Sprachen ihren *nationalen* Bildungswert zu betonen versuchen.

Karl von Raumer ist in seiner umfangreichen *Geschichte der germanischen Philologie* eine Stimme von vielen, in der sich das ankündigt. Obwohl er einräumt, man habe noch viel von den Griechen zu lernen, sollte nicht „das eitle und vergebliche Bestreben, mit Verleugnung der eigenen Volksthümlichkeit“ Griechen zu werden, das Ziel solcher Bemühungen sein. Vielmehr sollte man gerade durch „das hingebende Studium der Griechen“ die „eigene Volksthümlichkeit tiefer erfassen lernen“. Zwar habe seinerzeit die Hinwendung zum klassischen Altertum nicht allein für unsere „Bildung überhaupt“, sondern auch für die ‚germanischen Philologie‘ „die reichsten Früchte“ getragen. Doch beides vermochte eine solche Hinwendung allein dadurch, dass sie gegen die „einseitige“ und „zur Selbstvernichtung führende Vergötterung des klassischen Alterthums ein heilsames Gegengewicht“ bildete.⁷⁹ Am Ende des 19. Jahrhunderts sieht sich die klassische Philologie in ihrem Einfluss geschwächt: einerseits angesichts der Naturwissenschaften, nicht zuletzt durch den Zugang zum Studium über die ‚Realgymnasien‘ ohne Kenntnis des Griechischen und aus der Sicht des 19. Jahrhunderts nur rudimentären des Lateinischen, andererseits durch die modernen Philologie, insbesondere der deutschen.

In der Rede Wilhelms II. auf der Berliner Schulkonferenz von 1890 gibt er den Gymnasien auf, „nationale junge Deutsche [...] nicht junge Griechen und Römer“ auszubilden, denn man müsse „das Deutsche zur Basis machen“.⁸⁰ Entgegenstellt wird dem Wort des Kaisers, euphorisch von den Germanisten begrüßt,⁸¹ wird das trotzige sich aufbäumende altphilologische Selbstbewusstsein. Das, was F. A. Wolf am Beginn des 19. Jahrhundert war, *philologorum in Germania dux et princeps*, ist an seinem Ende Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1841-1931), der 1867 sein Studium in Bonn mit den Fächern klassische Philologie, Germanistik und Archäologie beginnt. Im selben Jahr der preußischen Schulkonferenz hält er als Prorektor der Universität Göttingen eine Festrede, in der er mit allem verbitterten Selbstbewusstsein auf der ‚Autonomie‘ der Altphilologie

⁷⁶ Wilhelm Scherer (1841-1886), Wissenschaftliche Pflichten. Aus einer Vorlesung. In: Euphorion 1 (1894), S. 1-4, hier S. 1.

⁷⁷ Zahlen nach Ludwig Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. [...] Bd. I. Berlin 1864, S. 555.

⁷⁸ Vgl. Wilhelm Fries, Die wissenschaftliche und praktische Vorbildung für das höhere Lehramt. München 1910, S. 172/73.

⁷⁹ Von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870, S. 291.

⁸⁰ Vgl.: Rede über die Reform höherer Schulen [1890]. In: Axel Matthes (Hg.), Reden Kaisers Wilhelms II. München 1976, S. 30-40.

⁸¹ Vgl. z.B. Otto Lyon (1853-1912), Der Kaiser über den deutschen Unterricht. In: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 5 (1891), S. 81-87.

beharrt: „[...] um der Philologie willen, um unseretwillen, die wir sie lehren, oder gar um der Wissenschaft willen, mögen diese beiden Sprachen, denen Europa seine ganze Kultur verdankt, ruhig aus dem obligatorischen Jugendunterrichte verschwinden. Wie Deutschlands Zukunft dabei fahren wird, das frag' ich nicht: die Philologie kann es ruhig wagen“ (Wilamowitz-Moellendorff 1892, S. 103; ähnlich Usener 1882, S. 23) und er ruft aus: „Uns hat der Staat angestellt, Philologie zu lehren: Wie wir das tun, darüber geben wir vor keinem irdischen Tribunal Rechenschaft ab.“

1901/02 bricht nicht nur das Monopol dem humanistischen Gymnasium des universitären Zugangs durch die Gleichstellung der Oberrealschulen und Realgymnasien samt ihrer naturwissenschaftlichen Orientierung sowie den ausgeprägten Neigungen zu den neuen Sprachen zusammen.⁸² Mittlerweile sieht man sich sogar genötigt, die Existenzberechtigung des „klassischen“, des „alten Gymnasiums“ überhaupt zu rechtfertigen. Zahlen sagen hier mehr als Worte: 1885 besuchten in Preußen 84 300 ein humanistisches Gymnasium, 29 800 ein Realgymnasium, davon 5100 eine Oberrealschule; bereits 1911 stehen 103 850 gegen 89 200, davon 40 600 für die Oberrealschule.⁸³

Lutz Danneberg

Literatur

- Boeckh, August (1877): Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. [...] Leipzig 1877
- Christmann, Hans Helmut (1985): Romanistik und Anglistik an der deutschen Universität im 19. Jahrhundert. Ihre Herausbildung als Fächer und ihr Verhältnis zu Germanistik und klassischer Philologie. Stuttgart 1985.
- Danneberg, Lutz (1998): Schleiermachers Hermeneutik im historischen Kontext – mit einem Blick auf ihre Rezeption. In: Dieter Burdorf und Reinold Schmücker (Hg.), Dialogische Wissenschaft: Perspektiven der Philosophie Schleiermachers. Paderborn 1998, S. 81-105
- : (2000), Schleiermacher und das Ende des Akkommodationsgedankens in der *hermeneutica sacra* des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Ulrich Barth und Claus-Dieter Osthövener (Hg.), 200 Jahre »Reden über die Religion«. Berlin/New York 2000, S. 194-246
- : (2004), Ganzheitsvorstellungen und Zerstückelungsphantasien. Zum Hintergrund und zur Entwicklung der Wahrnehmung ästhetischer Eigenschaften in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Jörg Schönert und Ulrike Zeuch (Hg.), Mimesis – Repräsentation – Imagination. Berlin/New York 2004, S. 241-282.
- : (2006) Von der Heiligen Schrift als Quelle des Wissens zur Ästhetik der Literatur (*Jes* 6, 3 und *Jos* 10, 12/13). In: Steffen Martus und Andrea Polaschegg (Hg.), Lesarten der Bibel in den Wissenschaften und Künsten. Frankfurt/M. 2006, S. 219-262
- : (2007a): Schleiermacher und die Hermeneutik. In: Annette B. Baertschi und Colin G. King (Hg.), Die modernen Väter der Antike. Die Entwicklung der Altertumswissenschaften an Akademie und Universität im Berlin des 19. Jahrhunderts. Berlin 2007
- : (2007b): Der *ordo inversus*, sein Zerbrechen im 18. Jahrhundert und die Versuche seiner Heilung oder Substitution (Kant, Schleiermacher, Schelling und andere). In: Hans-Edwin Friedrich et al. (Hg.), Literatur und Theologie im 18. Jahrhundert. Tübingen 2007
- Egglmeier, Herbert H. (1985): Die Bedeutung der klassischen Philologie als Leitfach an den Philosophischen Fakultäten der österreichischen Universitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Veröffentlichung des Verbandes der österreichischen Geschichtsvereine 25 (1985), S. 515-526
- Frank, Horst Joachim (1973): Geschichte des Deutschunterrichts. München (1973) 1976

⁸² Vgl. James C. Albisetti, Secondary School Reform in Imperial Germany. Princeton 1983, S. 243-292, Ute Preuße, Humanismus und Gesellschaft. Zur Geschichte des altsprachlichen Unterrichts in Deutschland von 1890 bis 1933. Frankfurt/M. 1988, S. 16-42, Hans Jürgen Apel und Stefan Bittner, Humanistische Schulbildung 1890-1945 [...]. Köln/Weimar/Wien 1994, insb. S. 35-154.

⁸³ Zahlen nach Hans-Ulrich Wehler, Das deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen (1973) ³1977, S. 126, sowie A. Klein, Höheres Schulwesen. In: Heinrich Rombach (Hg.), Lexikon der Pädagogik II. 2. unv. Auflage. Freiburg/Basel/Wien 1960, Sp. 746-765, hier Sp. 747.

1. 1 Altphilologie, Theologie und die Genealogie der Literaturwissenschaft (Lutz Danneberg)

- Friedemann, Friedrich Traugott (1847): Der modernen Philologie wird fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 2 (1847), S. 255-274
- Grimm, Jacob (1851), Rede auf Lachmann [1851]. In: Id., Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen Hg. und eingeleitet von Ulrich Wyss. München 1984, S. 78-92
- Haupt, Moritz (1848), Festrede zum geburtstag des königs [1848]. In: Id., Opvscvla. Volvmen Primvm. Lipsis 1875, S. 236-252
- Koop, Detlev, und Nikolaus Wegmann (1987), „Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie“. Zur Karriere einer Wissenschaft um 1800. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 61 (1987), S. 123*-151* (Sonderheft).
- Lehmann, Cornelia (1978): Notizen zum Beitrag der klassischen Philologie bei der Herausbildung der Neuphilologien in Deutschland. In: Beiträge zur Romanischen Philologie 17 (1978), S. 317-320
- Müllenhoff, Karl (1854): Die deutsche Philologie, die Schule und die klassische Philologie. In: Zeitschrift für das Gymnasialwesen 8/1 (1854), S. 179-199
- Raumer, Friedrich von (1860): Über den Begriff der deutschen Philologie. In: Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 11 (1860), S. 85-93
- Stackmann, Karl (1979): Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik. In: Hellmuth Flashar et al. (Hg.), Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Göttingen 1979. S. 240-259
- Storost, Jürgen (1984): *August Fuchs, Philolog*. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Philologie und Linguistik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur romanischen Philologie 23 (1984), S. 95-108
- Usener, Hermann (1882): Philologie und Geschichtswissenschaft [1882]. In: Id., Vorträge und Aufsätze Leipzig/Berlin 1907, S. 1-35
- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von (1892): Philologie und Schulreform [1892]. In: Id., Reden und Vorträge. Berlin 1901, S. 98-119
- Wolf, Friedrich August (1789), Vorlesung über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft [1798]. Hg. von J.D. Gürtler. Leipzig 1839
- (1807), Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth. Berlin 1807

1. 2. Literaturwissenschaft in den Nationalphilologien (Wolfgang Höppner)

Von einer disziplinär eigenständigen Literaturwissenschaft kann dem Begriff nach im frühen 19. Jahrhundert nicht die Rede sein, wenngleich professionalisierte Textumgangsformen im Sinne wissenschaftlicher Beschreibung und Erklärung durchaus vorhanden waren. Noch im Jahre 1846, als die erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main mit über 200 Gelehrten aus allen Staaten des Deutschen Bundes und von nahezu allen deutschen Universitäten abgehalten wurde, trafen sich dort gemäß der ergangenen Einladung die Vertreter von Forschungen zum deutschen Recht, zur deutschen Geschichte und zur deutschen Sprache. Jacob Grimm, der von den Versammelten einstimmig zu ihrem Vorsitzenden gewählt worden war, hielt am letzten Tag der Beratungen einen kurzen Vortrag, in dem er die Repräsentanten dieser drei Wissenschaften unter dem Namen „Germanisten“ zusammengefasst hat, deren einigendes Band „der begriff ihrer deutschheit“¹ sei. Die Bezeichnung „Germanist“, deren ältester Beleg allerdings schon aus dem Jahre 1840 (in einem Brief Gustav Freytags und einem Artikel Karl Magers) stammt (Vgl. Meves 1989; Vgl. auch: Meves, in: Wissenschaftsgeschichte 1994, 25-47), macht in dem Grimmschen Sinne zweierlei deutlich: Zum einen verweist er auf die relative Weite des Gegenstandsbereiches (Recht, Geschichte, Sprache), für den sich die Germanisten zuständig fühlten, andererseits ist auffällig, dass in ihm die (deutsche) Literatur bzw. Dichtung keine exponierte Stellung einnahm und deshalb in der Begriffsbestimmung, wie Grimm sie vornahm, fehlte. Wissenschaftliche Studien zur Literatur, von denen der erste und größere Teil dieses Unterkapitels handelt, waren entweder integriert in ein weit abgestecktes Feld zur Erforschung der nationalen Kulturgeschichte, Bestandteil der sog. Textkritik oder historisch-vergleichender Untersuchungen sprachlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklungen im indoeuropäischen Kontext. Literaturgeschichtsdarstellungen philologischer Provenienz blieben in diesem Zeitabschnitt eher marginal. Dies änderte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts grundlegend, als Wilhelm Scherer und seine Anhänger den folgenreichen Versuch unternahmen, im Rahmen der „modernen“ Philologie nicht nur das theoretisch-methodische Instrumentarium der Literaturbetrachtung zu erneuern, sondern auch die Basis für die Emanzipation der neuphilologischen Studien von der Altphilologie zu schaffen.

In den fremdsprachlichen Philologien (vornehmlich Nordistik, Romanistik, Anglistik und Slawistik) verlief, wie anschließend daran zu zeigen ist, die konzeptgeschichtliche Entwicklung in vielerlei Hinsicht ähnlich wie in der Germanistik, wenngleich einige markante disziplinspezifische Besonderheiten (wie z.B. in Hinsicht auf die Konzepte der „Romania“ oder des „Panslawismus“) zu beachten sind. Letzteres trifft auch auf die Institutionsgeschichte der Germanistik sowie der fremdsprachlichen Philologien zu, die nicht nur zeitlich versetzt verlief, sondern auch im Hinblick auf die Gründung von Seminaren und die Ausbildung ihrer Binnenstrukturen sowie die Denomination der Professuren ihre je eigene Ausprägung hatte.

Der zweite, aber weitaus kürzere Teil der Darstellung widmet sich der Entwicklung in den Nationalphilologien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vor dem Hintergrund der sog. „geistesgeschichtlichen Wende“, die einen mehr oder weniger starken Einfluss auf alle Neuphilologien hatte, ist der Frage nachzugehen, auf welche je spezifische Weise das Kapital der philologischen Konzepte des 19. Jahrhunderts gewahrt, verändert oder sogar vermehrt wurde. Mit Blick auf die Germanistik bleibt zu konstatieren, dass sie angesichts der verstärkten Pluralisierung der Konzepte und Methoden literaturwissenschaftlichen Arbeitens, von der im nachfolgenden Unterkapitel die Rede sein wird, weitaus stärker als die anderen Neuphilologien in die Defensive geraten ist, wenngleich sie traditionelle Forschungsfelder zu bewahren und auszubauen suchte. Letzteres trifft auch auf die Zeit des Nationalsozialismus zu, in der das Terrain philologischen Arbeitens zugleich Schutzraum vor politischer und ideologischer Instrumentalisierung sein konnte. Doch nicht zuletzt die Aktivitäten zahlreicher Fachvertreter im

¹ Jacob Grimm: Über den Namen der Germanisten (1846). In: Ders.: *Kleinere Schriften*. Bd. 7. Berlin 1884, 568.

Rahmen der Bewegung „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ macht kenntlich, dass nicht wenige Philologen ihren Beitrag zur „Selbstindienstnahme“ für die Ziele des NS willfährig geleistet haben.

Der letzte Abschnitt thematisiert einige markante Entwicklungen in den Neuphilologien nach 1945, wobei grundsätzlich davon ausgegangen wird, dass in der Germanistik das Philologiekonzept früherer Jahrzehnte sowohl in der BRD als auch DDR relativ rasch an Einfluss und Geltung verloren hat. In den anderen Neuphilologien stellt sich die Entwicklung anders dar, wenngleich auch hier zu beobachten ist, dass trotz weitgehender Beibehaltung der traditionellen disziplinären Strukturen markante Differenzierungen, in denen der Einfluss nichtphilologischer Konzepte zum Ausdruck kommt, eingetreten sind und fort dauern.

1. 2. 1 Zum Begriff der Nationalphilologie

Einer der Gründe dafür, dass in der Frühgeschichte der Germanistik die Forschung zur Literatur unterprivilegiert war, ist zunächst in dem Umstand zu sehen, dass die Deutsche Philologie, wie das Fach Germanistik im 19. Jahrhundert vorzugsweise genannt wurde, ihre historischen Wurzeln in der Rechtswissenschaft hatte, in der Germanistik ursprünglich als Lehre vom germanischen Recht (im Unterschied zur Romanistik als Lehre vom römischen Recht) betrieben wurde. Der wissenschaftsgeschichtliche Ausgangspunkt der Germanistik lag in der sog. Historischen Rechtsschule, deren Begründer Friedrich Carl von Savigny die unterschiedlichen Rechtsgrundsätze der Völker als in deren Geschichte sich herausbildend und fortentwickelnd ansah. Deren Erkundung erfolgte jedoch nicht nur als ein Gebot des Historismus im Allgemeinen, sondern gleichermaßen nach den Grundsätzen der philologischen Erkenntnis. So erschloss z.B. Savigny die Quellen des römischen Rechts in Gestalt von Handschriften und älteren Drucken auch historisch-philologisch, und zwar durch die kritische Bearbeitung der Quellen und deren Vergleich innerhalb einer Epoche oder zwischen verschiedenen Epochen, um Grundlagen für ihr historisches Verstehen zu schaffen. Diese Prozedur ließ sich nun auch auf andere Textkorpora (wie z.B. altdeutsche Quellen) übertragen, wie das sein Schüler Jacob Grimm vornahm, für den die Geschichte des deutschen Rechts fast naturgemäß zum Gegenstand philologischen Interesses wurde, indem sie sich vornehmlich in Gestalt schriftlich fixierter Zeugnisse von Rechtsbräuchen und Gesetzen aus der Vergangenheit offenbarte. In diesem Zusammenhang vertrat er auch die Auffassung, dass das „vaterländische“ Recht auf dem festen Grund der Poesie ruhe, da zahlreiche von ihm untersuchte Rechtssprüche und -formeln Spuren poetischen Sprachgebrauchs aufwiesen. Nicht zufällig gehören die von ihm 1828 in zwei Bänden veröffentlichten *Deutschen Rechtsaltertümer* sowie die seit 1840 in vier Bänden vorgelegte (und nach seinem Tod fortgeführte) Quellenedition der *Weisthümer* zum festen Bestandteil seines germanistischen Gesamtwerks.

Doch mehr noch als das Studium der germanisch-deutschen Rechtsgeschichte erlangten Sprache und Sprachgeschichte eine exponierte Stellung im Wissenschaftsverständnis der Germanisten der Frühphase. Ihre Zentralstellung ergab sich fast zwangsläufig aus der Prämisse, dass, wie es Jacob Grimm in der Einleitungsrede zur Frankfurter Germanistenversammlung ausgedrückt hat, ein Volk der Inbegriff von Menschen sei, „welche dieselbe sprache reden“². Im Kontext der These von der „Sprachnation“ der Deutschen, die als eine Art Ersatz für die noch fehlende politische Nation fungierte, bezogen die Germanisten einen Gutteil ihrer wissenschaftlichen, aber auch politischen Legitimation, und dies bereits seit einigen Jahrzehnten, denn diese These entsprach schon in der Phase der Napoleonischen Kriege dem Zeitgeist. In Fichtes *Reden an die deutsche Nation* von 1808 war sie überdeutlich ausformuliert in der Idee, dass die Deutschen das Urvolk schlichtweg seien, und zwar nicht wegen ihrer Abstammung, sondern aufgrund ihrer Sprache, die im Gegensatz zu den romanisierten Germanen oder Romanen

² Jacob Grimm: Über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (1846). In: Ebd., 557.

noch unvermischt, ursprünglich und daher zu wahrer Bildung fähig sei, weil sie auch das Übersinnliche erfassen könne. (Vgl. von See 1994, 136)

Die Germanistik in der ursprünglichen Dreiheit von Rechts-, Geschichts- und Sprachforschung verstand sich im Grundsätzlichen nicht nur als eine historische Wissenschaft, sondern ebenso als philologische, da ihre Gegenstände zumeist schriftliche Überlieferungen aus der Vergangenheit waren. Im Prozess der Ausformung ihrer methodologischen Grundlagen spielte die Klassische Philologie, die sich vornehmlich mit Texten der griechischen und römischen Antike beschäftigte, eine herausragende Rolle und hatte über Jahrzehnte hinweg eine unangefochtene Vor- und Leitbildfunktion. Nach und neben Friedrich August Wolf und Friedrich Ast war es insbesondere August Friedrich Boeckh, der in seiner *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, posthum 1877 von Ernst Bratuschek auf der Grundlage von Vorlesungsmitschriften aus den Jahren 1809 bis 1865 herausgegeben, grundlegende Positionen formuliert hat, die für die junge Germanistik wie auch die anderen so genannten Neuphilologien (Romanistik, Anglistik, Slawistik) wegweisend waren. In dem Bemühen, die Philologie gleichwertig neben der Philosophie zu situieren, bezeichnete Boeckh als „die eigentliche Aufgabe der Philologie das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d.h. des Erkannten“³, soweit es in sprachlicher Form überliefert ist, denn das „gesprochene oder geschriebene Wort zu erforschen, ist [...] der ursprünglichste philologische Trieb“⁴, und zwar im Sinne der Geschichtswissenschaften, die eine allseitige Kenntnis von der geistigen Vergangenheit der Menschen zu erlangen sucht. Grundsätzlich wird, wie es später der Romanist Gustav Gröber ausgedrückt hat, als das eigentliche Gebiet der Philologen „die unverstandene oder unverständlich gewordene Rede und Sprache“ angesehen, denn nur der Philologe „besitzt die Schlüssel zur Eröffnung des Sinnes der stummen Schriftzeichen, nur er lässt vergangene Zeiten zu uns reden und fremde Zungen uns verstehen; die Wissenschaft also von fremder Rede ist Philologie.“⁵

Die kritische Prüfung der überlieferten Texte im Sinne der Ermittlung ihrer Authentizität ist in der Philologie folglich eng verbunden mit ihrem Verstehen in Korrespondenz mit der Hermeneutik-Lehre Friedrich D. E. Schleiermachers, und zwar in Bezug auf den Wortsinn an sich (= grammatische Interpretation) sowie den Wortsinn in Beziehung auf die realen Verhältnisse der Entstehungszeit (= historische Interpretation). Was die subjektiven Bedingungen des Mitgeteilten angeht, so handelt es sich zum einen um das Verstehen aus den subjektiven Bedingungen an sich (= individuelle Interpretation), zum anderen aus dem Subjekt in Beziehung auf subjektive Verhältnisse hinsichtlich der Zwecke des Mitgeteilten (= generische Interpretation).

Die Klassische Philologie, die mittels der Kritik und des Verstehens der sprachlichen Überlieferungen aus der griechischen und römischen Antike den Zugang zu deren Geschichte und Kultur geschaffen hatte, galt vor allem deswegen als Leitdisziplin für die Neuphilologien, weil sie im Großen und Ganzen das methodische Instrumentarium entwickelt hatte, mit dem auch die Erforschung der Vergangenheit der anderen nicht-antiken (vor allem europäischen) Völker in einem umfassenden Sinne möglich zu werden schien. Eine wichtige Grundlage dafür lieferte ebenfalls Boeckh mit der Auffassung, dass die Philologie ihren Gegenstandsbereich nicht nur in der antiken Welt habe, sondern ebenso in der modernen. Es heißt: „Was die Philologen an Antiken thun, das thun alle diese am Modernen, z. B. an Dante, Shakespeare oder irgend einem Gegenstande aus dem Mittelalter. Da alle Kritik und Auslegung factisch philologisch ist, und in diesen das formale Thun des Philologen, wie sich späterhin zeigen wird, ganz aufgeht, so kann die Philologie nicht auf das Alterthumsstudium beschränkt sein, weil jene Funktionen auch alles Moderne berühren.“⁶ Und die Moderne ließ sich nun auch nach den Kriterien von Zeit und Raum

³ August Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. von Ernst Bratuschek. Leipzig 1877, 10.

⁴ Ebd., 11.

⁵ Gustav Gröber: *Grundriss der Romanischen Philologie*. I. Bd., Strassburg ²1904-1906, 193.

⁶ August Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. von Ernst Bratuschek. Leipzig 1877, 6.

klassifizieren, „wenn man nämlich ein relativ geschlossenes Zeitalter oder ein Volk allein in Betracht zieht. So erhält man eine antike und moderne, eine orientalische oder occidentalische, eine römische, griechische, indische, hebräische Philologie u.s.w.“⁷ Die Bedeutung dieser These bestand darin, dass sie eine wichtige wissenschaftsprogrammatische Begründung für die im Übergang zum 19. Jahrhundert entstehenden Neuphilologien lieferte, die in Analogie zur Klassischen Philologie ebenfalls über den Weg der Erforschung der sprachlichen Zeugnisse der Vergangenheit Zugang zur kulturellen Lebenswelt der jeweiligen nationalen Vorzeit zu erlangen suchten. Dabei übernahmen sie auch den schon von Boeckh skizzierten überaus weit gespannten Gegenstandsbereich von Sprache und Literatur (bzw. Dichtung oder Poesie), Mythologie, Religion, Sitten, Kunst, Wissenschaft bis hin zu den Einrichtungen des Staates, und zwar anfänglich noch im Stile eines polyhistorischen Wissenschaftsideals, später (in der zweiten Jahrhunderthälfte) zunehmend in dem Bewusstsein, bei Bearbeitung dieser Gegenstände das Terrain anderer, inzwischen ausdifferenzierter Disziplinen zu betreten. Der Greifswalder Germanist und Boeckh-Schüler Albert Hoefler nennt diesen Gegenstandsbereich kurz und bündig das „Leben und Weben eines Volkes.“⁸

Dass im Rahmen des genannten Komplexes von Gegenständen die Sprache und die sprachlich überlieferten Texte bei den damaligen Zeitgenossen in der Regel an erster Stelle genannt werden, wird nicht erstaunen, wenn man das auch heute noch gültige Verständnis von Philologie als Wissenschaftsdisziplin, die Ursprung, Umstände und Entwicklung von Sprache, Literatur und Kultur eines Volkes auf der Grundlage sprachlicher und literarischer Zeugnisse der Vergangenheit erforscht, zugrunde legt. Die Literatur oder Dichtung ist in diesem Beziehungsgefüge folglich nicht besonders ausgezeichnet, ihre materiellen Formen werden in der Regel nicht als ästhetisch-künstlerische Artefakte wahrgenommen, sondern als originäre Produkte sprachlicher Überlieferung, wofür auch der damals häufig gebrauchte Begriff des Sprachdenkmals steht. Und was schließlich die nationale Prägung der Neuphilologien im Sinne der von Boeckh benannten Raum-Differenzierung angeht, so verstanden z.B. die Germanisten der Frühphase die Deutsche Philologie und die anderen Neuphilologien als gewissermaßen „Völker-Philologien“. Moriz Haupt nennt die Deutsche Philologie auch „vaterländische Philologie“⁹, was im Hinblick auf diese und andere Benennungen insofern interessant ist, als der Begriff der Nationalphilologie in Texten wissenschaftsgeschichtlicher Selbstreflexion im frühen 19. Jahrhunderts nicht auftritt, also eine spätere Fremdzuschreibung ist.

1. 2. 2 Kulturgeschichtliche Perspektiven in der Frühphase der Deutschen Philologie

Für die Herausbildung und Entwicklung der Deutschen Philologie und der in ihr integrierten Literaturforschung waren nicht nur die vorab genannten wissenschaftsinternen Beweggründe von Belang, sondern ebenso wissenschaftsexterne Bedingungen. Nicht zufällig erhielten sie in der Zeit der Napoleonischen Kriege und der allgemeinen nationalen Emphase nicht zuletzt unter der Einwirkung der Deutschtumsideologie sowie der späteren politischen Bewegung der Burschenschaften folgenreiche Impulse, zumal sich die intellektuelle Opposition im hohen Maße auch als Erneuerungsbewegung der nationalen Kultur mit der Rückbesinnung auf deren Wurzeln in der Volkstradition verstand. Neben den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm waren es vor allem Ernst Moritz Arndt, Ludwig Jahn, Heinrich von der Hagen und Johann August Zeune, die sich im Sinne der Deutschtums-Ideologie und im Kampf gegen die Napoleonische Fremdherrschaft engagierten. Die zuletzt Genannten waren allesamt Gymnasial- oder Universitätslehrer, und zwar in Berlin, wo das Zentrum dieser Bewegung lag. (Jahn z.B. war

⁷ Ebd., 21.

⁸ Albert Hoefler: *Die deutsche Philologie insbesondere als Mythologie und als Sprachforschung. Eine Rede zur Feier des allerhöchsten Geburtstages sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.* Greifswald 1857, 9.

⁹ Moriz Haupt: Gedächtnisrede auf Jacob Grimm [1864]. In: Ders.: *Opuscula*. Bd. 3.1, Leipzig 1876, 164.

Lehrer am berühmten „Grauen Kloster“, von der Hagen erhielt im Gründungsjahr der Berliner Universität 1810 das erste Extraordinariat für deutsche Sprache und Literatur.) Ein Hauptbetätigungsfeld dieses Kreises war die Herausgabe altdeutscher Heldenlieder und von Texten der mittelalterlichen deutschen Poesie nicht zuletzt mit dem Ziel, die Jugend für den nationalen Befreiungskampf gegen Napoleon geistig zu rüsten. So sind z.B. in den Jahren 1806 bis 1815 vier Ausgaben des im 18. Jahrhundert wieder entdeckten *Nibelungenliedes* herausgebracht worden, darunter eine von Zeune besorgte sog. „Feld- und Zeltausgabe“ für die deutschen Soldaten. Die politische Funktion des Studiums der altdeutschen Literatur zeigt sich auch darin, dass die Deutschtums-Ideologen die Literaturforschung eng mit der körperlichen Ertüchtigung für den nationalen Befreiungskampf verbunden wissen wollten. Ludwig Jahn ist bekanntlich nicht als Literaturforscher oder Germanist, sondern als „Turnvater“ in die Geschichte eingegangen. Auch die meisten anderen Germanisten haben geturnt: Zeune, Ferdinand Maßmann, die Brüder Wackernagel, Wolfgang Menzel. Zu den Insignien der Deutschtums-Ideologen gehörten übrigens auch lange Haare, Vollbart und die altfränkische Tracht. (Vgl. Rosenberg 1981, 44; Vgl. auch: Müller 1974, 5-112)

Folgenreicher für den Prozess der Professionalisierung und Philologisierung der Literaturforschung waren jedoch nicht die germanistischen Leibesübungen der Turner-Germanisten, sondern die dem philologischen Ethos verpflichteten Bemühungen um die wissenschaftliche Erkundung des deutschen Altertums, die nicht minder im Dienste der nationalpatriotischen Bestrebungen der Zeit standen. Jacob Grimm selbst hat seinen Wechsel von der deutschen Rechtsgeschichte zu den philologisch ausgerichteten altdeutschen Studien mit einer Art „Erweckungserlebnis“ begründet, das er in der Privatbibliothek seines Lehrers Savigny in Marburg hatte, als er die von Johann Jacob Bodmer 1758/59 herausgegebene *Sammlung von Minnesingern aus dem schwaebischen Zeitpunkte* in den Händen hielt. (Vgl. Baum, in: Zur Geschichte 1999, 224) Die Art und Weise, wie er dieses Erlebnis beschreibt, zeigt, dass die Hinwendung zu den alten Texten neben der Vorliebe für die Sprache zugleich auch von einem Hauch romantischer Hingabe an das Alte begleitet war. Fortan jedenfalls galt das Interesse der Grimms und ihrer Mitstreiter der alten deutschen Poesie, womit sie vor allem die Literatur des deutschen Mittelalters, der frühen Neuzeit sowie der Volksdichtung bis in ihre Gegenwart meinten. „Sie verstanden aber unter der Geschichte der alten Poesie keine Literaturgeschichte, in deren Mittelpunkt gestaltete Kunstwerke stehen, sondern eine Geschichte der Stoffe und Motive, die sie in den epischen Dichtungen des Mittelalters der germanischen, romanischen, keltischen, slawischen Völker sowie im indischen, griechischen und orientalischen Altertum fanden.“ (Thalheim 1986, 1829) Ihrer Auffassung nach seien die stofflichen und motivischen Übereinstimmungen auf einen gemeinsamen sagengeschichtlichen bzw. mythischen Ursprung zurückzuführen, während die Romantiker (wie z.B. August Wilhelm Schlegel) der Auffassung waren, dass diese Übereinstimmungen auf literarischen Entlehnungen oder ähnlichen menschlichen Vorstellungen beruhten. Die Brüder Grimm hielten folgerichtig die alten Sagen und Mythen für Volks- oder Naturpoesie, d.h. für den natürlichen Ausdruck einer ursprünglich allen Völkern gemeinsamen Poesie.

Zeugnisse der Volkspoese zu sammeln und damit der Vergessenheit zu entreißen, bildete in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine Art Forschungsprogramm, welches die Grimms als angehende Philologen zielstrebig in Angriff nahmen. Jacob verfasste zu diesem Zweck ein Zirkular mit der Aufforderung zum Zusammentragen von Volksliedern und Reimen, Sagen, Märchen, Fabeln, Schwänken, Puppenspielen, Sitten, Bräuchen, Spielen, Aberglauben, Sprichwörtern usw..¹⁰ Bei dieser Unternehmung gingen sie von der schon bei Johann Gottfried Herder zu findenden Überzeugung aus, dass sich die im Volke wirkende geschichtliche Kraft, der schaffende Volksgeist, auch und gerade in der Volkspoese manifestiere, und verbanden dies mit sprachhistorischen Studien, um die geschichtliche Dimension der Sprache zu erschließen und Spuren kultur- und ideengeschichtlicher Art freizulegen. (Vgl. Baum, in: Zur Geschichte 1999, 228). Ein erstes Ergebnis dieser Bemühungen war die

¹⁰ Jacob Grimm: [Circular, die Sammlung der Volkspoese betreffend.] In: Ders.: *Kleinere Schriften*. Bd. 7. Berlin 1884, 593-595.

Herausgabe der *Deutschen Sagen* in zwei Bänden 1816 bzw. 1818. Unveröffentlicht blieben zunächst die zwischen 1805 und 1816 gesammelten Volkslieder. Doch weit prominenter wurde die Sammlung von Märchen, die die Grimms ab 1806 im Raum Hanau im Hessischen in Angriff nahmen. Auf ihren Wanderungen durch die Lande und im eigenen Haus ließen sie sich die aus ihrer Sicht uralten Zeugnisse der Volkspoesie erzählen, weitere wurden ihnen von einer beträchtlichen Schar von Liebhabern und Gleichgesinnten zugesandt oder sie entnahmen sie aus schon vorliegenden Publikationen. Von Dorothea Viehmann, der Frau eines Schneidermeisters aus dem Raum Kassel, sowie den Familien von Droste-Hülshoff, Hassenpflug, von Haxthausen und Wild stammt der größte Teil der Märchen. Die Märchenliteratur, in der nach Auffassung der Grimms „urdeutscher Mythos“ geborgen sei und bei deren Lektüre die Leser „die Gemeinsamkeit mit den Altvorderen erfahren“ (Lämmert, in: *Zur Geschichte* 1999, 11) sollten, war für sie zugleich Poesie der Kindheitsepoche der Menschheit, und zwar in mündlicher Tradierung und lebendig bis in ihre Gegenwart hinein mit einer Geschichte von mehr als 1000 Jahren und somit echter Ausdruck von Natur- und Volkspoesie. Gleichwohl ist zu beachten, dass die Grimms die gesammelten Märchen umgestaltet, ergänzt und stilistisch bearbeitet haben, und zwar beide Brüder im Hinblick auf den ersten, 1812 erschienenen Band der *Kinder- und Hausmärchen* mit 86 Texten. Den zweiten Band von 1815 und alle weiteren zu ihren Lebzeiten erschienenen Auflagen besorgte Wilhelm Grimm weitgehend allein.

Die Volkspoesie wurde von den Grimms und ihren Anhängern voraussetzungslos als Naturpoesie angesehen, während sich die so genannte Kunstpoesie relativ unabhängig von ihr ab dem 12. Jahrhundert entwickelt habe. Letztere sei Produkt individueller Gestaltung und war deshalb für die Philologen von geringerem Forschungsinteresse, wovon auch die brieflich ausgetragene Kontroverse zwischen Jacob Grimm und Achim von Arnim in den Jahren 1811 bis 1813 zeugt. Sie steht im Zusammenhang mit der von Arnim gemeinsam mit Clemens Brentano 1808 herausgegebenen Sammlung *Des Knaben Wunderhorn*, an der die beiden Grimms mitgewirkt hatten und die auch zum Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung um das Problem des Verhältnisses von Natur- und Kunstpoesie werden sollte. Während Grimm von der historischen Ungleichzeitigkeit und vom ästhetischen Unterschied von Natur- und Kunstpoesie ausging, betrachtete Arnim als Romantiker Natur und Kunst nicht als historisch getrennt, sondern als zu allen Zeiten vorhandene und in jedem künstlerischen Individuum enthaltene zusammengehörige Erscheinung. Unter Natur verstand er die dichterischen Anlagen und unter Kunst das Artifizielle der dichterischen Gestaltung. Grimm dagegen postulierte auf der Basis angenommener historischer Differenz zwischen Natur- und Kunstpoesie das Unbewusste und Gemeinschaftliche in der Entstehung der Volkspoesie sowie (in der Tradition Herders) deren höheren Wert aufgrund ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit sowie als Ausdruck unverfälschter Natur, Denk- und Eigenart des Volkes im Lichte eines Goldenen Zeitalters, während Arnim am romantischen Kult künstlerischer Individualität und der bedingungslosen Verehrung der mittelalterlichen Poesie festhielt. In diesem Kontext ist auch die Kritik Jacob Grimms an den Bearbeitungen der historischen Quellentexte durch Arnim und Brentano im Zusammenhang mit der Herausgabe der *Wunderhorn*-Sammlung zu sehen. Im Gegensatz zu den Romantikern, denen auf der Grundlage literarischer Modernisierung die zeitgenössische Wirkung und der aktuelle Wert ihrer Sammlung am Herzen lag, bestand Grimm auf dem geschichtlichen Charakter der Poesie, auf der historischen Bedingtheit und Bestimmtheit ihrer Zeugnisse, zu denen der geistig-poetische Inhalt genauso gehörte wie die Sprache bzw. dessen sprachliche Ausformung. Und insbesondere Letzteres macht kenntlich, dass aus der Sicht Grimms für die wissenschaftliche Erschließung der alten Literatur der Philologe zuständig sein sollte und nicht der neuzeitliche Künstler.

Das Sammeln von mündlich tradierten und schriftlichen Überlieferungen des germanisch-deutschen Altertums bildete im Zusammenhang mit Handschriftenkunde und Quellenkritik ein Hauptbetätigungsfeld der frühen Vertreter der Deutschen Philologie. Die Edition und Kommentierung des Gesammelten geschah (neben dem eminent philologisch-wissenschaftlichen Anliegen) auch und vor allem mit dem Ziel, „ein kollektives Gedächtnis von der unvorgreiflichen Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes zu begründen“ (Lämmert, in: *Zur Geschichte* 1999, 13), indem es (ähnlich wie im Bereich der Mythen-, Sagen-, und Märchenforschung) einen Zugang zu Leben und

Kultur der Vorzeit vermitteln sollte. Vornehmlich alt- und mittelhochdeutsche Schriftdokumente wurden gesammelt und in speziell für diese Zwecke gegründeten Zeitschriften herausgegeben, wie z. B. im *Deutschen Museum* Friedrich Schlegels oder in den *Altdeutschen Wäldern* der Brüder Grimm. Die Konzentration des Forschungsinteresses auf die mittelalterliche Dichtung war dabei nicht zufällig. „Das Mittelalter wurde von diesen Germanisten nicht zuletzt deshalb erforscht und romantisch idealisiert, weil es als eine Epoche erschien, in der Einheit und Freiheit in höherem Ansehen standen als in der Gegenwart und in der mächtige Kaiser das Ansehen des Reiches mehrten und es vor Fürstenherrschaft und Zersplitterung bewahrten.“ (Brunner, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 14). Prominente Editionen aus dieser Zeit sind das *Hildebrandslied* und das *Wessobrunner Gebet* (1812) sowie Hartmann von Aues *Armer Heinrich* (1815), die die Brüder Grimm gemeinsam besorgten. Georg Friedrich Benecke machte sich mit Editionen einen Namen, die er mit beigegebenen Wörterbüchern oder Worterklärungen versah. Das betraf z.B. die Edition *Der Edel Stein getichtet von Bonerius, aus Handschriften berichtet und mit einem Wörterbuche versehen* aus dem Jahre 1816 oder die *Wigalois*-Ausgabe von 1819. Nachdem er gemeinsam mit Karl Lachmann 1827 Hartmann von Aues *Iwein* ediert hatte, legte er sechs Jahre später separat sein Wörterbuch zum *Iwein* vor, das nicht nur „eine lexikographische Glanzleistung“ (Wägenbaur, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 8) war, sondern auch von dem Bemühen zeugte, in didaktischer Absicht den Zugang zur Literatur und ihrer Sprache in der Einheit von Formstruktur und Bedeutungsvielfalt zu erleichtern. Auf Breitenwirkung unter den gebildeten Schichten und Studenten bedacht waren auch die Ausgaben mittelhochdeutscher Texte, die im Umkreis von Franz Pfeiffer und Karl Bartsch entstanden. Auch sie versahen „die Texte mit Lese- und Übersetzungshilfen, erklärenden Anmerkungen und Wörterlisten und versuchte[n], die wichtigsten textkritischen Entscheidungen transparent zu machen.“ (Seitz, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 49)

Diese Art von Forschungsprogramm wurde in der Frühphase der Deutschen Philologie weitgehend in der Gemeinschaft von Spezialisten, Dilettanten und Liebhabern realisiert. Während im Umkreis der Brüder Grimm, Beneckes und Lachmanns, der Kerngruppe von professionellen und spezialisierten Philologen, Editionen entstanden, bei denen der jeweilige historische Sprachstand von ausschlaggebender Bedeutung war, standen die Editionen altdeutscher Texte bei den sog. Dilettanten ganz im Zeichen der „Erneuerung“ im Sinne eines popularisierenden Wissenschaftsprogramms. So erfolgte z.B. die Übertragungen des *Nibelungenliedes* unter Einschluss sprachlicher Bearbeitungen durch Friedrich Heinrich von der Hagen mit dem Ziel, den Text einem breiten Lesepublikum zugänglich zu machen und „nicht zuletzt einer adaptionswilligen Literatur den Zugang zu den altdeutschen Erzählungen zu erleichtern.“ (Bluhm, in: Zur Geschichte 1999, 74). Diese Art der popularisierenden Vermittlung altdeutscher literarischer Texte, bei denen die Inhalte im Mittelpunkt standen, hatten vor ihm schon Bodmer und Breitinger mit der Herausgabe der *Sammlung von Minnesingern aus dem schwaebischen Zeitpunkt CXL Dichter enthaltend* (1759) erprobt, bei der auch ein mangelhafter Abdruck der handschriftlichen Fassungen in Kauf genommen wurde. Mitbeteiligt an den genannten Unternehmungen waren schließlich die Liebhaber und Autodidakten wie Joseph von Laßberg oder Karl Hartwig Gregor von Meusebach, die über große Fachbibliotheken verfügten und reiche Handschriftensammlungen besaßen. Beides nutzten auch die Philologen.

1. 2. 3 Im Zeichen der Textkritik

In seiner Gedächtnisrede auf Karl Lachmann von 1851 hat Jacob Grimm mit der Unterscheidung zwischen Sach- und Wortphilologie rückschauend zwei Grundauffassungen von Philologie thematisiert, die in wissenschaftsprogrammatyischer Hinsicht folgenreich gewesen sind. Es heißt: „Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern [...], wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren

halte.“¹¹ Auch wenn man in Rechnung stellt, dass die Abgrenzung Grimms von Lachmann im Hinblick auf die eigene Position einer kulturgeschichtlich fundierten Philologie auch dem Zweck der Profilierung in der akademischen Öffentlichkeit diene und der Stigmatisierung Lachmanns als stupidem Formalphilologen Vorschub leistete, wird man einräumen müssen, dass die Lachmannschen Prinzipien und Methoden der Textkritik durchaus einen eigenständigen Beitrag zur Verwissenschaftlichung auch der philologisch orientierten Literaturforschung darstellen.

Lachmann hatte bereits aus Anlass seines Probevortrags im Rahmen des Habilitationsverfahrens 1816 Furore gemacht, in dem er über die ursprüngliche Form des *Nibelungenliedes* referierte. In Anlehnung an Friedrich August Wolfs wegweisende Schrift *Prolegomena ad Homerum* von 1795, die von der Entstehung der homerischen Gesänge handelt, versuchte Lachmann nachzuweisen, dass das *Nibelungenlied* aus einzelnen romanzenartigen Liedern zusammengesetzt sei. Die sog. Lachmannsche Liedertheorie fand in der *Nibelungenlied*-Forschung, die sich mittlerweile als ein Sonderzweig der philologischen Wissenschaft etabliert hatte, starke Beachtung. „Wie die klassische Philologie die Kunde vom Altertum der Griechen und Römer kodifiziert hatte, schuf sich die deutsche Philologie ihr ‚deutsches Altertum‘. Das Nibelungenlied wurde als die Ilias der Deutschen verstanden und mit den Mitteln der Homerkritik traktiert.“ (Wyss, in: *Zur Geschichte* 1999, 834) Gleichwohl ist Lachmann namentlich als Textkritiker und Editor in die Geschichte der Deutschen Philologie eingegangen, und zwar in dem Sinne, dass sich im Unterschied zu den genannten popularisierenden textkritischen Ausgaben mit seinem Namen die professionelle, für das spezialisierte Fachpublikum erarbeitete Werkedition verbindet.

Die Methode der Textkritik, „die aufs engste mit der Geschichte des modernen Editionswesens verknüpft“ (Meves, in: *Wissenschaftsgeschichte in Porträts* 2000, 20) ist, hatte Lachmann bereits in den 1820er und 1830er Jahren entwickelt. Ihre eigentliche wissenschaftliche Bedeutung erhielt sie jedoch erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. Ihr Ziel war es, durch genaue philologische Untersuchung des Verhältnisses der überlieferten Handschriften und ihrer Geschichte den ältesten Wortlaut festzustellen, d.h. aus den überlieferten Handschriften den jeweiligen Text zu ermitteln, der dem Originaltext so weit wie möglich entsprechen sollte bzw. (da in der Regel der ursprüngliche, dem Willen des Autors entsprechende Text verloren war) aus dem Vergleich der Handschriften ein dem angenommenen Original möglichst nahe kommendes so genannten Archetypus zu erschließen. Das Typische der Lachmannschen Methode lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Er „unterscheidet zwischen Recensio - Rekonstruktion des Archetypus mit Hilfe der erhaltenen Textzeugen - und Emendatio - Verbesserung etwaiger Fehler dieses Archetypus. Für seine Art der Recensio ist die Neigung zu weitgehender Vereinfachung charakteristisch. Er stützt sich nach Möglichkeit auf die ältesten Codices. Die Verwandtschaftsverhältnisse werden auf Grund gemeinsamer Fehler bestimmt. Es ergeben sich wenige, oft zwei, Klassen. Als Text des Archetypus ist anzusehen, was alle Klassen gemeinsam haben, oder aber, was die beste dieser Klassen, unterstützt von einzelnen Vertretern der übrigen, bietet.“ (Stackmann 1997, 5) Lachmann übertrug dieses in der Klassischen Philologie anhand der Edition von Texten der griechischen und römischen Antike entwickelte Verfahren auf die mittelalterliche deutsche Literatur und erarbeitete neben Ausgaben römischer Klassiker (Catull, Tibull, Properz, Lukrez) sowie des *Neuen Testaments* (1831, 1842-1852) Maßstab setzende Editionen, die zum Teil noch heute für die Mediävistik eine wissenschaftlich gesicherte Text- und Quellenbasis bilden: *Der Nibelunge Not mit der Klage in der ältesten Gestalt* (1826) sowie die dazu verfassten *Anmerkungen* mit den Lesarten aller von ihm herangezogenen Handschriften (1836), die Gedichte Walthers von der Vogelweide (1827), die Werke Wolfram von Eschenbachs (1833) oder die nach seinem Tod von Moriz Haupt herausgegebene Sammlung deutscher Lyrik des 12. Jahrhunderts unter dem Titel *Des Minnesangs Frühling* (1857). Darüber hinaus gilt zweifellos als Verdienst Lachmanns, die Grundlagen heutiger Kenntnis der mittelhochdeutschen Dichtersprache geschaffen und profundes Wissen von der Vers- und Reimkunst altdeutscher Dichtungen bereitgestellt zu haben. Mit der Edition von Lessings Werken in 13 Bänden (1838 bis 1840) initiierte er

¹¹ Jacob Grimm: Rede auf Lachmann. In: Ders.: *Kleinere Schriften*. Bd. 1. Berlin 1864, 150.

historisch-kritische Ausgaben zur deutschen Literatur der Neuzeit, wenngleich diese eindeutig nicht zum hauptsächlichen Gegenstand der philologischen Textkritik gehörten. Mit seinem Namen ist überdies der wissenschaftsethische Anspruch auf Exaktheit und Wissenschaftlichkeit philologischen Arbeitens verbunden, auch wenn Lachmann in seiner Editionspraxis nach dem Wahrscheinlichkeitsprinzip arbeitete, also den erreichten Status in der Sicherheit der Textherstellung als prinzipiell revidierbar auffasste. Dass Lachmann durchaus nicht als reiner „Wortphilologe“ mit dogmatischen Ansichten zu den Methoden der Textkritik angesehen werden darf, zeigt auch der Umstand, dass seine Editionen das intuitive bzw. divinitorische Verstehen der Autorindividualität in Anlehnung an Schleiermacher und im Sinne der „höheren Kritik“ mit einschloss. In dieser Hinsicht unterschied sich Lachmann auch kaum von den anderen Philologen seiner Zeit. Seine Schüler haben diese Forschungsrichtung innerhalb der Deutschen Philologie konsequent fortgesetzt und sind damit als die sog. „Lachmannianer“ in ihre Geschichte eingegangen. Zu ihnen gehören Moriz Haupt, Karl Müllenhoff, Oskar Schade und Karl Simrock ebenso wie Emil Sommer, Wilhelm Wackernagel, Karl Weinhold und Julius Zacher.

1. 2. 4 Historisch-vergleichende Literaturforschung und Literaturgeschichtsschreibung

Jacob Grimms *Deutsche Grammatik* von 1819 und deren Umarbeitung 1822 (sowie die weiteren drei Bände bis 1837), in der erstmals umfassend Sprache im Gegensatz zur normativen Betrachtung im 18. Jahrhundert in ihrer historisch-genetischen Entwicklung seit den Frühformen der germanischen Sprachen betrachtet wurde, galt schon den Zeitgenossen als ein Meilenstein im Prozess der wissenschaftlichen Fundierung der Deutschen Philologie. Darüber hinaus hat sie vielfache Anregungen für die wissenschaftliche Betrachtung von Einzelsprachen in ihrer Entwicklung und ihren wechselseitigen Beziehungen gegeben. Letzteres steht auch im engen Zusammenhang mit den Auffassungen Friedrich Schlegels zur Geschichte der Sprache, den Forschungen zum Altisländischen des Dänen Rasmus Kristian Rask sowie der bahnbrechenden historisch-vergleichenden Schrift *Ueber das Conjugationssystem der Sanskrit-Sprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* (1816) von Franz Bopp. Insbesondere ist unter dem Einfluss Bopps das Bewusstsein von einem indoeuropäischen Sprachzusammenhang geschärft worden, was sich wiederum förderlich auf die Erforschung des Ursprungs verschiedener Sprachen und, was noch folgenreicher war, von Sprach-Familien ausgewirkt hat. Das zuletzt genannte Phänomen ist wissenschaftsgeschichtlich insofern von Belang, als es analog dazu den Blick auf „Literaturgemeinschaften“ der germanischen (einschließlich nordischen und angelsächsischen), romanischen und slawischen Völker gelenkt und damit den komparatistischen Aspekt auch auf dem Felde der Literaturforschung enorm gestärkt hat. So wurde z.B. nach der Wiederentdeckung des Nibelungenliedes im 18. Jahrhundert der Blick auf die altnordischen Heldenlieder gelenkt, was wiederum zur Folge hatte, dass in das Konzept vom germanischen Altertum die mittelalterlichen Überlieferungen Skandinaviens (als Gegenstand der Altnordistik) quasi per se eingeschlossen waren, da man auf der Basis von angenommener Stammesverwandtschaft davon ausging, dass die altnordische Literatur und Mythologie gemeinsames kulturelles Erbe aller Germanen sei. Folglich wurde auch die altisländische Literatur als Quelle für die Kultur der gesamten Germania (Vgl. Zernack 2001, 230-232) angesehen. Nicht zufällig war Wilhelm Grimms erste Monografie eine Übersetzung aus dem Dänischen mit dem Titel *Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen* (1811), die auf einer dänischen Vorlage aus dem 17. Jahrhundert basierte. Studien zur nordischen Altertumskunde und Editionen der altisländischen *Edda* haben Friedrich David Gräter und Friedrich Heinrich von der Hagen vorgelegt. Karl Weinholds *Altnordisches Leben* (1856) ist als Versuch der anthropologischen Erfassung der skandinavischen Welt (Vgl. Bödl, in: Kontinuität 2005, 93) anzusehen. Die fremde Kultur fungierte dabei als Wunschbild für die eigene nationale Gegenwart bzw. als Gegenbild zur eigenen Welt. Dabei wurde die *Saga*-Literatur weniger als Abbild der frühen isländischen und nordischen Geschichte betrachtet, sondern als Ausdruck der materiellen und geistigen Kultur dieser Periode, wobei *Saga* und Gesetzestexte

als integrierender Bestandteil des altnordischen Lebens angesehen wurden. Diese Interpretation entsprach den zeitgenössischen Bemühungen um die Deutung und Rekonstruktion einer ganzheitlichen Kultur, verwurzelt im Volk. Im Gegensatz dazu musste die hochartifizielle Skaldendichtung als Störung erscheinen, nämlich als Anzeichen der Individualisierung von Kunst und damit Abkehr von den schöpferischen Quellen im Volk.

Die relative Verselbständigung der Nordischen Studien bzw. Nordistik in Verbindung mit der Deutschen Philologie erreichte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Qualität, indem die neuere skandinavische Literatur zum Gegenstand akademischer Beschäftigung wurde. Der aus Dänemark stammende Julius Hoffory, der die Nordische Abteilung in Berlin seit ihrer Gründung im Jahre 1887 leitete, erwarb sich neben seinen philologischen Forschungen zur *Edda* auch bleibende Verdienste um die Pflege der skandinavischen Literatur bis in die Gegenwart. Er übersetzte und kommentierte z.B. die Werke Ludvig Holbergs und Henrik Ibsens. Gleichwohl blieb die Verbindung mit der Deutschen Philologie eng. In Österreich vertrat Richard Heinzel als Germanist an der Universität Wien mit Beginn seiner Lehrtätigkeit ab 1873 zugleich auch die Nordische Philologie. Eines seiner Hauptwerke ist die *Beschreibung der isländischen Saga* von 1881. Andreas Heusler, Schüler Hofforys, beschäftigte sich in der akademischen Lehre fast ausschließlich mit altnordischer Sprache und Literatur, Metrik und Mythologie. Hauptgebiete der Forschung waren die altnordische Literatur, die germanische Heldensage und die Verslehre. Letztere, als Lehrbuch unter dem Titel *Deutsche Versgeschichte mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses* zwischen 1925 und 1929 in Hermann Pauls *Grundriß der germanischen Philologie* erschienen, avancierte schon bald nach Erscheinen zum Kanon der germanistischen Sekundärliteratur. Heuslers Grundthese, dass es ein „germanisches Prinzip der Versifikation [gäbe], das am Ursprung aller germanischen Sprachen als Stabreim bestimmt werden könne“ (Wyss, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 133), zeigt auch auf diesem Gebiet die enge Verbindung zur Deutschen Philologie genauso wie die Tatsache, dass er sich darüber hinaus mit Dialektologie und auch mit dem literarischen Werk Johann Peter Hebels befasste. Die aus seiner Sicht enge Verbindung von Deutscher bzw. Germanischer Philologie und nordischen Studien wird auch darin sichtbar, dass Heusler „das Menschenbild der Saga als das schlechthin germanische interpretiert“ (von See 1994, 216) hat, was für ihn ein gewichtiges Argument dafür war, die Einheit von Deutscher Philologie und Nordistik in der Vorstellung einer Wissenschaft vom „germanisch-deutschen Menschen“ zu fundieren. Für Heusler war die skandinavische Literatur ein wichtiges Zeugnis des germanischen Altertums, was auch seine erste gedruckte Publikation 1887 ausweist - die Übersetzung und Kommentierung der altnordischen *Völuspá*, „jener rätselhaften Dichtung aus dem Island des 11. Jahrhunderts, die uns einen guten Teil dessen überliefert, was wir über altgermanische Mythen zu wissen glauben.“ (Wyss, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 129). Mit seiner Theorie, dass sich das *Nibelungenlied* aus den Fabeln zweier Heldenlieder zusammensetze, einem „Brünhildlied“ fränkischen Ursprungs, das Siegfrieds Tod und dessen Ursachen behandle, und einem „Burgundenlied“, das den Untergang der Burgunden erkläre, gab er der philologischen Forschung neue Impulse.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der zeitgenössischen Literatur der skandinavischen Länder nahm erst nach 1900 deutlich zu, wofür auch die Wirkung des skandinavischen Naturalismus auf Europa und Deutschland nicht wenig beigetragen haben mag. So hatte sich z.B. Roman Woerner 1895 in München mit einer Arbeit über Ibsen habilitiert, die dann 1900/1910 als zweibändige Monografie erschien.

Ähnlich wie im Falle der Entwicklung der Nordistik verhielt es sich im Blick auf die ältere niederländische Literatur, der von Seiten der Deutschen Philologen ebenfalls Interesse entgegengebracht wurde. Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der als Herausgeber und Editor der niederländischen Quellensammlung *Horae Belgicae* (in 12 Bänden zwischen 1830 und 1862 erschienen) fungierte, sowie Franz Joseph Mones *Übersicht der niederländischen Volks-Literatur älterer Zeit* (1838) sind hierfür signifikante Beispiele. Die mittelniederländische Literatur war von Anfang an als Domäne der Universitätsgermanistik betrachtet worden. (Vgl. ter Haar, in: Zur Geschichte 1999, 701) Eine wichtige Begründung für diesen Umstand lieferte Jacob Grimm mit der *Deutschen Grammatik*. Das Niederländische erscheint hier als niederdeutsch und somit als eine Mundart des Deutschen auf der Grundlage

angenommener germanischer Stammesverwandtschaft. Diese Sichtweise hat sich im Großen und Ganzen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein behaupten können, sodass es bis heute auch „nicht gelungen ist, eine deutschsprachige Geschichte der niederländischen Literatur, die das Ergebnis einer autonom funktionierenden Niederlandistik hätte sein können, zustande zu bringen.“ (Ebd., 712 f.).

Mit der wissenschaftlichen Betrachtung des Altenglischen verhielt es sich nicht anders. In Grimms *Grammatik* und unter seinen Anhängern wurde es als das Angelsächsische dem Gegenstand der Deutschen Philologie zugerechnet. Das Englische galt weithin als eine Art Mischsprache, dessen Anfänge ins 13. Jahrhundert datiert wurden. Nach Auffassung Jacob Grimms waren das Altnordische und das Altenglische nur regionale Varietäten des Deutschen. (Vgl. Busse, in: Zur Geschichte 1999, 270). Folglich gehörte für ihn auch die altenglische Literatur zum gemein-germanischen Erbe. So betrachtete Adelbert Keller noch 1842 in seiner Inauguralrede die Englische Philologie als Unterdisziplin der Germanischen. Und nicht unerwähnt sollte sein, dass Jacob Grimm 1840 das altenglische Gedicht *Andreas und Elene* herausgab. Der *Beowulf*, das altenglische Heldenlied aus dem 10. Jahrhundert, fand gleich mehrere germanistische Herausgeber wie z.B. Karl Simrock oder Konrad Hofmann. Die erste deutsche Übersetzung besorgte 1840 der in der Schweiz tätige Germanist Ludwig Ettmüller. Georg Friedrich Benecke schließlich unterrichtete in Göttingen neben älterer deutscher Sprache und Literatur auch Einführungen in die englische Sprache und Literatur, Lachmann übersetzte Shakespeares Sonette (1820) und *Macbeth* (1829).

Die zahlreichen Studien zum indoeuropäischen Sprachzusammenhang und das komparatistische Prinzip bei der Erforschung sprach- und dichtungsgeschichtlicher Erscheinungen der Vergangenheit in Hinsicht auf Stammesverwandtschaften führten auch dazu, den Blick auf nichtgermanische Kulturräume zum immanenten Teil wissenschaftlicher Forschung zu machen, was z.B. bei der philologischen Untersuchung der altromanischen Texte (der Troubadours, des *Rolandsliedes* oder auch der Dichtungen Dantes) zu beobachten ist. Auch hier ging es um die Suche nach wechselseitigen Beziehungen und Einflüssen im Zuge der Durchmusterung der Überlieferungen altdeutscher Literatur, wie z.B. bei Ludwig Uhland, der im Ausland den französischen Quellen für die deutsche Dichtung nachgespürt hat. Solcher Art Quellenstudien schloss nahezu folgerichtig die philologische Erschließung altfranzösischer und provenzalischer, aber auch altspanischer Texte ein, wie das Beispiel Ludwig Tiecks zeigt, der zu Cervantes arbeitete. Und auch Nachdichtungen mittelalterlicher Epenstoffe vornehmlich des gallischen Raums sowie die Übertragung bedeutender Dichtungen von Dante, Petrarca, Boccaccio, Tasso, Ariost, Cervantes oder Camões gehörten mittlerweile zum philologischen Standard. (Vgl. Romanistik 1993, 6) Jacob Grimms Edition spanischer Romanzen nach dem Antwerpener *Cancionero* von 1555 auf spanisch 1815 unter dem Titel *Silva de romances veijos* „kann ohne Einschränkung als *Fundament* der romanischen Philologie neuer Prägung bezeichnet werden.“ (Baum, in: Zur Geschichte 1999, 229). Karl Bartsch gab zwei Anthologien zur provenzalischen und altfranzösischen Literatur heraus, und zwar das *Provenzalische Lesebuch* von 1855 und die *Denkmäler der provenzalischen Literatur* (1856).

Das Interesse Jacob Grimms für die serbische Sprache und Volkspoese sowie seine intensiven Wissenschaftskontakte zu Vuk Stefanovic Karadžic und Jernej Kopitar machen sinnfällig, dass slawistische Studien anfänglich auch in der Kompetenz von Vertretern der Deutschen Philologie lagen. Insofern ist es kein Zufall, wenn sich Johann Andreas Schmeller neben seinen Studien zur altdeutschen Sprache und Literatur auch mit der tschechischen Sprache beschäftigt hat. Allerdings lehnte er 1844 den Ruf der Universität München auf einen slawistischen Lehrstuhl ab. Dieses Beispiel verdeutlicht überdies, dass es keine Seltenheit war, wenn z.B. Vertreter der Deutschen Philologie zugleich auch als Spezialisten für die Sprachen und Literaturen der nichtgermanischen Völker galten und entsprechende Professuren innehatten. So vertraten Adalbert Keller in Tübingen und Friedrich Diez in Bonn, Konrad Hofmann in München und Karl Bartsch in Rostock sowohl das Gebiet der Deutschen als auch das der Romanischen Philologie. Alle vier lasen gelegentlich auch Themen zum Angelsächsischen.

Das Schreiben von Literaturgeschichten hatte im 19. Jahrhundert Hochkonjunktur. Von 1835 bis 1899 sind insgesamt 199 Literaturgeschichten in der ersten Auflage erschienen, d. h. im Durchschnitt drei pro Jahr. Hinzuzurechnen wären noch jene Literaturgeschichten, die nach dem Erstdruck bis Ende des Jahrhunderts mehrere Auflagen erfahren haben. Die meisten davon hatte der Theologe und Schulmann August Friedrich Christian Vilmar mit seinen *Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur* von 1844, die es bis 1901 auf immerhin 25 Auflagen gebracht hatten und von denen weitere im 20. Jahrhundert folgten. Man verfasste ein- und mehrbändige Werke mit und ohne Illustrationen, man publizierte für Gelehrte vom Fach oder für die Gebildeten und Laien, sogar für noch spezifischere Leserkreise wie z.B. für Frauen oder die Jugend. Das Schreiben von populären Literaturgeschichten, aber auch für den Schulgebrauch wurde allmählich zur Normalität.

Überschaut man wissenschaftsprogrammatische Texte der damaligen Zeitgenossen, in denen sie Stellung zu Stand und Perspektiven der Deutschen Philologie nahmen, so ist auffällig, dass neben Sprachgeschichte und Textkritik die Literaturgeschichte die dritte Säule der Disziplin bildete. Vergleicht man diese Aussage mit der in den vorangegangenen Abschnitten geschilderten Lage, so wird man unschwer feststellen können, dass das Schreiben von literarhistorischen Darstellungen nicht gerade zu den bevorzugten Arbeitsfeldern der Philologen gehörte. Und wenn doch, dann entsprachen sie weitgehend dem noch im 18. Jahrhundert zu findenden Typus der Litterärgeschichte (= *historia litteraria*), „die alles Schriftliche registrierte und auswertete“ (Weimar 1988, 16). Im Grunde genommen war sie eine Geschichte der Gelehrsamkeit in dem Sinne, dass sie die literarischen Zeugnisse der Gesamtheit der Wissenschaften und des Wissens verzeichnete, und zwar im Stile einer (zumeist auch historisch-systematisch) angelegten Bibliografie. Im späteren 18. Jahrhundert wird „Litteratur“ ein umfassender Objektbegriff, der die so genannte „Schöne Litteratur“ als Unterabteilung mit einschließt. Sichtbar wird dies z.B. in Erduin Julius Kochs *Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod* in 2 Bänden (1795-98), dem ein noch relativ weiter Literaturbegriff zugrunde liegt. Der Verfasser selbst versteht unter deutscher Literatur den Inbegriff von den wissenschaftlichen Kenntnissen, welche die deutsche Nation in Schriften bearbeitet und aufbewahrt hat. In methodischer Hinsicht versucht Koch, zwei Prinzipien miteinander zu verschränken. Um den Gang der Literatur darzustellen, bedürfe es einer chronologischen sowie einer „scientificen“ Ordnung, wobei Letztere die systematische Zusammenschau der Gattungen meint, die sein *Compendium* ganz wesentlich mitbestimmt. In beiden Fällen liefert Koch eine Reihe wichtiger Daten und Fakten zur Biografie der vorgestellten Autoren, zu ihren Werken mit entsprechenden Quellenangaben sowie Verweise auf die Sekundärliteratur. Im Grunde genommen hat seine Literaturgeschichte den Charakter eines Lexikons bzw. von Regesten. „Die Interpretation ist weit zurückgedrängt, die analytische Leistung beschränkt sich auf die Bestimmung der jeweiligen Textsorte, die den Ort des Dichters bzw. Werks im ‚Compendium‘ festlegt.“ (Bein, in: *Zur Geschichte* 1999, 59) Dieser Typus von „äußerer“ Literaturgeschichte wird im frühen 19. Jahrhundert fortgeführt und repräsentiert z.B. von Johann Gustav Büschings (gemeinsam mit Friedrich Heinrich von der Hagen herausgegebenen) *Literarischen Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert* (1812), Karl August Kobersteins *Grundriss zur Geschichte der deutschen National-Literatur* (1827) sowie Friedrich August Pischons *Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur* (1830). Die genannten Titel waren wiederum Vorläufer von Karl Goedekes *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen* (in 3 Bänden, 1857-81), einem Standardwerk zur germanistischen Literaturrecherche in der Synthese von Biografie und Bibliografie zur Literatur vom Mittelalter bis zur Romantik, das bis zum Ende des 20. Jahrhunderts mehrfach neu bearbeitet worden ist. Ein weiteres bio-bibliografisches Werk ähnlichen Zuschnitts sind Emil Wellers *Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert* (1862-64). Die erste systematische Bibliografie zu zeitgenössischen englischen Autoren in Großbritannien, Irland und Nordamerika ist von Jeremias David Reuß 1791 erarbeitet worden. Die erste deutsche Gesamtdarstellung der englischen Literatur im Stile der Litterärgeschichte stammt von Johann Gottfried Eichhorn aus dem Jahre 1799. (In bestimmter Weise stehen so bekannte bio-bibliografische Werke und Hilfsmittel wie der von Joseph Kürschner 1897 begründete *Deutsche Literatur-Kalender*

sowie der ebenfalls von ihm 1925 ins Leben gerufene *Deutsche Gelehrten-Kalender*, die beide noch heute im Gebrauch sind, in dieser Tradition.)

Eine gewisse Sonderstellung nehmen die Literaturgeschichten von Ludwig Ettmüller (*Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Einschluß der angelsächsischen, altscandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke*, 1847) und Wilhelm Wackernagel (*Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch*, 1851-1855) ein, in denen über das Bibliografische hinaus im Stile eines literarhistorischen Panoramas und in historisch-chronologischer Abfolge reichhaltiges Wissen, aber auch Mutmaßungen über Autoren, Quellen, Handschriften, regionale Besonderheiten usw. (Vgl. Fohrmann 1989, 215 f.) zusammengetragen ist.

1. 2. 5 Programmatische Weichenstellungen. Die Begründung der Neueren Philologie

Die philologische Literaturforschung erfuhr im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine programmatisch folgenreiche Veränderung und theoretisch-methodologische Neuorientierung. Einer ihrer einflussreichen Wortführer war Wilhelm Scherer, der in Wien und in Berlin studiert hatte und nach erfolgter Promotion und Habilitation mit 27 Jahren Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur in Wien wurde. 1872 ging er nach Straßburg und erhielt 1877 dann ein Ordinariat für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Berlin. Er kam aus der Schule von Grimm und Lachmann und hatte in Berlin bei Moriz Haupt und Karl Müllenhoff als Vertreter der von Scherer benannten „Norddeutschen Schule“ das strenge methodische Rüstzeug der Philologie erlernt. Nach seiner Auffassung hatte er bei Jacob Grimm gelernt, was induktive Forschung bedeutet, bei Müllenhoff, was Geschichtlichkeit der Dichtung angeht, und bei beiden schließlich, dass die Germanistik als Nationalphilologie auch nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 ihre ureigenste Aufgabe darin zu sehen habe, im Dienste der deutschen Nation, die mit der Reichsgründung 1871 ihre staatlich-politische Form erhalten hatte, zu wirken. Ganz in diesem Sinne postulierte er, dass es die Aufgabe der deutschen Philologie sei, „ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich beschlösse“.¹² Sollte die Germanistik ihre nationalpädagogische Aufgabe auch weiterhin wahrnehmen, so konnte sie das nach seiner Auffassung nicht allein an den Gegenständen explizieren, die die Textkritiker vorrangig interessierten. Seit seinem Amtsantritt in Wien begann Scherer folgerichtig mit der Aufarbeitung verschiedener Epochen der deutschen Literaturgeschichte bis in die unmittelbare Gegenwart, wofür die 1883 vorgelegte *Geschichte der deutschen Literatur*, deren Darstellung bei den Anfängen beginnt und bei Goethes Tod aufhört, Zeugnis ablegt und verdeutlicht, dass namentlich unter Scherer in der Universitätsgermanistik der Anschluss an die Tradition von Gervinus gesucht wurde. Die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung Scherers rührt aber nicht nur aus diesem Umstand her, sondern mehr noch aus seinem Bemühen, in konzept- und methodengeschichtlicher Hinsicht die Literaturforschung im Bereich der Deutschen Philologie programmatisch zu erneuern und von ihrer Bindung an die kultur- und sprachgeschichtliche Perspektive bzw. Textkritik zu emanzipieren.

Seine wissenschaftlichen Gegner haben dafür den Begriff des „Positivismus“ in der Literaturforschung geprägt und Scherer zu seiner Leitfigur erklärt. Diese Zuschreibung ist nach wie vor umstritten, zumal Scherers Denken von einer relativ großen Offenheit gegenüber anderen Wissenschaftsdisziplinen und Wissenschaftstrends seiner Zeit, aus denen er einen Nutzen für die Erneuerung der Germanistik zu ziehen gedachte, geprägt war. Dazu gehören die Geschichtswissenschaft von Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen, die Ästhetik von Friedrich Theodor Vischer, die Schriften zur Philosophie und Menschheitsgeschichte von Herder, die naturwissenschaftlichen Studien von Alexander von Humboldt und nicht zuletzt die Schriften der westeuropäischen Positivisten (vor allem von

¹² Wilhelm Scherer: *Zur Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin 1868, VII.

Auguste Comte, Hippolyte Taine, Thomas Buckle, John Stuart Mill). Inhalt seines Programms der Erneuerung der deutschen Philologie war die „Verknüpfung von historisch-hermeneutischen Prinzipien der deutschen historischen Schule mit der Geschichtsauffassung des französischen Positivismus und englischen Empirismus.“ (Müller, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 80) Und nicht zuletzt der Versuch, geisteswissenschaftliche Problemstellungen auch nach dem Vorbild der Naturwissenschaften einer Lösung zuzuführen, hat Scherers Stellung in der Geschichte der Germanistik des 19. Jahrhunderts ganz entscheidend mitgeprägt.

Ein erstes Prinzip, das Scherer auf die Literaturforschung übertragen hat, ist das der Kausalität und des Determinismus. 1865 erklärte er in einer Rezension zu Hermann Hettners *Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts* die Kausalität zur historischen Grundkategorie und forderte die Fachkollegen dazu auf, die Geschichte als eine lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen anzusehen, um auf diese Weise in den inneren Zusammenhang der Geschichte einzudringen und deren wirkenden Kräfte zu erkennen. Übertragen auf die Literaturgeschichte hieß das zunächst, dass die literarischen Phänomene, in erster Linie das literarische Schaffen der Schriftsteller sowie deren Werke, stets als Ergebnis kausal bedingter Ursachen aufzufassen seien, die der Literaturhistoriker auf der Grundlage empirischer, induktiver Forschung zutage zu fördern habe, um auf diese Weise jene lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen auf dem Felde der Literaturgeschichte rekonstruieren zu können. Wie dieses Verfahren im Konkreten funktionieren sollte, hat Scherer am Beispiel von Goethes *Dichtung und Wahrheit* zu zeigen versucht, indem er herausstellte, dass an Goethes Methode sichtbar werde, dass der dichterische Werdegang des Autors im wesentlichen determiniert sei durch die Faktoren des Ererbten, Erlebten und Erlernen. Diese Trias, mit der der Ursachenkomplex in der Entwicklung eines Schriftstellers lückenlos aufzuzeigen sei, erinnert an Hippolyte Taine, der in seinem gedruckten Vorlesungszyklus *Philosophie der Kunst* von 1865 behauptet hatte, dass die Komponenten, die das künstlerische Individuum bestimmen und sein Kunstwerk ursächlich bedingen, folgende sind: „race“ (= Naturanlage, Abstammung und erbliche Anlagen), „milieu“ (= gesellschaftliche, politische und soziale Umwelt) und „moment historique“ (= historischer Zeitpunkt, Standort, Epoche). Scherer meint mit dem „Ererbten“ die (geistigen) Erbanlagen und das familiäre Herkommen eines Schriftstellers, mit dem „Erlebten“ die Lebensumstände und die Gesamtheit der Erlebnisse, die auf einen Schriftsteller einwirken, und mit dem „Erlernen“ die geistigen Traditionen, in denen ein Schriftsteller steht. Ausgehend von dieser Prämisse, ging es Scherer und seinen Anhängern darum, möglichst lückenlos alle diese Bedingungen des literarischen Schaffens zu ermitteln. Das literarische Werk ließ sich dann auch als Folge dieser Determinanten erklären. Es war sozusagen rückführbar auf seine Entstehungsbedingungen, erklärbar aus der Gesamtheit der biographischen Lebensumstände seines Schöpfers. Die Aufgabenfelder, die die Philologen im Rahmen dieses Programms historisch-biographischer Forschung zu bearbeiten gedachten, hat Erich Schmidt, Schüler von Scherer, in seiner Wiener Antrittsvorlesung 1880 unter dem Titel „Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte“ in der Form eines „wissenschaftlichen Glaubensbekenntnis[ses]“ anschaulich beschrieben. Eingangs heißt es: „Litteraturgeschichte soll ein Stück Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens eines Volkes mit vergleichenden Ausblicken auf die anderen Nationallitteraturen sein. Sie erkennt das Sein aus dem Werden und untersucht wie die neuere Naturwissenschaft Vererbung und Anpassung und wieder Vererbung und so fort in fester Kette.“ Im Rahmen dessen interessiert die Literaturgeschichtsschreibung „eine Übersicht der Production und Consumption“, die „Bearbeitung beliebter Stoffe“, die Gattungen und ihre Formgesetze, die ein Autor wählt, die Rolle der Landschaft und der Lebensverhältnisse (Sphäre der Familie, Charakter, Bildung, sozialer Stand und Vermögenslage der Vorfahren), aus denen ein Schriftsteller stammt, sein Verhältnis zur Religion und Politik, sein Bildungsgang und schließlich die Wirkung seiner Werke (ihr sog. „Nachleben“) auf das Publikum, auch in Bezug auf die Aufführung dramatischer Texte oder die Bearbeitung der Originale durch andere Autoren. Dies alles bezeichnete Schmidt als „einen Wald von

Fragezeichen“ für die Philologen,¹³ doch man wird einräumen müssen, dass eine solche Programmatik, so eklektisch sie auch anmutet, Grundlagen gelegt hat z.B. für spätere sozialgeschichtliche und literatursoziologische Forschungen, für die der Zusammenhang von Autor, Werk und Leser bzw. von Text und Kontext den primären Zugang zum Gegenstand bildet. Und dieses Konzept hat Ergebnisse gezeitigt, die im Rahmen empirischer und historisch-induktiver Forschung beachtenswert sind. Neben einer Reihe von Werkeditionen zu Autoren der neueren deutschen Literatur (wie Karl Goedeke's *Schiller*-Ausgabe 1872, die von Bernhard Suphan ab 1877 geleitete Historisch-kritische *Herder*-Ausgabe oder die berühmte Weimarer *Sophien-Ausgabe* zu Goethe 1887 bis 1919) sowie einer unübersehbaren Fülle an stoff- und motivgeschichtlichen Untersuchungen sind nicht zufällig zahlreiche Schriftstellerbiographien von Scherers Schülern und Anhängern geschrieben worden, so z.B. zu Goethe von Karl Goedeke, Richard M. Meyer, Albert Bielschowsky, zu Schiller von Jakob Minor, zu Klopstock von Franz Muncker, zu Kleist von Otto Brahm oder zu Lessing von Erich Schmidt.

Im Rahmen dieses literaturwissenschaftlichen Forschungsprogramms, das sich mehr und mehr auf die neuere deutsche Literatur konzentrierte, nahm Goethes Leben und Werk eine herausragende Stellung ein, was unter dem Begriff der Goethe-Philologie auch zu einer Art Sonderzweig der wissenschaftlichen Beschäftigung in dieser Zeit geführt hat. Wichtige textkritische Vorleistungen wurden von Michael Bernays erbracht, wofür die 1866 publizierte Schrift *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* ein beredtes Zeugnis ist. Hierin untersuchte er die Jugendwerke Goethes nach textkritischen Prinzipien der Klassischen Philologie, indem er Nachdrucke durchmusterte, „aus denen zweifelhafte Sekundärvarianten und Textverderbnisse unmittelbar in die erste Sammlung der Goetheschen Werke (1787-1790) übergegangen waren, und spürte neue Korruptelen aus dem Nachdruck dieser ersten Sammlung auf, die sich in späteren Ausgaben fanden.“ (Schlott, in: *Wissenschaftsgeschichte in Porträts* 2000, 70) Diese Bemühungen wie auch die zahlreichen Studien zu Goethe von Scherer und seinen Schülern haben die philologische Forschung zur „Weimarer Klassik“ (auch in Anknüpfung an Gervinus) initiiert und geprägt. Außerordentlich förderlich auf diesem Wege war auch die Eröffnung des Goethe-Archivs in Weimar 1885, dessen erster Direktor Erich Schmidt wurde. Im selben Jahr wurde die Goethe-Gesellschaft gegründet, mit deren Namen sich auch eine rege Forschungstätigkeit bis in die unmittelbare Gegenwart verbindet.

Ein zweites Prinzip, das Scherer namentlich in der Literaturhistoriographie zur Anwendung brachte, war das von Erich Schmidt benannte Postulat der Literaturgeschichte als Entwicklungsgeschichte einschließlich der Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten im Entwicklungsgang der Literatur. Wichtige Impulse für ein solches Denkmodell hatte Scherer nicht nur aus dem Positivismus bezogen, sondern gleichermaßen aus den kulturhistorischen Untersuchungen Alexander von Humboldts über die Kultur der Hoch- und Tiefländer der Erde, indem er diese auf Phänomene der Literaturgeschichte zu übertragen suchte. So stellte er in der *Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert* von 1875 die These auf, dass es in der deutschen Literatur einen beständigen Wechsel von Blüte- und Verfallsepochen gegeben habe, der sich ähnlich einer Wellenbewegung vollzogen hätte. Komplettausformuliert wurde dieses Schema dann in der *Geschichte der deutschen Literatur* acht Jahre später. War Gervinus noch von zwei Blütephasen ausgegangen, so postulierte Scherer jetzt gleich drei, und zwar um 600 (germanisches Nationalepos, „Beowulf“), um 1200 (Hochmittelalter) und 1800 (Weimarer Klassik). Dazwischen lagen die Verfallsepochen um 900 (Zeit der Kreuzzüge) und um 1500 (Reformation). Und mit mathematischer Genauigkeit ließ sich folglich feststellen, dass es in der Geschichte der deutschen Literatur regelmäßig alle 600 Jahre eine Blütephase gegeben hätte, ebenso Verfallsepochen, der Umschlag von der einen zur anderen Phase jeweils alle 300 Jahre stattfand. Die Phasen der Blüte bezeichnete Scherer als die frauenhaften und die des Verfalls als die männlichen Perioden, was damit zu tun hat, dass er das Verhältnis zwischen Mann und Frau als entscheidend für Sittlichkeit und Geschmack ansah. Und Moral und Sittlichkeit waren für ihn ganz maßgeblich die bewegenden

¹³ Vgl. Erich Schmidt: *Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte. Eine Antrittsvorlesung* (1880). In: Ders.: *Charakteristiken*. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin 1902, 455-472.

Kräfte der Geschichte. Was die inhaltlichen Markierungen dieses Modells betrifft, so ist zu sagen, dass nach Scherers Auffassung die Verfallsepochen charakterisiert waren durch die Herrschaft des Partikularismus in Bezug auf die nationale Frage, das Zurückdrängen antiker Elemente in Bildung und Kultur sowie die Dominanz sog. niederer Gattungen der Literatur (z.B. Flugschriften, agitatorische Texte). Demgegenüber zeichneten sich die Blüteepochen aus durch einen allgemeinen Aufschwung des nationalen und patriotischen Bewusstseins im literarischen Leben, die im Rückgriff auf die Antike gewonnene Herrschaft von Aufklärung, nationaler und religiöser Toleranz und Humanität sowie die Dominanz „höherer“ Gattungen der Literatur wie Epos, Drama oder Roman. In Sonderheit sollten vor allem die preußischen Könige und deren Vorfahren durch ihr segensreiches Wirken diese Blütezeiten mitbewirkt haben, was unschwer als eine Reverenz an die Reichseinigung unter Führung Preußens zu erkennen ist.

Auch wenn diese Modell des zyklischen Wechsels von Blüte und Verfall als Gesetz der deutschen Literaturentwicklung leicht als haltlos und spekulativ abgetan werden kann, so sei hierzu wenigstens angemerkt, dass sich Scherers Wertschätzung der Blütezeiten mit den Idealen von Humanität und Toleranz zugleich auch als ein Angebot von liberal-bürgerlichen Wertvorstellungen verstand, mit denen er die Leser seiner Literaturgeschichte bilden und erziehen wollte. Andere nach ihm haben das nicht mehr als ihre Aufgabe angesehen. Auch ist zu bedenken, dass Scherers Blütezeitenmodell das Nachdenken über andere Ordnungsschemata und Periodisierungsmuster literaturgeschichtlicher Entwicklungen durchaus beeinflusst hat. So hat Richard Moritz Meyer, einer seiner prominenten Schüler, in seinem Werk *Die deutsche Litteratur des Neunzehnten Jahrhunderts* von 1899 den Literaturprozess in der chronologischen Abfolge von Jahrzehnten dargestellt, weil er der Auffassung war, dass etwa alle zehn Jahre eine neue Schriftstellergeneration in das literarische Leben eintritt, ohne dass damit das Wirken der vorangegangenen Autoren als generell veraltet zu gelten habe. Im Schererschen Sinne nennt er dieses Phänomen den Zusammenhang von Ererbtem und Neuerworbenem. Julius Petersen, Schüler von Erich Schmidt, hat nach ihm den Begriff der literarischen Generationen in der gleichnamigen Studie von 1930 als eine weitere Möglichkeit der literaturgeschichtlich relevanten Gruppenbildung eingeführt und damit auf ein Ordnungskriterium verwiesen, das in zahlreichen Fällen mit dem Periodisierungsschema von Literaturepochen, wie es die geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft nach 1900 erarbeitet hat, kompatibel ist.

Generell ist jedoch im Bezug auf Scherers Wirken und das seiner Schüler zu sagen, dass das Projekt der Nationalliteraturgeschichte gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in die Krise geriet. Angesichts der Tatsache, dass die zahlreichen Versuche, auf dem Felde der deutschen Literatur dem Nationalcharakter auf die Spur zu kommen, auch für die philologischen Zeitgenossen zunehmend problematisch geworden war, sah z.B. August Sauer, ebenfalls Scherer-Schüler, einen Ausweg aus dieser Situation darin, in der Geschichte der deutschen Dichtung stattdessen den Zusammenhang von Literatur und Volkstum ins Blickfeld zu rücken, und zwar mit dem Ziel, im Sinne einer stärker räumlich-landschaftlichen Gliederung den als relativ konstant angenommenen Stammescharakter der Schriftsteller (in natürlicher Abhängigkeit von ihrem Familienverband und vergegenständlicht in ihren Werken) zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen. Was Sauer in seiner Rektoratsrede an der deutschen Universität in Prag 1907 unter dem Titel „Literaturgeschichte und Volkskunde“ vorerst programmatisch (auch in Anlehnung an die völkische Ideologie) formuliert hatte, hat dann sein Schüler Josef Nadler in den vier Bänden seiner *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* (1912-1928) praktisch zu realisieren versucht, indem er die deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts „in eine Reihe von nebeneinanderherlaufenden regionalen Literaturgeschichten auf[splattete], denen er die einzelnen deutschsprachigen Schriftsteller prinzipiell aufgrund genealogischer Erkenntnisse zuordnete.“ (Rosenberg 1981, 245)

Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch im Zuge wachsender Internationalisierung aufkommende Historisch-vergleichende Literaturforschung war gleichermaßen eine ernstzunehmende Konkurrenz für die philologische Nationalliteraturgeschichtsschreibung. Selbst ein Germanist wie Michael Bernays hat dieser Richtung vorgearbeitet.

Als Goethe-Philologe und Shakespeare-Forscher bezog er 1874 in München den Lehrstuhl für Neuere Sprachen und Literaturen und beschäftigte sich vornehmlich in seinen wissenschaftlichen Vorträgen mit allgemeiner und vergleichender Geschichte der Weltliteratur. Auch Richard M. Meyer hat mit seinem Buch *Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet* (1913) den für die damalige Zeit ungewöhnlichen Schritt unter den Philologen getan, die moderne deutsche Literatur im Kontext europäischer und weltliterarischer Beziehungen zu untersuchen. Literaturwissenschaftler wie die Germanisten Max Koch, der ab 1887 die *Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte* herausgab, und Ernst Elster, der Anglist Wilhelm Wetz, der Romanist Louis Paul Betz u.a. haben nicht zuletzt im Rückgriff auf Goethes Weltliteraturbegriff versucht, Programmatisches in die wissenschaftliche Diskussion zu bringen und für ihr Fach eigenständige Lehrstühle einzufordern, was ihnen jedoch aufgrund der institutionellen Übermacht der Philologen noch lange Jahre verwehrt werden sollte. Lediglich dem Romanisten Betz ist es gelungen, 1902 ein Extraordinariat für Vergleichende Literaturgeschichte in Zürich zu erhalten. (Wetz konnte sich 1885 für dasselbe Fach habilitieren.)

1. 2. 6 Fremdsprachliche Philologien im 19. Jahrhundert

In wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen wird darauf verwiesen, dass am Beginn der Beschäftigung mit neueren Sprachen und Literaturen an den deutschen Universitäten die Tätigkeit der so genannten Sprachmeister steht, von denen die frühesten Zeugnisse aus dem 16. Jahrhundert stammen. In der akademischen Hierarchie in der Regel mit den Tanz- oder Fechtmeistern gleichgestellt und später Lektoren genannt, hatten sie vereinzelt auch eine Anstellung an den Universitäten als wissenschaftliches Personal. Nicht selten wurde von ein und derselben Person Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch (einschließlich ihrer Literaturen) gelehrt, wobei das Französische (neben Latein als Wissenschaftssprache und Sprache der Kirchen) aufgrund seiner Stellung an den Höfen eindeutig den Vorrang besaß. (Vgl. Christmann 1985, 7) Nicht minder wichtig ist der Umstand, dass der Grad der Bekanntheit der französischen Literatur im deutschsprachigen Raum höher war als der anderer europäischer Literaturen. Englisch interessierte bis ins 18. Jahrhundert nur wenige und dies vor allem aufgrund von Handelsbeziehungen oder Kontakten im Rahmen der protestantischen Kirche. (Vgl. HEF 1995, 481) Universitärer Sprachunterricht im Englischen wurde erstmals 1685-86 an den Universitäten Altdorf und Greifswald erteilt. In dem Maße, wie England im 18. Jahrhundert zur Weltmacht aufstieg, vergrößerte sich auch der Einfluss der englischen Literatur auf Deutschland: Bodmer machte Miltons Dichtung bekannt, Brockes übersetzte Pope, die Rezeption Shakespeares erreichte im deutschen Sturm und Strang erstmals einen Höhepunkt.

Vereinzelt lehrten auch Professoren, die von solchen Fächern wie Philosophie, Geschichte, antiker Literatur oder der Rhetorik herkamen und sich mit neuerer Literatur meist vieler Länder und Völker beschäftigten. Prominentes Beispiel hierfür ist Friedrich W. Valentin Schmidt, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, der als einer der Vorläufer für die Etablierung der romanischen Philologie angesehen werden kann, aber genauso wegweisend für die Entwicklung der englischen Philologie geworden ist. Er habilitierte sich mit einer Probevorlesung, in der er ein Stück Calderóns mit einem Drama Shakespeares verglich. (Vgl. Christmann 1985, 8 f.) Im Wintersemester 1824/25 hielt er an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin eine Vorlesung über Shakespeare, wobei er als erster versuchte, die chronologische Ordnung der Werke zu berücksichtigen. (Vgl. Scheler 1987, 8). Ein gewachsenes Interesse für slawische Sprachen und Literaturen hat sich nicht zufällig in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert entwickelt. Förderlich für diesen Prozess waren mehrere Faktoren: Das nationale Erwachen der Slawen im Vielvölkerstaat der Donau-Monarchie ging mit einer Stärkung ihrer kultureller Identität einher. Nach den Dreiteilungen Polens im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kamen große polnische Bevölkerungsteile auch nach Preußen, sodass neben der Pflege des Sorbischen zunehmend auch polnische Sprache und Kultur ins Zentrum des Interesses rückten, was die

verstärkte Einrichtung von Polnischlektoraten mit sich brachte. Im Zuge der Napoleonischen Kriege und der damit verbundenen politischen Beziehungen mit Russland stieg der Bedarf an gut ausgebildeten Beamten mit entsprechenden Kenntnissen von Sprache und Kultur im osteuropäischen Raum. Slawistische Studien größeren Umfangs sind im 18. Jahrhundert an den Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale getrieben worden, aber auch von Einzelpersonen wie von dem Lektor der polnischen Sprache Johann Daniel Hoffmann oder dem Grammatiker Johann Leonhard Frisch. Von besonderem Interesse im 18. und 19. Jahrhundert waren neben dem Russischen die Sprachen, die in Deutschland oder den angrenzenden Ländern und Gebieten gesprochen wurden: Polnisch, Tschechisch und Sorbisch. (Vgl. Schaller 1985, 94)

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Sprachen, Literaturen und Kulturen der genannten Völker und Länder im Rahmen der Philologie verlief im Großen und Ganzen ähnlich wie im Falle der Germanistik und setzte ebenfalls im Übergang zum 19. Jahrhundert ein. Was zunächst die Romanische Philologie bzw. Romanistik angeht, so wird zuweilen von der Grundthese ausgegangen, dass sie ein Produkt der deutschen Frühromantik sei. Als Beleg für diese These gelten z.B. August Wilhelm Schlegels Berliner *Vorlesungen über schöne Literatur* (1801-1804) und dessen Begriff der „romantischen Philologie“, die als gleichrangig mit der Klassischen Philologie angesehen wurde und deren Gegenstand die Geschichte und Charakteristik der eigentümlichen Poesie der Hauptnationen des neueren Europa oder der Romantischen sein sollte. „Romantische Philologie“ war also in diesem Kontext nicht als Nationalphilologie gedacht, sondern als Philologie der Differenz, in der der Vergleich unterschiedlicher Literaturen maßgebend sein sollte, womit zugleich auch ihr universeller Charakter zum Ausdruck gebracht wurde. Ihr Kernstück sollte die Dichtung (und Sprache) der provenzalischen Troubadours sein, wobei zu beachten ist, dass bei Schlegel der Begriff „romanz“ als Bezeichnung für in romanischer Sprache verfasste Dichtung, also vor allem die spanischen Romanzen, aber auch die altfranzösischen Romane stand. (Vgl. Schlieben-Lange, in: Zur Geschichte 1999, 847-849). Als ein weiterer Beleg für die vorab genannte These gilt auch das intensive Interesse der deutschen Romantiker für die Literaturen Italiens, Spaniens und Frankreichs sowie, zurückgehend auf Herders Volksliedsammlung *Stimmen der Völker in Liedern* (1778), für die Volksdichtung der romanischen Länder.

Nicht minder bedeutsam und folgenreich war das Wirken von Friedrich Diez, der ähnlich wie Benecke, die Grimms und Lachmann auf dem Felde der Deutschen Philologie zu den professionellen Spezialisten der sich entwickelnden akademischen Romanistik gehörte und in wissenschaftsgeschichtlichen Darstellungen vielfach noch als der eigentliche „Gründungsvater“ der Disziplin angesehen wird, auch wenn man einräumt, dass Wissenschaftsgeschichte mittlerweile längst nicht mehr nur im Stile von Personalgeschichte rekonstruiert wird. Dennoch ist Diezens Rolle bei der Etablierung der Romanistik im frühen 19. Jahrhundert nicht zu unterschätzen. Eingetreten in die philologische Forschung ist er mit den *Proben Altspanischer Romanzen* (1817), die bereits ein Jahr später eine Neuauflage erfahren hat. Nicht von der Hand zu weisen ist, dass Diez von Jacob Grimms *Silva de romances veijos* von 1815, die Diez 1817 in den *Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur* begeistert rezensiert hatte, inspiriert wurde, denn 1821 legte er eine neue Ausgabe mit 30 weiteren Übersetzungen unter dem Titel *Altspanische Romanzen besonders vom Cid und Kaiser* vor, der dann *Die Poesie der Troubadours* (1826) folgte. Das dabei von ihm verfochtene Prinzip „erklären statt beurteilen“ entsprach voll und ganz dem philologischen Wissenschaftsideal der Zeit, das darüber hinaus auch die Arbeitsfelder romanistischer Forschung bestimmt hat - das Studium der altromanischen Literaturen, die Erarbeitung vergleichender und spezieller Grammatiken sowie historischer, etymologischer und vergleichender Wörterbücher und schließlich auch die Edition kritischer Bearbeitungen von Handschriften. (Vgl. Storost 1992, 85)

Ähnlich wie Jacob Grimm mit seiner *Deutschen Grammatik* für die Germanistik eine historische Betrachtung der germanischen Sprachen in möglicher Breite des damaligen Kenntnisstandes vorgelegt hatte, hat Friedrich Diez mit der *Grammatik der romanischen Sprachen* in 3 Bänden (1836 bis 1844) sowie mit dem *Etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen* (1853) wissenschaftlich weitgehend gesicherte Grundlagen für das Studium des Italienischen und Rumänischen, des Spanischen und Portugiesischen, des Provenzalischen und des Französischen

geschaffen, mit jenen Sprachen also, die ihren gemeinsamen Ursprung im Lateinischen hatten und jenen als einheitlich betrachteten geistig-kulturellen Bereich ausmachten, den man die Welt der „Romania“ genannte hat. Unter dem Einfluss der Historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und ihres komparatistischen Prinzips ist unter dem Begriff der „Romania“ ein fundamentales Konzept entwickelt worden, dessen Kern die Vorstellung von „einer Familie von zugleich in sich differenzierten, aber doch durch vielfältige Verwandtschaftsbeziehungen definierten Kulturfamilie“ (Werner 1991, 38) bildete. Dies war gleichbedeutend mit einem Hinausgehen über nationale Grenzen und Beschränkungen im Sinne des (modern gesprochen:) Interkulturellen. Der innere Widerspruch dieses Konzepts lag jedoch darin, dass ihm unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts, d.h. in einer Zeit verstärkter Nationalisierung weitgehend die Legitimationsbasis fehlte. Vor diesem Hintergrund ist auch erklärlich, „daß einerseits die Literaturbetrachtung im Grunde auf Mittelalterphilologie reduziert wurde und andererseits die Sprachbetrachtung im Verlaufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zum eigentlichen Paradigma für die romanisch-philologische Forschung insgesamt avancierte.“ (Maass 2003, 48) Impulse für die Literaturforschung gab nicht zuletzt die Gründung der deutschen Dante-Gesellschaft (1865) sowie (ab 1867) das *Dante-Jahrbuch*.

Die Denkfigur der „Romania“, die bis ins 20. Jahrhundert noch evident blieb, war auch der Grund dafür, die Literatur der Romanen als eine Einheit aufzufassen. Die Romanische Philologie wurde von den damaligen Zeitgenossen als ein Fach angesehen, das nicht nur gelehrtes Wissen bereitstellt, sondern danach strebt, „die Zusammenhänge zu erkennen, die unter den Spracherscheinungen und litterarischen Erzeugnissen der Romanen bestehen, und ihr Hervortreten und ihre Art aus den Ursachen zu begreifen.“¹⁴ Den eindeutigen Schwerpunkt bildeten die Literatur des Mittelalters und das Französische. Auch wenn das universalistische Konzept der „Romania“ die deutsche Romanistik über Jahrzehnte hin maßgeblich geprägt hat und außerhalb des deutschen Sprachraums weitgehend unbekannt war, ist es z.B. auch in Frankreich etabliert worden. Ausdruck dessen ist die von Paul Meyer und Gaston Paris 1872 begründete Zeitschrift *Romania*. Im ersten Heft veröffentlichte Paris sicher nicht ohne Bedacht den Artikel „Romani, Romania, lingua romana romancium“, in dem der Romanistik der Auftrag erteilt wird, durch das Studium der alten Texte die -angeblich ursprüngliche - kulturelle Einheit der romanischen Welt zu betonen. Dieses Konzept ist relativ früh auch in Italien rezipiert worden, wenngleich gerade dort der Zielkonflikt „zwischen einer national orientierten Italianistik und einer europäisch orientierten Romanistik“ (Ihring, in: Zur Geschichte 1999, 400) zu beobachten ist. Demgegenüber zeugen aber z.B. Forschungen des Mailänders Pio Rajna zur Rezeption der altfranzösischen Epik im mittelalterlichen Italien sowie seine Überzeugung, dass die italienische Literatur des Mittelalters nicht ohne Blick auf die übrigen romanischen Literaturen zu verstehen sei, von der Tragfähigkeit dieses Konzepts. Ähnlich verhält es sich mit den Forschungen zur mittelalterlichen Wanderung der epischen Erzählstoffe im Sinne der „Romania“ als transnationaler Kultureinheit. All dies hatte ein starkes Anwachsen von Publikationen zu literaturgeschichtlichen Themen aus dem Bereich der nichtitalienischen Romania gegen Ende der 1870er Jahre zur Folge, und zwar auch im Kontext der historisch-positivistischen Methode der „scuola storica“, wonach das literarhistorisch Neue niemals etwas anderes als eine organische Transformation des Alten sein könne. (Vgl. Ebd., 403 f.). Deshalb dominierten auch hier Quellenforschung und Forschungen zur Stoffgeschichte der mittelalterlichen Literatur sowie zur Bestimmung der geografischen Herkunft von Erzähltraditionen oder zum empirischen Nachweis literarischer Einflüsse.

Die disziplinäre Verselbständigung der Englischen Philologie von der Germanistik begann etwa um die Mitte des Jahrhunderts. Ludwig Herrig übersetzte die gesammelten Schriften Shelleys (Band 1: Gedichte, 1840) und Eduard Fiedler die *Canterbury Tales* 1844. Victor Aimé Huber las in Berlin ab 1844 über Chaucers *Canterbury Tales* und etablierte damit als erster die Beschäftigung mit der englischen spätmittelalterlichen Literatur. 1850 erschien der erste Band der *Wissenschaftlichen Grammatik der englischen Sprache* von Eduard Fiedler, fortgesetzt nach dessen Tod von Karl Sachs und Eduard Kölbing. Karl Friedrich Kochs *Historische Grammatik des Englischen* wurde in

¹⁴ Gustav Gröber: *Grundriss der Romanischen Philologie*. I. Bd., Strassburg ²1904-1906, 142.

den Jahren 1863-69 publiziert. Daneben entstanden zahlreiche Chrestomathien und Lesebücher zur englischen Literatur, unter ihnen der Überblick über die englische Literatur anhand von Texten im Stile einer Anthologie von Ludwig Herrig mit dem Titel *The British Classical Authors. Select Specimens of the National Literature of England from G. Chaucer to the Present Time. Poetry and Prose* in der 1. Auflage von 1850. Wie nachhaltig dieses Werk gewirkt hat, zeigt die Tatsache, dass es in der 101. Auflage noch 1947 erschienen ist. In den Anfangsjahren der akademischen Anglistik dominierte jedoch, wie in den anderen Neuphilologien auch, die Herstellung von Ausgaben mittelalterlicher Texte, wobei der *Beowulf* (wie z.B. von Moritz Heyne, 1863, Julius Zupitza, 1882, oder Ferdinand Holthausen, 1905) einen besonderen Stellenwert hatte. Für die Entwicklung des Faches belangvoll waren weiterhin die Editionen der *Bibliothek der angelsächsischen Prosa* und der altenglischen Texte, die für die *Early English Text Society* ediert worden sind. (Vgl. Finkenstaedt 1983, 116) Die weiteren Schwerpunkt der anglistischen Forschung im 19. Jahrhundert waren Grammatik und Metrik mittelenglischer Dichtung wie Bernhard ten Brinks *Chaucer's Sprache und Verskunst* von 1884 oder Jakob Schippers *Grundriß der englischen Metrik* (1881-1888). Ein weiteres wichtiges Arbeitsfeld bildeten Werkausgaben und Anthologien zur englischsprachigen Literatur sowie Übersetzungen mit Erläuterungen nicht zuletzt auch mit dem Ziel der Popularisierung dieser Literatur unter deutschen Lesers. Hier wären vor allem zu nennen: Karl Elze *Englischer Liederschatz aus Englischen und Amerikanischen Dichtern vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts* (1851), aber auch Karl Bartschs Übersetzung von Robert Burns' Liedern und Balladen von 1865. Mit einzelnen Schriftstellern im Sinne biografischer Forschung und Werkkommentierung hat man sich ebenfalls beschäftigt, was z.B. die Bücher Karl Elzes über Scott (1864) und Byron (1870) zeigen, die unter dem Einfluss des von Wilhelm Scherer inaugurierten Determinismus-Konzepts, wonach Biografie und literarisches Werk nach den Kriterien des Ererbten, Erlebten und Erlernen zu untersuchen sind, entstanden. Hierzu gehört auch Alois Brandls *S. T. Coleridge und die englische Romantik* (1886). Brandl vertrat, was für die fremdsprachlichen Neuphilologien keineswegs untypisch war, das Gesamtfach in der Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft und hat sich auch mit seinen Forschungen zu den (alt)englischen Dialekten einen Namen gemacht.

Einen besonderen Stellenwert in der Literaturforschung der Anglistik hatte zweifellos die Shakespeare-Literatur. In der ersten Jahrhunderthälfte mehren sich die Kollegs zu anglistischen Themen im engeren Sinne. Auch durch die Übersetzungen von A. W. Schlegel und Ludwig Tieck ist der englische Klassiker zu einem in Deutschland bekannten Autor geworden. So ist nicht verwunderlich, dass es auch zahlreiche nichtanglistische Herausgeber und Erklärer von seinen Werken gegeben hat. Zu ihnen gehörten z.B. Adelbert Keller und Moritz Rapp, die *Shakespeares Schauspiele* in 8 Bänden, übersetzt und erläutert, 1843-46 publiziert haben. Weitere Beispiele für textkritische Ausgaben von einzelnen Dramen sind: Nikolaus Delius *Macbeth* (1846) und *Shakespeares Werke* (in der 1. Aufl. 1854) sowie Karl Elze *Hamlet* (1857) und Tycho Mommsen *Romeo und Juliet* (1859). Ihnen allen ist in Hinsicht auf die methodologische Grundlage der Werkerschließung die Anlehnung an das Philologie-Konzept von August Boeckh in der Verbindung von Sprache, Literatur und Sachkunde (Kulturgeschichte, Staat, Gesellschaft) gemeinsam, wie das auch in Karl Elzes *Grundriß der englischen Philologie* von 1887 zum Ausdruck gebracht worden ist. Als eine originäre Leistung in diesem Zusammenhang kann auch die englische Shakespeare-Ausgabe von Delius angesehen werden: „Sie ist die erste in Deutschland edierte originalsprachige Fassung der Werke des englischen Dramatikers mit deutschem Kommentar und Glossar.“ (Scheler 1987, 9). Bemerkenswert sind ferner nicht nur dessen textkritischen Hypothesen, sondern auch der editorischer Neuanatz in Hinsicht auf die Rückwendung zu den Quarto- und Foliodrucken wie später bei den Herausgebern des Cambridger Shakespeare-Edition von 1863-66. Die Gründung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 1864 hat die philologische Forschung spürbar befördert, auch wenn sie keine Vereinigung nur der Anglisten gewesen ist. Das unter ihrem Einfluss ein Jahr später begründete *Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* war „für lange Zeit ein geradezu monopolartiges Organ der Shakespearephilologie.“ (Finkenstaedt 1983, 49)

Historisch-philologische Darstellungen zur Literaturgeschichte sind erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Hierzu zählt z.B. der erste Band von Bernhard ten Brinks *Geschichte der englischen Literatur bis zu Wiclif's Auftreten* (1877) oder Richard Wülkers *Geschichte der englischen Literatur* (1896). Beide sind nach dem Grundmuster „von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (mit Ausnahme noch lebender Schriftsteller) verfasst. Ihr Hauptanliegen bestand in der Vermittlung von empirischem Wissen über Autoren und Werke, was sich auch daran ablesen lässt, dass zahlreiche Inhaltsangaben und längere Zitate aus den besprochenen Texten in deutscher Nachdichtung sowie reichhaltige Informationen über kulturelle Hintergründe in die Darstellung eingeflossen sind. Von ähnlichem Zuschnitt war die von Alois Brandl verfasste Geschichte der *Mittelenglischen Literatur* sowie die *Englische Volkspoesie* für Hermann Pauls *Grundriss der germanischen Philologie* (1893)

Für die Herausbildung und Entwicklung der Slawischen Philologie und deren Wissenschaftskonzepte war der Historiker August Ludwig Schlözer von besonderer Bedeutung. „Von der alttestamentlichen kritischen Bibelexegese David Michaelis' inspiriert, war Schlözer in jungen Jahren nach St. Petersburg geraten, hatte Russisch, Kirchenslawisch und Polnisch erlernt und sich als Gehilfe des russischen Reichshistoriographen Gerhard Friedrich Müller (Miller) in die schwierige Materie der altrussischen Chroniken eingearbeitet.“ (Lauer, in: Zur Geschichte 1999, 630) Schlözers *Nestor. Russische Annalen in der Slavonischen GrundSprache verglichen, übersetzt und erklärt*, in 5 Teilen 1802-09 erschienen, gilt in der Geschichte der Neuphilologie als die erste kritische Edition eines Schriftdenkmals überhaupt. Im Zusammenhang damit hatte er in verschiedenen vorangegangenen Schriften Reflexionen über die Methoden der Textkritik und Edition angestellt, die mit der Forderung nach Wortkritik, grammatischer und historischer Interpretation sowie der ‚höheren‘ Sachkritik Normen der Klassischen Philologie thematisierten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte er den Versuch unternommen, die slawischen Völker und ihre Geschichte zu klassifizieren, indem er das Verfahren Karl von Linnés zur Systematisierung in Botanik und Zoologie auf Geschichte und Sprachen der slawischen Völker zu übertragen suchte. Ein dritter Pfeiler seiner wissenschaftlichen Bemühungen war die statistische Beschreibung Russlands und anderer slawischer Länder im Sinne von Landeskunde. (Vgl. Lauer, Zur Geschichte 1999, 631)

Das eingangs geschilderte Bedürfnis nach Sprachstudien und -erwerb hatte wie in den anderen Neuphilologien auch Folgen für die Produktion von Wörterbüchern und Grammatiken, die auch für die Literaturforschung Relevanz besaßen. Die erste philologische Darstellung der altkirchenslawischen Grammatik legte der in Ungarn geborenen Josef Dobrovský 1822 vor. Hervorhebenswert sind weiterhin die *Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark* (1808) und die *Grammatik des Slovenischen* (1809) des an der Wiener Hofbibliothek als Scriptor angestellten Jernej (Bartolomäus) Kopitar sowie die *Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen* in 2 Bänden (1852-56) und in 4 Bänden (1875-83) sowie das *Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen* (1886) von Franz Xaver Miklosich. Mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkte sich der Einfluss August Schleichers mit seiner darwinistischen Stammbaumtheorie und der nach dem Vorbild der Naturwissenschaften entwickelten Methode der genetischen Klassifizierung der indogermanischen Sprachen im Sinne der Vergleichenden Sprachwissenschaft auf die Slawistik.

Auf dem Gebiet der Literaturforschung sind zwei Hauptgebiete von Belang. Nach dem Vorbild der deutschen Romantiker und der Grimmschen Märchensammlung existierten vielfältige Bemühungen zur Aufzeichnung folkloristischer Texte und deren Systematisierung nach Genres und Motiven (Vgl. Franz 1994, 22), wie z.B. die Sammlung slawischer Volkslieder, veröffentlicht 1822-27 von František Ladislav Celakovský. In den 1840er Jahren wurde der erste Teil der Sammlung von tschechischen Volksliedern und Märchen von dem „Dichter-Philologen“ (Schamschula, in: Zur Geschichte 1999, 206) Karel Jaromír Erben vorgelegt, die in Buchform aber erst posthum publiziert wurde. Zu nennen wäre noch die Sammlung wendischer Volkslieder von Johann Peter Jordan (Vgl. Rösler 1964, 59). August Leskien sammelte slawische Volksepik, Volkslieder und Volksmärchen insbesondere der südslawischen Völker und gab mit Karl Brugmann 1882 eine Sammlung litauischer Volkslieder und Märchen heraus. 1915 veröffentlichte Leskien seine *Balkanmärchen*, eine Sammlung von 67 Märchen aus Albanien,

Bulgarien, Serbien und Kroatien. Dieses Forschungsgebiet wurde intensiv noch im 20. Jahrhundert gepflegt, wie z.B. bei Gerhard Gesemann, Alois Schmaus oder Maximilian Braun. Erich Berneker gab 1914 einen Bericht in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften über eine Sammlung serbokroatischer Lieder aus der Universitätsbibliothek Erlangen, bekannt als die *Erlanger Liederhandschrift*, über die er sich 1920 habilitiert hat. Ein prominentes Beispiel für Textkritik und -edition im Zusammenhang mit Textexegese, Quellenkunde, Glossierung usw. bietet z.B. Wladyslaw Nehring (seit 1868 Ordinarius in Breslau) mit der von ihm 1897 vorgelegten Ausgabe der *Altpolnischen Sprachdenkmäler*.

Als das zweite Gebiet ist die Literaturgeschichtsschreibung anzusehen, wobei eine Überlagerung von zwei Konzepten zu beobachten ist. Zum einen dominierte die Darstellung der Geschichte der Literatur der einzelnen slawischen Völker im Stile von Nationalliteraturhistoriografie, und zwar in erster Linie mit dem Ziel, fremde Literaturen dem deutschen Lesepublikum bekannt zu machen, wie z.B. Friedrich Otts (Lektor der occidentalischen Sprachen an der Universität Erlangen) *Lehrbuch der Russischen Literatur* 1837 und im selben Jahr Heinrich Joseph Koenigs *Literarische Bilder aus Rußland* oder Johann Peter Jordans *Geschichte der russischen Literatur* von 1846, die aus Abhandlungen des russischen Literaturkritikers Wissarion Grigorijewitsch Belinskij kompiliert wurde. Zum anderen wurde die Literaturgeschichte im Sinne der Konzeption des Panslawismus projiziert, die (ähnlich wie im Falle der „Romania“) von der Vorstellung der Einheit aller slawischen Völker in einer Nation bestimmt war. Als eine Art Zukunftsprojekt wurde sie erstmals 1826 von dem Slowaken Jan Herkel formuliert. Und ganz in diesem Sinne geht z.B. Pavel Josef Šafariks *Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten* (1826) von der Analogie zu den in verschiedenen Poleis lebenden Griechen aus, die ebenfalls wie die Slawen eine Nation gebildet hätten. Ähnliches ist bei dem Russen Aleksandr Pypin und in seiner *Istorja slavjanskich literatur* (1880-84) zu beobachten, der der politischen Vision eines geeinten Slawentums in der Konzeption der russischen Slawophilen folgt. Im Zeichen der vergleichenden Einflussforschung steht Matija Murkos 1897 verfasste Abhandlung *Die deutschen Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik*.

1. 2. 7 Institutionelle Rahmenbedingungen

Deutsche Philologie

Die Konzeptgeschichte der philologischen Literaturforschung steht, wie wissenschaftsgeschichtliche Forschungen jüngerer Datums gezeigt haben, in einem engen Zusammenhang mit der Herausbildung veränderter institutioneller Rahmenbedingungen im Wissenschaftssystem im Übergang zum 19. Jahrhundert. Dieses Phänomen lässt sich mit Blick auf die Deutsche Philologie (wie auch die anderen Neuphilologien) im Großen und Ganzen als Entwicklung zur disziplinären Gemeinschaft beschreiben, die maßgeblich von dem fortschreitenden Prozess von Verwissenschaftlichung und Spezialisierung philologischen Arbeitens bestimmt ist. Im Zusammenhang damit lassen sich drei miteinander korrespondierende Strukturelemente wissenschaftlicher Kommunikation herausfiltern. Zum Ersten wird die Professionalisierung wissenschaftlichen Arbeitens vorrangig im Kommunikationszirkel der Brüder Grimm, Georg Friedrich Beneckes und Karl Lachmanns betrieben, aus dem sich bereits in der ersten Jahrhunderthälfte eine philologische Kerngruppe herauszubilden begann. Zu ihr gehörten neben den Genannten Moriz Haupt, Johann Andreas Schmeller, Wilhelm Wackernagel u.a.. Die disziplinäre Gemeinschaftsbildung war eng mit dem Wirken dieser Gruppe und ihrem Einfluss auf die nachfolgenden Germanisten-Generationen verbunden. Zum Zweiten ist zu beobachten, dass die Ablösung des herrschenden Kultur- und Gelehrtensystems im Übergang zu einem modernen Wissenschaftssystem nach 1800 generell forciert wird und auch in dem genannten Kommunikationszirkel der Grimms seinen Niederschlag gefunden hat. Ein signifikantes Beispiel hierfür ist die Beziehung der Grimms zu Friedrich David Gräter, der als Vertreter der älteren Forschergeneration zunehmend der fachlichen Kritik anheimfiel, die auch nicht frei von Diffamierungen war. Gräter, seit 1791 Herausgeber der

Zeitschrift *Bragur*, eines *Litterarischen Magazins der Deutschen und Nordischen Vorzeit*, präsentierte altdeutsche und nordische Quellen und Texte vorwiegend in literarisierter Form, und zwar mit dem Anspruch, „Anknüpfungspunkte für eine neue identitätssichernde Dichtkunst zu entdecken“ (Bloom, in: *Zur Geschichte* 1999, 72), was dem Programm historisch-philologischer Forschung der Kerngruppe um die Grimms widersprach. Zum Dritten schließlich lässt sich, wie bereits erwähnt, eine Binnendifferenzierung zwischen professionellen Wissenschaftlern (als Spezialisten), Dilettanten und Liebhabern z.B. am Kommunikationszirkel mit Friedrich Heinrich von der Hagen (Vgl. Ebd., 68) ausmachen, ablesbar an den Rezensionen und Kritiken der Gruppe um Grimm-Benecke-Lachmann zu den Editionsprinzipien altdeutscher Texte durch von der Hagen oder auch am so genannten „Edda-Krieg“, d.h. der Auseinandersetzung zwischen den Grimms und von der Hagen in Gestalt der Konkurrenz bei der Erstherausgabe der *Edda*, die von der Hagen 1812 unter dem Titel *Lieder der älteren oder Sämundischen Edda* gelang. Die Grimms konnten erst drei Jahre später die *Lieder der alten Edda* vorlegen.

Die germanistischen Zeitschriften spielten für die Disziplinentwicklung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Im Übergang zum 19. Jahrhundert hatten sich bereits Literaturproduktion und -zirkulation soweit profiliert, dass sich auf dem Literaturmarkt eine fortgeschrittene Differenzierung bemerkbar machte. Sie betraf die schöne Literatur ebenso wie die Wissenschaftsliteratur, die von den Spezialisten der jeweiligen Disziplinen verfasst wurde. Damit wuchsen auch die Möglichkeiten einer thematisch gebundenen und fachspezifischen Kommunikation. Ihr Ort waren in erster Linie die Fachzeitschriften, die zudem dieser Art von Kommunikation eine bestimmte Dauer und Konstanz verliehen. Zu den wichtigsten germanistischen Fachzeitschriften im 19. Jahrhundert gehören die *Zeitschrift für deutsches Altertum*, gegründet 1841 von Moriz Haupt, später fortgeführt von Karl Müllenhoff, die *Germania*. *Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde*, begründet 1856 von dem Wiener Germanisten Franz Pfeiffer, die *Zeitschrift für deutsche Philologie*, aus der Taufe gehoben 1868 von Julius Zacher in Halle sowie die *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, die 1874 von Friedrich Zarncke, dem Oberhaupt der Leipziger Universitätsgermanistik, ins Leben gerufen wurde.

Diese Zeitschriften hatten einen relativ konstanten Autorenkreis, der zugleich unterschiedliche Gruppenbildungen innerhalb des Faches widerspiegelt. Neben den jeweiligen Herausgebern schrieben z. B. für die *Zeitschrift für deutsches Altertum* Wilhelm Scherer, Julius Zupitza, Richard Heinzel oder Anton Schönbach. Zu den Stammautoren der *Zeitschrift für deutsche Philologie* gehörten neben Scherer noch Karl Weinhold, Rudolf Hildebrand oder Matthias Lexer. Im Verlauf der Jahre entwickelten diese Zeitschriften spezifische Profile, die auch unter dem Blickwinkel von Konkurrenzbeziehungen zwischen den genannten Gruppen entstanden. Während z. B. die *Zeitschrift für deutsches Altertum* in der Regel spezielle Forschungsbeiträge zur Altertumforschung und klassischen und germanischen Philologie für den Leserkreis der Fachwissenschaftler publizierte, war die *Germania* zunehmend mehr auf öffentliche Breitenwirkung, die das außerwissenschaftliche Publikum als Adressat einschloss, bedacht. Und dies vor allem durch einen breit angelegten Rezensionsteil, mit Beiträgen zum akademischen Unterricht für die Studenten oder mit bibliografischen Informationen zu wissenschaftlichen Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Neuphilologien bis hin zur Kulturgeschichte sowie Personalien des Faches. Und natürlich waren die Fachzeitschriften auch der Ort, wo Attacken gegen den wissenschaftlichen Gegner geritten wurden, zuweilen recht heftig und unfein, wie das der berühmte Streit um Editionsprinzipien des *Nibelungenliedes* auf der Grundlage von Karl Lachmanns Editionen in der zweiten Jahrhunderthälfte recht einprägsam gezeigt hat. (Vgl. Kolk 1990)

Die Entwicklung der Deutschen Philologie zur akademischen Wissenschaftsdisziplin erstreckte sich über mehrere Jahrzehnte. Ihre Etablierungsphase reichte von 1810 bis zum Ende der 1840er Jahre, die Phase ihrer Konsolidierung von den 1850er bis in die 1860er Jahre. (Vgl. Meves, in: *Wissenschaftsgeschichte* 1994, 129, 165 u. 186) Die institutionelle Entwicklung der Germanistik in Österreich, die in inhaltlicher wie struktureller Hinsicht eine ähnliche Entwicklung genommen hat wie in Preußen und dem späteren Deutschen Reich, weist allerdings die Besonderheit aus, dass die Frühphase der Deutschen Philologie aufgrund der reaktionären Wissenschaftspolitik im Regime

Metternichs deutlich später einsetzte, und zwar erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts (Vgl. Wiesinger, in: Zur Geschichte 1999, 464).

Entscheidend befördert wurde die Disziplinentwicklung durch die Institution der Universität, die nicht nur der Ort wissenschaftlichen Denkens, sondern auch Stätte der Sozialisation der Wissenschaftler selbst wurde. In Hinsicht auf den Etablierungsprozess der Germanistik (wie auch anderer Disziplinen) an der Universität schlugen folgende Bedingungen und Voraussetzungen zu Buche: Die Universität bot die Gewähr dafür, Wissenschaft als Beruf mit entsprechenden Laufbahnregelungen ausüben zu können. Sie richtete disziplinspezifische Studiengänge ein und schuf Bedingungen für eine fachspezifische Nachwuchsrekrutierung vornehmlich auf der Grundlage entsprechender Qualifikationsanforderungen in Gestalt der Promotion und Habilitation. Die wissenschaftlichen Maßstäbe und Standards wurden dabei von den Lehrstuhlinhabern, den Ordinarien bzw. ordentlichen Professoren, die dem Lehr- und Forschungsbetrieb vorstanden, gesetzt. Sie waren die wissenschaftliche Autorität und als Staatsbeamte auch für die Durchsetzung bildungspolitischer Konzepte verantwortlich, insofern also mit der Ministerialbürokratie verbunden.

Die Entwicklung der germanistischen Lehrstühle an den preußischen Universitäten im 19. Jahrhundert ergibt folgendes Bild: Bestanden 1850 an 8 preußischen Universitäten ord. Professuren für Germanistik, so war sie 1860 an 13 Universitäten und 1870 bereits an 19 Universitäten vertreten. D. h. bis unmittelbar vor der Reichsgründung verfügten fast alle 20 Universitäten auf dem Gebiet des späteren Deutschland über Ordinarien in der Deutschen Philologie. Oder anders: 1850 besaß die Germanistik 9 Ordinariate, 12 Extraordinariate und 6 Privatdozenten. 1870 hatte sie 20 Ordinariate, 10 Extraordinariate und 8 Privatdozenten. Das erste germanistische Ordinariat mit der Fachbezeichnung „deutsche Sprache und Literatur“ hatte Salomo Heinrich Michaelis ab 1811 in Tübingen. Weitere Neueinrichtungen von Lehrstühlen mit dieser Denomination betrafen: Friedrich Heinrich von der Hagen (1817 Breslau und 1824 Berlin), Eberhard Gottlieb Graff (1827 Königsberg), Ferdinand Maßmann (1835 München), Moriz Haupt (1843 Leipzig), Adolf Holtzmann (1852 Heidelberg), Rudolf von Raumer (1852 Erlangen), Karl Müllenhoff (1854 Kiel), Julius Zacher (1863 Halle), Matthias Lexer (1866 Freiburg). (Vgl. Meves, in: Wissenschaftsgeschichte 1994, 201-203)

Diese Zahlen verdeutlichen, dass 1.) die Verankerung der neuen Fachdisziplin an der Universität in Form von Ordinariaten in den 1860er Jahren durchgesetzt und dass 2.) die personelle Ausstattung der Germanistik stetig im Anwachsen begriffen war. Von einem Triumphzug des neuen Faches lässt sich jedoch nicht sprechen, wenn man mit Lehrstuhlwachsen in anderen Fächern vergleicht. Innerhalb der Philosophischen Fakultäten dominierte eindeutig die Klassische Philologie. Noch 1890 stellte sie mit 56 Ordinarien immerhin noch 9 mehr als Germanistik, Romanistik und Anglistik zusammen. Mit Blick auf die zweite Jahrhunderthälfte ist auffällig, dass ein Großteil der Schülerschaft von Wilhelm Scherer und Michael Bernays den Einfluss der nationalphilologisch ausgerichteten Universitätsgermanistik in Deutschland und Österreich über viele Jahrzehnte sicherte, indem von ihr die Mehrzahl der Professuren besetzt wurde.

Die Gründung von Universitätsseminaren gilt als Indikator der endgültigen Integration eines Faches in den Universitätsbetrieb. (Vgl. vom Brocke, in: Zur Geschichte 1999, 361) Dabei muss die Doppelbedeutung des Begriffs „Seminar“ beachtet werden. Zum einen bedeutet er eine Lehrveranstaltungsform, andererseits meint er im Sinne von „Pflanzstätte“ (lat. = seminarium) das universitäre Institut zur Durchführung einer seminaristischen Arbeitsweise und der Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Germanischen Seminare (wie die Seminare anderer Fächer auch) waren also in diesem Kontext eigenständige institutionelle Gebilde für die jeweiligen Vertreter des Faches, in denen sich das wissenschaftliche Leben in organisierter Form vollzog (wie etwa in Form von Vorträgen, Disputationen dazu, Promotionen und Habilitationen) und in denen eigenständige Lehrveranstaltungen (Übungen, Pro- und Oberseminare) zur Ausbildung der Studenten durchgeführt wurden. (Vorlesungen wurden in der Regel Seminar übergreifend angeboten und gehalten.) Aus den Seminaren rekrutierte sich über die benannten Qualifikationsstufen der wissenschaftliche Nachwuchs. Inhaltliches Zentrum der Tätigkeit der Seminare war

folglich die Ausbildung von Studenten, und zwar mit dem Ziel, sie zum eigenständigen wissenschaftlichen Arbeiten anzuleiten und zur Forschung hinzuführen, womit eine Förderung der deutschphilologischen Ausbildung der künftigen Deutschlehrer intendiert war, für die die Germanischen Seminare die dominante Ausbildungsform darstellten. Das ist in den entsprechenden Anträgen auf Seminargründung bzw. in den Statuten der Seminare ablesbar. Das bedeutet jedoch nicht, dass die philologische Ausbildung mit der pädagogisch-didaktischen verbunden war. Im 19. Jahrhundert bestand hier noch eine strikte Trennung, sodass die wissenschaftliche Qualifizierung eindeutig Vorrang besaß. In den Seminaren etablierte sich eine Hierarchie der wissenschaftlichen Kompetenz. An der Spitze stand der vom Kultusminister berufene Ordinarius und Direktor des Seminars. Seine wissenschaftliche Autorität prägte die Inhalte und Methoden der Seminararbeit. Außerdem hatte er das Seminar nach außen in der Fakultät und in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zu vertreten. Mitbeteiligt an der Lehre und Forschung waren die a. o. Professoren und Privatdozenten. Die studentischen Mitglieder des Seminars wurden unterteilt in ordentliche und außerordentliche Mitglieder. Ihre Anzahl wurde durch die Statuten geregelt, wobei die ordentlichen Mitglieder vom Seminardirektor ausgewählt wurden. Ihre Anzahl lag in der Regel zwischen 8 und 12. Grundlage der Seminarführung waren Referate und die Besprechung von wissenschaftlichen Arbeiten der ordentlichen Mitglieder. Die außerordentlichen Mitglieder fungierten dabei als Hospitanten. Für Studienanfänger, die noch nicht in ordentliche und außerordentliche Mitglieder unterteilt waren, wurden später dann Proseminare eingerichtet. Zum ersten Mal 1881 in Göttingen, in Berlin 1902. Zu den materiellen Bedingungen der Seminararbeit gehörten ein Zimmer für den Direktor sowie weitere Arbeits- und Seminarräume für die anderen Mitglieder, eine eigene Seminarbibliothek, die zumeist von Studenten älterer Semester geleitet wurde, sowie jährliche finanzielle Zuschüsse des Finanzministeriums, die Seminardotation.

Gebildet wurden die Germanischen Seminare nach dem Muster der (alt)philologischen Seminare, dessen erstes bereits 1737 in Göttingen ins Leben gerufen wurde. In Halle bestand von 1787 bis 1806 unter Leitung von Friedrich August Wolf ein philologisches Seminar. Sein Schüler August Boeckh folgte diesem Beispiel und gründete solche Einrichtungen 1809 in Heidelberg und 1812 in Berlin. Das erste Germanische Seminar wurde 1858 in Rostock unter der Direktion von Karl Bartsch gegründet. Ihm folgten an den Universitäten des Deutschen Reiches: 1872 Tübingen und Straßburg, 1873 Heidelberg, Würzburg und Leipzig, 1874 Freiburg, 1875 Kiel und Halle, 1876 Marburg und Greifswald, 1877 Breslau, 1881 Jena, 1883 Erlangen, 1887 Berlin und Königsberg, 1888 Bonn, 1889 Göttingen und Gießen, 1892 München und schließlich 1895 Münster. (Vgl. Meves 1987, 72f.) Evident ist, dass die Mehrzahl der Gründungen nach der Proklamierung des Deutschen Reiches von 1871 erfolgte, was u.a. auf die wissenschaftspolitische Bedeutung der Germanistik als „Wissenschaft vom Deutschen“ hindeutet, wenngleich zu beachten ist, dass sich die Seminargründungen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hinzogen, was seinen Grund vornehmlich in folgendem hatte: Zum einen lag das am anhaltenden Widerstand der Vertreter der Klassischen Philologie, für die eine spezielle Einrichtung germanistischer Studien, losgelöst von der sog. Altphilologie, nur schwer akzeptabel war. Zum anderen spielte die Finanzlage im preußischen Kultusministerium eine nicht geringe Rolle, zumal in der zweiten Jahrhunderthälfte Finanzmittel vornehmlich für den institutionellen Ausbau der Naturwissenschaften eingesetzt wurden.

Die Germanischen Seminare hatten in der Regel eine relativ feste institutionelle Struktur in Gestalt der Abteilungen. In der Regel waren dies die Abteilung für ältere deutsche Sprache und Literatur (Altgermanistik) und die Abteilung für neuere deutsche Literatur (Neugermanistik). Vielfach angegliedert war die Nordische Abteilung für Studien zu den nordischen Sprachen, Literaturen und Kulturen. Diese strukturelle Gliederung widerspiegelt auch den traditionellen Germanistik-Begriff, in dem deutsche Sprache und Literatur eine Einheit bildete. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte sich jedoch eingebürgert, dass in der Neugermanistik das Literaturstudium eindeutig den Vorrang bekam. Sprachstudien reduzierten sich in der Regel auf solche Lehrveranstaltungstypen wie „Philologische Übungen“ oder „Stilistische Übungen“. In der älteren Abteilung dominierte im Bereich des

Sprachstudiums die Sprachgeschichte, und zwar in Form von Übungen zum Gotischen, Althochdeutschen oder Mittelhochdeutschen.

Die institutionelle Trennung von Alt- und Neugermanistik setzte sich endgültig mit der Einrichtung der Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte 1877 in Berlin mit Scherer als Ordinarius durch. In Wien begann dieser Prozess etwas früher, und zwar mit Berufung von Karl Tomaschek 1868, der ab 1870 ausschließlich das neue Fach vertrat. Mit dem Auftreten der Schule der Junggrammatiker begann der Prozess der Herauslösung der Sprachforschung und der Verselbständigung der Sprachwissenschaft, die an Germanischen Seminaren nicht gelehrt wurde. Weiterhin ist evident, dass die Nordische Philologie (später: Skandinavistik) gemäß ihrer Wissenschaftstradition auch institutionell bis weit nach 1945 in die Germanischen Seminare bzw. Institute integriert war, auch wenn sie in Hinsicht auf ihr Forschungs- und Lehrprofil zunehmend eine relative Eigenständigkeit erlangte. Eine andere Besonderheit an einigen Universitäten in Deutschland war, dass die sog. Volkskunde, die z.B. Karl Weinhold, Max Roediger u.a. mit vertraten, oder Deutsche Mythologie struktureller Bestandteil der Germanischen Seminare waren.

Professuren und Seminare in den fremdsprachlichen Philologien

Der Prozess der Institutionalisierung der fremdsprachlichen Philologien weist Ähnlichkeiten, aber auch Besonderheiten im Vergleich mit der Deutschen Philologie auf. Dabei spielte zunächst das bildungsbürgerliche Bedürfnis nach Fremdsprachenkenntnissen eine wichtige Rolle. Bereits 1814 trat der Germanist Johann Andreas Schmeller in einer Denkschrift an Kronprinz Ludwig mit der Forderung auf, die europäischen Schwesternsprachen des Deutschen mit einem Lehrstuhl zu berücksichtigen. Ein Jahr später hat er in einer Broschüre die Position formuliert: „Also Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch, welche Sprachen wo möglich noch durch Griechisch und Latein zu begründen sind, müssen künftig Gegenstände der Erziehung jedes Europäers sein, der auf höhere Bildung, auf das Recht, über Dinge gemein-europäischen Belanges mit einzutreten, Anspruch machen will.“ (Schaller 1985, 111) Karl Mager, Philologe und Schulmann, entwickelte Jahrzehnte später (1840) ein bemerkenswertes Konzept der Neuphilologien in dem Aufsatz „Die moderne Philologie und die deutschen Schulen“ im 1. Heft der Zeitschrift *Pädagogische Revue*, als deren Herausgeber er fungierte. Die Auffassung Magers von der Germanistik als „moderner Philologie“ war an den Grundsätzen der Altertumswissenschaften und der kulturgeschichtlichen Konzeption Jacob Grimms orientiert. Aufgabe der Philologien sei es, die gesamte geistige Entwicklung eines Volkes und die Geschichte seiner Kultur umfassend darzustellen. Diese Konzeption hatte - nach Mager - zur Konsequenz, dass der Philologe eine Art Polyhistor sein sollte, der sich (noch ganz in der Tradition des Bildungsbegriffs des 18. Jahrhunderts) in vielen Wissensgebieten auskannte, und zwar in den Sprachen derjenigen Völker, mit denen er sich beschäftigt, in der Ethnographie, im Staatswesen und in der Volks- und Staatsgeschichte, im Leben von Wissenschaft und Kunst sowie im religiösen und kirchlichen Leben und schließlich in den verschiedenen philosophischen Anschauungen. Nicht minder von Belang ist die Tatsache, dass Mager für die Ausbildung künftiger Schullehrer und angehender Universitätslehrer die Einrichtung spezieller Seminare für moderne Philologien forderte, was jedoch erst Jahrzehnte später eingelöst wurde.

An den Vorschlägen von Karl Mager ist wissenschaftsgeschichtlich folgendes interessant: Germanistik (Deutsche Philologie) war hinsichtlich ihres Wissenschaftsgegenstandes durchaus nicht nur auf die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur orientiert. Zur wissenschaftlichen Betätigung auf dem Gebiet der Germanistik sollten entsprechende institutionelle Rahmenbedingungen in Form der sog. Seminare geschaffen werden. Als Berufsfeld der Philologen respektive Germanisten fungierten im starken Maße die Schule und/oder die Universität. Germanistik als Philologie - und dies ist der Kernpunkt - verstand Mager immer im Kontext mit den anderen modernen Philologien wie vor allem Romanistik oder Slawistik als Fächer, die sich mit der geistigen Entwicklung und der Kulturgeschichte der romanischen bzw. slawischen Völker in dem oben charakterisierten Sinne beschäftigten

sollten. Unzweifelhaft ist, dass Magers Konzept den veränderten Bedingungen und Bedürfnissen der Schule entsprach, die nicht nur sprachversierte Lehrer der modernen europäischen Fremdsprachen und Literaturen benötigte, sondern ebenso wissenschaftlich gut ausgebildete. Dies bedeutete in erster Linie, das Studium der Fremdsprachen mit der Vermittlung von Kenntnissen der historischen Sprachforschung zu verbinden. Dies wiederum bedingte die wissenschaftliche Beschäftigung mit historischer Grammatik, Lautlehre und Metrik ebenso wie mit den mittelalterlichen Sprach- und Literaturdenkmälern auf philologischer Grundlage und in einem weiten kulturhistorischen Horizont nach dem Vorbild Boeckhs. Zu Magers Programm gehörte schließlich auch die Forderung nach Einrichtung von Ordinarien für Deutsche und Romanische Philologie sowie ein Extraordinariat für Englische Philologie.

1858 referierte der Slawist Franz Miklosich auf der Wiener Versammlung des „Vereins deutscher Philologen und Schulmänner“ über die modernen Philologien, als die er die Germanische, Romanische und Slawische ansah, und zwar vor dem Hintergrund der Vorstellung von der Stammesverwandtschaft der Völker, ablesbar am Ursprung des nationalen Epos, der ältesten poetischen Form, zu der er das altfranzösische Epos, die germanischen Heldenepen sowie die epischen Volkslieder der Serben zählte. Eine allgemeine und auch staatlich sanktionierte Aufwertung erfuhr die Vermittlung von Fremdsprachen im Zuge der Industrialisierung, der Entwicklung der internationalen Kommunikation und im Zusammenhang mit dem sich entwickelnden Bedürfnis nach Fremdsprachkenntnissen an den Realschulen, an den Höheren Bürger-, Handels- und Gewerbeschulen sowie als Wahlfach im humanistischen Gymnasium. Ab 1867 wurden die neueren Sprachen in Preußen als Schulfächer anerkannt und damit auch als akademische Prüfungsfächer.

Die institutionelle Entwicklung von Romanistik und Anglistik ist folglich nicht ohne die Bedürfnisse der Schule zu denken, wobei an erster Stelle das Französische als Fach der Gymnasien und Sprache der Gebildeten im Gegensatz zum Englischen stand, was u.a. auch dazu führte, dass neophilologische Professuren an den deutschen Universitäten in den Jahren zwischen 1860 und 1876 in der Regel so genannte Doppel-Professuren für Französisch und Englisch waren. Dies betraf die folgenden Universitäten (mit Angabe zu Jahr und Person der Berufung als o. oder a.o. Professor): Göttingen (1852 Theodor Müller), Bonn (1855 Nicolaus Delius), Marburg (1856 Adolf Ebert, 1863 Ludwig Lemcke, 1868 Wilhelm Treitz, 1870 Bernhard ten Brink, 1873 Edmund Stengel), Leipzig (1862 Adolf Ebert), Greifswald (1866 Bernhard Schmitz), Gießen (1867 Ludwig Lemcke, 1884 Adolf Birch-Hirschfeld, 1891 Dietrich Behrens), Königsberg (1871 Jakob Schipper, 1877 Alfons Kissner), Münster (1873 Eduard Mall, 1875 Hermann Suchier, 1876 Gustav Körting), Breslau (1874 Gustav Gröber), Würzburg (1874 Eduard Mall, 1892 Jakob Stürzinger), Erlangen (1875 Alfons Kissner, 1877 Karl Vollmöller, 1881 Hermann Varnhagen), München (1875 Hermann Breymann) sowie Kiel (1876 Albert Stimming). (Vgl. Christmann 1985, 24)

In den Jahren von ca. 1860 bis ca. 1900 erfolgte die Trennung der Doppel-Professuren gemäß der romanistischen bzw. anglistischen Einzeldisziplinen, sodass folgende Professuren für Romanische Philologie etabliert wurden: 1863 Wien (Adolfo Mussafia), 1867 Berlin (Adolf Tobler), 1872 Straßburg (Eduard Boehmer), 1873 Leipzig (Adolf Ebert), 1873 Halle (Hugo Schuchardt), 1876 Bonn (Wendelin Foerster), 1880 Marburg (Edmund Stengel) und Breslau (Adolf Gaspary), 1881 Greifswald (Eduard Koschwitz) und Göttingen (Karl Vollmöller), 1882 Freiburg i. Br. (Fritz Neumann), 1884 Jena (Rudolf Thurneysen, für romanische und keltische Philologie), 1890 Kiel (Albert Stimming) und Heidelberg (Fritz Neumann), 1892 Münster (Hugo Andresen), München (Hermann Breymann) und Tübingen (Carl Voretzsch), 1896 Gießen (Dietrich Behrens), 1897 Rostock (Rudolf Zenker), 1898 Erlangen (Heinrich Schneegans), 1900 Würzburg (Heinrich Schneegans), 1901 Königsberg (Eduard Koschwitz), 1911 Hamburg (Bernhard Schädel). Ausnahmen bildeten Halle, wo bereits 1822 eine eigenständige romanistische Professur für den Danteforscher Ludwig Gottfried Blanc eingerichtet wurde, sowie 1836 Marburg und 1844 Tübingen, wo es solche Professuren bereits 1836 bzw. 1844 im Zusammenhang mit der Sprachvermittlung gab. (Vgl. Christmann 1985, 28, Vgl. auch: Gumbrecht 1984, 72) In Verbindung mit diesen Prozessen steht die *Zeitschrift für romanische Philologie*, die von Gustav Gröber 1877 begründet wurde.

Die erste anglistische Habilitation erfolgte 1851 in Zürich (Hermann Behn-Eschenburg) mit der Verleihung der *venia legendi* für Englische Sprache und Literatur. Ein Jahr später wurde dort das erste Extraordinariat eingerichtet, dem 1855 ein Ordinariat am neu gegründeten Züricher Polytechnikum folgte. Symptomatisch ist, dass im Gegensatz zur Romanistik in der Anglistik in der Regel zunächst nur Extraordinariate geschaffen wurden, was auch ihrem Status als Teilgebiet der Germanistik entsprach. Die folgende Übersicht beinhaltet die ersten anglistischen ordentlichen Professuren: 1872 Straßburg (Bernhard ten Brink), 1875 Wien (Julius Zupitza), 1876 Berlin (Zupitza), 1876 Halle (Karl Elze), 1880 Leipzig (Richard Wülcker), 1885 Bonn (Moritz Trautmann), 1886 Breslau (Eugen Kölbing), 1888 Göttingen (Alois Brandl), 1895 Berlin (Alois Brandl), 1896 München (Josef Schick). (Vgl. Finkenstaedt 1983, 214 f.) Um 1900 existierten an deutschen Universitäten 11 Ordinariate und 10 planmäßige Extraordinariate für Anglistik, in Österreich hingegen nur 4 Ordinariate und 1 Extraordinariat, in der deutschsprachigen Schweiz lediglich 2 Extraordinariate. (Vgl. HEF 1995, 484) Die ersten anglistischen Fachzeitschriften sind in den späten 1870er Jahren herausgegeben worden: *Englische Studien* (1877) durch Eugen Kölbing mit Konzentration auf das Mittelenglische und mit Berücksichtigung von Beiträgen zum englischen Unterricht an höheren Schulen sowie *Anglia* (1878) durch Richard Paul Wülcker mit Konzentration auf das Altenglische.

Die erste slawistische Professur ist auf der Grundlage einer preußischen Kabinettsorder eingerichtet worden, um der studierenden Jugend polnischer Herkunft die Gelegenheit zu geben, ihre Muttersprache zu pflegen. Das betraf den Lehrstuhl für slawische Sprachen und Literaturen in Breslau an dem vor allem Grammatik der slawischen Mundarten und Geschichte der slawischen Literaturen gelehrt wurde. Sein Inhaber wurde 1842 František Ladislav Celakovský. Einige Jahre später, 1848, wurde die erste a.o. Professur in Prag mit Pavel Josef Šafarik etabliert, 1849 erhielt Wien zwei Extraordinariate, eine für slawische Archäologie, eine für slawische Sprachen, und zwar für Franz Xaver Miklosich, der ein Jahr später Ordinarius wurde. In Leipzig gab es 1870 das erste Extraordinariat für August Leskien (1876 Ordinariat), in Berlin dann 1874 mit Vatroslav Jagic und 1881 mit Aleksander Brückner. Letzterer wurde 1892 Ordinarius. Der Großteil der slawistischen Professuren wurde jedoch erst nach 1900 etabliert: 1911 ein Ordinariat in München mit Erich Berneker, 1914 in Königsberg ein Extraordinariat mit Paul Rost. In Deutschland gab es bis 1939 fünf Professuren, ergänzt durch a.o. nichtbeamtete Professuren in Leipzig und Münster bzw. Tübingen. (Vgl. Schaller 1985, 98) Die meisten Universitätsprofessuren wurden allerdings erst nach 1945 eingerichtet. Wichtige Fachzeitschriften waren: das *Archiv für slavische Philologie*, begründet von Vatroslav Jagic, das den Philologie-Begriff in dem weiten Sinne eines August Boeckh oder Jacob Grimm fasste und in seinen Beiträgen daher alle Zweige der slawischen Sprach-, Literatur- und Geschichtsforschung berücksichtigte (Vgl. Ebd., 101), weiterhin die *Jahrbücher für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft*, begründet 1843 von Johann Peter Jordan, die Schriftenreihe *Slavica*, begründet von Matija Murko 1918, die *Zeitschrift für slavische Philologie* seit 1924 von Max Vasmer, die *Slavische Rundschau* seit 1929 von Franz Spina und Gerhard Gesemann, als „Organ für das geistige Leben der slawischen Völker“ (Ebd., 124) ins Leben gerufen. 1931 begründeten Josef Janko und Franz Spina die Zeitschrift *Germanoslavica*, die sich der Erforschung der germanisch-slawischen Kulturbeziehungen im komparatistischen Sinne widmete.

Die Gründung neuphilologischer Seminare nahm in den meisten Fällen einen anderen Verlauf als in der Germanistik, und zwar auf Grund der Tatsache, dass das fachwissenschaftliche Profil der Ausbildung unter den Bedingungen der Universität im Widerspruch zu den Erfordernissen pädagogisch-didaktischer Qualifizierung im Sinne der Vermittlung der Fremdsprache stand, die wiederum die Universitätsseminare nicht ohne weiteres zu leisten gewillt waren. So entstand das erste neuphilologische Seminar 1860 als Seminar für Lehrer der neueren Sprachen in Berlin an der mit dem Friedrichs-Gymnasium verbundenen Realschule. Es stand unter der Leitung von Ludwig Herrig, dem Herausgeber des *Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* (gemeinsam mit Heinrich Viehoff seit 1846). (Dem folgte 1859 das *Jahrbuch für romanische und englische Literatur*, herausgegeben von Adolf Ebert.) 1857 gründete Herrig die „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen“,

von der die Eröffnung der privaten „Akademie für moderne Philologie“ ausging, die vom preußischen Kultusministerium finanziell unterstützt wurde, der aber mit Gründung von Universitätsseminaren die staatliche Subvention gestrichen wurde. 1867 wurde das erste Universitätsseminar für neueren Sprachen in Tübingen unter Leitung von Adelbert Keller ins Leben gerufen, in dem neben der wissenschaftlichen Ausbildung auf dem Felde von Sprachen und Literaturen der sprachpraktische Unterricht im Französischen und Englischen zum festen Bestandteil des Curriculums gehörte. Eine weitere Eigentümlichkeit bestand darin, dass in Analogie zu den Doppel-Professuren zunächst Seminare für neuere Sprachen oder Romanisch-Englische Seminare etabliert wurden wie z.B. in Tübingen 1867, in Straßburg 1872, ein Jahr später in Halle und Heidelberg, dann in Freiburg 1874, in Greifswald und Marburg 1875, in Breslau und München 1876, in Berlin 1877, in Königsberg 1879, in Göttingen 1882, in Kiel, Jena und Erlangen 1885, in Münster 1886, in Bonn 1888, in Gießen 1889, in Leipzig 1891, in Würzburg 1892 und in Rostock 1897 (Vgl. vom Brocke, in: Zur Geschichte 1999, 363), ehe sie in Seminare der jeweiligen Einzeldisziplinen geteilt wurden. Auf diesem Wege entstanden z.B. gleichzeitig eigenständige Romanische bzw. Englische Seminare 1874 in Straßburg, 1875 in Halle, 1895 in Berlin, 1906 in Tübingen, 1913 in München. (Vgl. Christmann 1985, 33-35)

Das inhaltliche Profil z.B. der anglistischen Seminararbeit wurde vornehmlich von der Lektüre alt- und mittenglischer Texte, dem Lesen neuenglischer Schriftsteller sowie mündlichen und schriftlichen Stilübungen bestimmt. Textkritik und Texterklärung mittenglischer Texte waren der eindeutige Schwerpunkt. (Vgl. Finckenstaedt 1983, 62 f.) Vorlesungen in der Literaturgeschichte wurden zumeist in Form von Epochenüberblicken (frühe Zeit bis Milton, dann bis Byron) gehalten, neueste Literatur wurde in der Regel nicht gelesen. (Eine Ausnahme bildete die Vorlesung von Richard Wülker 1882 sowie Vorlesungen von Lektoren.) Weiterhin gab es Vorlesungen über die Gattungen - das ältere Drama, den englischen Roman, die Balladendichtung. Vorlesungen zur Interpretation einzelner Werke (insbesondere Shakespeares) machten in den ersten Jahrzehnten der institutionalisierten Anglistik ca. 20% aus, Metrik war im beträchtlichen Umfang vorhanden, Englandkunde (im Sinne von Landeskunde als Bestandteil der sprachpraktischen Ausbildung) stieg nach 1890 sprunghaft und dann nochmals nach dem Ersten Weltkrieg an. (Vgl. Ebd., 71).

Die institutionelle Verankerung der Slawistik erfolgte in den Jahren 1918 bis 1945 zumeist im Rahmen der Vergleichenden Sprachwissenschaft bzw. Indogermanistik sowie der Osteuropäischen Geschichte und Landeskunde. Vereinzelt wurden eigenständige Slawische Seminare bzw. Institute begründet wie z.B. 1925 in Berlin, 1930 in Münster oder 1934 in Greifswald. (Vgl. Zeil 1994, 453-456) Nach 1900 verstärkte sich die innere Differenzierung der Slawistik in die Teildisziplinen Russistik, Polonistik, Bohemistik, Sorabistik, Bulgaristik, Serbokroastistik.

In der Regel bestimmte die Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft die Denomination der neuphilologischen Professuren, auch Ordinarien vertraten das Gesamtfach. So las Alois Brandl noch in den 1920er Jahren zu sprachhistorischen und literaturgeschichtlichen Themen (von der altenglischen Zeit bis zur Gegenwart). In den anderen fremdsprachlichen Philologien war das nicht anders. Die erste Doppelvertretung des Fachs Anglistik gab es zuerst in Wien 1908 mit Jakob Schipper (Literaturwissenschaft) und Karl Luick (Sprachwissenschaft). In Berlin wurde 1933 Wilhelm Horn als Sprachhistoriker und Philologe neben Walter F. Schirmer als Literaturwissenschaftler berufen. In der Berliner Romanistik existierte mit den beiden Ordinarien Eduard Wechsler und Ernst Gamillscheg eine Parallele dazu. In der Slawistik vollzog sich erstmals 1966 in Frankfurt am Main die Trennung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Die erste rein literaturwissenschaftliche Habilitation eines Slawisten gab es 1935 in Königsberg, wo Friedrich Wilhelm Neumann eine Arbeit zu dem Thema *Die Geschichte der russischen Ballade* verfasste, die 1937 veröffentlicht wurde. Eine Besonderheit der Slawistik in Berlin (und an anderen deutschen Universitäten) war die Konzentration auf Sprach- und Literaturwissenschaft unter Vernachlässigung der Landes- bzw. Kulturkunde an den Seminaren für Slawische Philologie aufgrund der parallelen Gründung des Seminars für Osteuropäische Geschichte. (Vgl. Franz 1994, 30)

1. 2. 8 Nationalphilologische Literaturwissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die philologischen Wissenschaften sind unter den veränderten Bedingungen der „geistesgeschichtlichen Wende“ im Übergang zum 20. Jahrhundert unter starken Legitimationsdruck geraten. Unter dem Einfluss der Lebensphilosophie und Hermeneutik-Lehre Wilhelm Diltheys, der Debatten um eine neue Systematik der Wissenschaften im Kontext der Differenzierung in Natur- und Geisteswissenschaften sowie zahlreicher Bemühungen um eine stärker philosophische Fundierung der Literaturforschung kam es zu einer allgemeinen Frontstellung gegen das philologische Wissenschaftskonzept vornehmlich in der Germanistik. Dabei spielte der Vorwurf des Positivismus seitens der Vertreter der geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft an die Adresse der „Scherer-Schule“ eine nicht zu unterschätzende Rolle und trat z.B. in der Kontroverse um die Nachfolgeberufung Erich Schmidts nach dessen Tod 1913 offen zutage. Die Berliner Fakultät konnte zwar unter ihrem Wortführer Gustav Roethe verhindern, dass mit Friedrich Gundolf ein Exponent der Geistesgeschichte nach Berlin berufen wurde und mit Julius Petersen ein Wissenschaftler die Nachfolge antrat, der sich sowohl der philologischen als auch geistes- und ideengeschichtlichen Richtung in ihrer Verbindung verpflichtet fühlte. Nicht verhindern konnte sie jedoch die sich forcierende Ausdifferenzierung der theoretischen Konzepte und Methoden der Literaturforschung im Zeichen des so genannten Methodenpluralismus. In Folge dessen kam es auch zur Herauslösung der Literaturgeschichtsschreibung und Literaturwissenschaft aus der Philologie sowie zur institutionell umfassenden Teilung des Faches in ältere und neuere Abteilung in allen deutschen Universitäten in den Jahren 1910 bis 1920, und zwar gegen den zum Teil erbitterten Widerstand der Philologen, wie das Beispiel Gustav Roethes zeigt, der sich (ähnlich wie Edward Schröder) als ein konsequenter Verfechter der Einheit des Fachs erwies. Er selbst las z.B. in seiner Göttinger Zeit 1886 bis 1902 über das gesamte Gebiet der deutschen Sprache und Literatur von den altsächsischen Sprachdenkmälern bis zur literarischen Romantik. Weiterhin ist belegt, dass Roethe „Grammatik, Metrik, Textkritik und Literaturwissenschaft in ihrer philologischen Gesamtheit sowohl auf die ältere als auch die neuere Literatur anwandte“ (Hunger, in: *Zur Geschichte* 1999, 308) und auch noch zu den Germanisten gehörte, für die die Klassische Philologie nach wie vor Vorbildcharakter auch für die Neuphilologien hatte. Gleichwohl ist evident, dass bis in die 1930er Jahre mehr und mehr Professuren an den Germanischen Seminaren mit Vertretern der Geistesgeschichte besetzt wurden, sodass es fast zu einer paritätischen Verteilung der Stellen zwischen den Anhängern der Philologie sowie der ideen- und problemgeschichtlichen Richtung bzw. Stiltypologie kam.

In der Deutschkundebewegung, die ihren Ausgang praktisch in der Gründung des Deutschen Germanistenverbandes (1912) nahm, schien sich auch für die nationalphilologisch orientierte Germanistik ein willkommenes und vor allem öffentlichkeitswirksames Betätigungsfeld zu eröffnen. Der Begriff selbst ist von Walther Hofstaetter im selben Jahr eingeführt worden. Das erste Statut und Programm des Verbandes liest sich über weite Strecken „wie eine Dienstvorschrift zur Einführung der Forschung und des Unterrichts zum Zwecke einer einseitig nationalen Bildung“ (Lämmert, in: *Zur Geschichte* 1999, 16). Dass diesen Auftrag nachgerade die Germanisten erteilt bekamen, lag in erster Linie daran, dass das Nationalbewusstsein vornehmlich in deutscher Sprache und Literatur fundiert schien. Dies wiederum steht im engen Zusammenhang mit dem Bemühen, der Germanistik sowie dem Schulfach Deutsch vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen mit der Geistesgeschichte wieder eine Leitbildfunktion zu verschaffen. Und nicht zufällig schlug Friedrich Panzer, der erste Vorsitzende des Verbandes vor, den Gegenstandsbereich von deutscher Sprache und Literatur auf „Religions- und Sagengeschichte, Volkskunde, Altertumskunde im weitesten Sinne“ sowie „Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Rechtsgeschichte“¹⁵ zu erweitern und damit an das Grimmsche Konzept einer kulturgeschichtlichen Fundierung von Deutscher Philologie neu anzuschließen, um es mit der Programmatik einer völkischen Germanistik zu verbinden. Auch wenn im Rahmen dessen das Fach Deutsch im Mittelpunkt stand, sollte sich das Konzept der Deutschkunde auch auf andere Fächer

¹⁵ Friedrich Panzer: *Grundsätze und Ziele des DGV*. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht*, 7. Erg.heft (1912), 22.

erstrecken. Das betraf insbesondere Geschichte, Religion und Geografie, aber auch die naturwissenschaftlichen Fächer, deren Stoffe vorrangig im Bezug auf das Deutsche vermittelt werden sollten, um im ideologischen Interesse ein ganzheitliches Deutschtum zu befördern. Damit war auch die Vorstellung verbunden, über den Weg der Reform des Deutschunterrichts eine neue, d.h. deutschkundlich ausgerichtete Volksbildung zu schaffen. Bei deren Umsetzung sollte der Germanistenverband eine zentrale Rolle spielen, auch um die Zusammenarbeit zwischen Schule und Universität im Sinne des völkischen Gedankens zu stärken. Bei den Philologen unter den Germanisten an den deutschen Hochschulen fand dieses Projekt zwar Interesse, wie z.B. Julius Petersens Rede „Literaturwissenschaft und Deutschkunde“ von 1924 zeigt, aber nicht die erhoffte Breitenwirkung. Unter dem Einfluss der „Gesellschaft für deutsche Bildung“, wie sich der Germanistenverband seit 1920 nannte, wurde in mehreren deutschen Ländern die Deutschkunde als eigenes Schulfach eingeführt. (Vgl. Kasten, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 157f.) In gewisser Weise sind ihre Spuren auch auf dem Felde der Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache zu finden, und zwar in der engen Verschränkung von Sprachunterricht in Verbindung mit Kursen zur deutschen Sprache und Literatur sowie zur Landes- oder Kulturkunde. Institutionalisiert wurde eine solche Form der akademischen Lehre z.B. mit der Gründung des „Deutschen Instituts für Ausländer an der Berliner Universität“ im Juli 1922, dem der Altphilologe Karl Remme als Direktor vorstand und an dem u.a. Georg Kartzke lehrte, der neben der deutschen auch die englische und französische Philologie vertrat und unmittelbar nach 1945 das Englisch-Amerikanische Institut an der Humboldt-Universität zu Berlin mit aufbaute und es bis 1962 leitete. (Vgl. Günther 1987, 811-813)

Dass die Deutschkundebewegung in Hinsicht auf ihr Grundkonzept einer Kultur- oder Wesenskunde, worin auch partiell der Einfluss der Geistesgeschichte zur Geltung kommt, nicht auf die Germanistik beschränkt blieb, zeigt die Entwicklung in den anderen Neuphilologien seit dem Ersten Weltkrieg. Im Zusammenhang damit wurde etwa in der Romanistik die Literatur verstärkt als Spiegel politischer, gesellschaftlicher und kultureller Verhältnisse betrachtet, wie das z.B. in der These von einer aggressiven französischen Nation mit Expansionsdrang, dargestellt am Beispiel ausgewählter literarischer Werke, bei Hanns Heiss zum Ausdruck kam. (Vgl. Hausmann 1998, 331) Bei Eduard Wechsler sollte auch die Literaturforschung einen Beitrag zur Wesenskunde der Deutschen und Franzosen leisten. (Die traditionellen Philologen lehnten diese und andere Thesen auch mit dem Argument der starken Verquickung von praktisch-didaktischen Schulbezügen und wissenschaftlichem Universitätsstudium ab.) Eine zweite Phase wesenskundlicher Literaturbetrachtung ist in den Jahren von 1918 bis 1923/24 zu beobachten. Im Stile einer „antithetischen Kulturkunde“ ging man im Rückgriff auf Wilhelm Dilthey und Eduard Spranger von dem Gedanken des prinzipiellen Andersseins der beiden Völker aus, was jedoch mit Möglichkeiten der Verständigung zwischen ihnen verbunden werden sollte. Gemäß dieser Prämisse vollzog sich die Aneignung und Pflege französischer Sprache und Literatur mit dem Ziel, den Unterschied zur deutschen Sprache und Literatur besser zu verstehen. In einer dritten Phase schließlich stand die Hinwendung zum Humanitären und Allgemeinmenschlichen im Mittelpunkt, was u.a. dazu führte, die gemeinsamen Quellen beider Kulturen im Sinne der Völkerverständigung aufzudecken. Vertreter dieser Richtung waren Eugen Lerch, Leo Spitzer, Walther Küchler, Ernst Robert Curtius u.a. (Vgl. Ebd., 332 f.)

In der Anglistik wurde das Konzept einer Landes- und Kulturkunde von Wilhelm Dibelius und Heinrich Spies verfochten und seit etwa 1910 auch an der Universität verankert, und zwar im Sinne der „Ablösung der Vermittlung von Realienwissen als Hintergrund der Literatur durch eine neue, integrierte, gestalthafte Art der Lehre von Leben, Land und Leuten“ (Finkenstaedt 1983, 140), und zwar unter dem Einfluss Diltheys und der kulturkundlichen Orientierung des Englischunterrichts in den Schulen. Für Dibelius war Kulturkunde nicht Realienkunde im Sinne des Summierens empirischen Wissens über historische, kulturelle, soziologische oder ökonomische Tatsachen, sondern „Analyse des Gesamterlebnisses der geistigen Welt“ (Scheler 1987, 35) eines ganzen Volkes im Kontext der Deutung der Volksseele bzw. des Volkscharakters. Das zuletzt Genannte implizierte auch den psycholinguistischen Zugang zur Kulturkunde, womit die Grenze zur Literaturwissenschaft in der Weise durchlässig

wurde, dass die Beziehung der Literatur zur Kultur des Landes im Sinne von Wesensschau in den Vordergrund rückte.

Eine ähnliche Entwicklung hat sich in der Slawistik in den 1920er Jahren vollzogen, indem das Fach als Slawenkunde profiliert werden sollte, und zwar im Sinne des Bezugs von Sprach- und Literaturwissenschaft zum gesamten gesellschaftlichen und kulturellen Leben aller slawischen Völker. Hauptvertreter dieser Richtung in Deutschland waren Heinrich Felix Schmid und Reinhold Trautmann, aber auch die Slawisten an der Deutschen Universität Prag Gerhard Gesemann und Franz Spina. Ihre Grundposition lässt sich so zusammenfassen: Unter Slawistik verstanden sie die Kenntnis der slawischen Völker, deren Kulturen, deren Wesen und geschichtliche Entwicklung aller Lebensäußerungen, in erster Linie aber der Sprache und Literatur, ferner auch der Kunst und Musik, des Glaubens und der Sitten. Ein Ergebnis dessen ist z.B. die Studie *Die Slawen* von Paul Diels (1920) in der Reihe *Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen*, die als Beitrag zur Popularisierung des Wissens über die Slawen angesehen werden kann. (Vgl. Schaller 1985, 117-120) Bemerkenswert ist schließlich auch der Einfluss der deutschen Geistesgeschichte und der psychologischen Deutung von Literatur bei Vsevolod Setschkareff und Alfred Rammelmeyer, vor allem aber bei Dmitrij Tschizewskij und dessen Versuch der Verbindung von Geistesgeschichte und Strukturanalyse, ausgehend von der Prämisse, dass im Kunstwerk ausgedrückte Ideen ihr Äquivalent in der Formgebung hätten. Er selbst hat in den 1930er Jahren im Prager Strukturalisten-Kreis um Ján Mukarovský gewirkt.

Die Deutschkunde und literaturwissenschaftliche Wesensschau haben nicht verhindern können, dass die philologisch geprägte Literaturforschung in der Germanistik Kontinuität bewahrt hat. Das wird zunächst darin sichtbar, dass langjährig bearbeitete Werkeditionen als Gesamtausgaben fortgeführt, abgeschlossen oder neu in Angriff genommen wurden. Das betrifft z.B. *Schillers Sämtliche Werke* in 16 Bänden von 1904, *Lessings Werke* in 3 Bänden (1908), *Brentanos Sämtliche Werke* in 9 Bänden (1909-1914), *Heines Sämtliche Werke* in 10 Bänden und einem Registerband von 1910-1914, *Otto Ludwig. Sämtliche Werke* in 6 Bänden (1912-1922), *Wielands Gesammelte Schriften* ab 1909, *Lessing. Werke* in 25 Teilen von 1925, *Jean Pauls Sämtliche Werke* ab 1927, die Welt-Goethe-Ausgabe unter dem Titel *Goethe. Werke* in 8 Bänden (1936-1940), die Große Stuttgarter Ausgabe *Hölderlin. Sämtliche Werke* in 8 Bänden von 1943 bis 1985 oder *Schillers Werke. Nationalausgabe* ab 1943. Personal-, Epochen- und Sachthemenbibliografien und Schriftstellerbiografien sowie Literaturgeschichten und literarhistorische Studien sind bis 1945 an Universitäten und Akademien in großer Anzahl vornehmlich von Philologen geschrieben worden. Ein signifikantes Beispiel für die nationalphilologische Orientierung der literaturwissenschaftlichen Forschung stellt die „Deutschen Kommission“ an der Preußischen Akademie der Wissenschaften dar, die überdies auch ein markanter Beleg für die Etablierung von Zentren außeruniversitärer Forschung nach der Wende zum 20. Jahrhundert ist. Sie wurde 1903 zu dem Zweck gegründet, Forschungen zur deutschen Sprache und Literatur auch von Seiten der Akademie zu fördern. Ihr gehörten als Gründungsmitglieder Konrad Burdach, Gustav Roethe (Geschäftsführer), und Erich Schmidt als Germanisten an. Weiterhin waren Mitglieder der Klassische Philologe Hermann Diels, der Philosoph Wilhelm Dilthey und der Historiker Reinhold Koser. Zu ihren ersten Projekten gehörte die Inventarisierung der literarischen Handschriften deutscher Sprache bis ins 16. Jahrhundert sowie die Publikation ungedruckter deutscher Werke des Mittelalters und der frühneuhochdeutschen Zeit, die Roethe unter dem Reihentitel *Deutsche Texte des Mittelalters* von 1904 bis 1926 herausgab. Ferner zählte die Gesamtausgabe der Werke Wielands unter Leitung von Erich Schmidt zu ihren ersten größeren editorischen Unternehmen.

Die Nordische Philologie legitimierte ihre Relevanz für die germanische Altertumskunde auch im beginnenden 20. Jahrhundert mit der historischen Tatsache, dass die seit dem Hochmittelalter reich überlieferte Literatur aus Island für das germanische Heidentum und die Kultur der Germanen überhaupt entstehen musste, da literarische Überlieferungen aus der germanischen Vorzeit so gut wie nicht vorhanden waren. Diese enge Verbindung wird auf markante Weise in der zweiten Auflage von Andreas Heuslers *Altgermanischer Dichtung* von 1941 (1. Auflage

1923) sichtbar, in der er neben den „niedereren“ Formen von Literatur (Zaubersprüchen, Merkgedichten, Tanzliedern usw.) zwei Formen der „hohen“ Kunst herausgearbeitet hat, zum einen das Preislied, wie es im Norden von den Hofdichtern der Könige, den Skalden, in metrischer Form und Metaphern-Technik gepflegt wurde, zum anderen das Heldenlied, das im Nordischen durch die eddische Sammlung, im Deutschen durch das *Hildebrand-Fragment* bezeugt ist. (Vgl. Wyss, in: Wissenschaftsgeschichte in Porträts 2000, 138)

Gustav Neckel, der Nachfolger Heuslers auf den Berliner Lehrstuhl 1920, geriet bereits nach dem Ersten Weltkrieg in Opposition zur romanisch-christlichen Kultur und zeigte sich bemüht, in seinen Studien zur germanischen Frühgeschichte sowie in seinen bahnbrechenden und noch heute maßgeblichen Editionen der *Liederreda* (1914, mit begleitendem Glossar 1927) den „Glauben an eine urgermanische Kulturhöhe“ (von See 1994, 217) wissenschaftlich zu begründen. Maßgeblich für sein Wissenschaftskonzept war die Verbindung von philologischem und kulturgeschichtlichem Interesse sowie das Bemühen um eine Gesamtschau des Germanentums im Sinne einer synthetischen Auffassung, in die die überlieferten Denkmäler integriert waren. Letzteres wird insbesondere in seiner Schrift von 1932 über *Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen* deutlich, die Beleg für die These von der germanischen Sittenreinheit sein sollte, also eine idealisierende Tendenz aufwies. Auch das kulturtypologische Verfahren zur Begründung eines in sich einheitlichen Germanentums (auch im Sinne des Begriffs vom „Altgermanischen“ bei Andreas Heusler) kam bei ihm zur Anwendung. Weiterhin ist die Orientierung am heidnischen Germanentum verstärkt nach 1918 sichtbar, nicht zuletzt im Sinne der Verheißung einer besseren Zukunft, die durch die sog. „germanische Wiedergeburt“ bzw. „nordische Erneuerung“ (Zernack 2001, 235) eingeleitet werden könne. Ein Ergebnis dessen ist die im Verlag Eugen Diederichs herausgegebene *Sammlung Thule*, an der sich zahlreiche prominente Nordisten (wie z.B. Andreas Heusler, Felix Niedner, Gustav Neckel, Friedrich Ranke, Walter Baetke) beteiligten. In den Jahren 1911-1930 übersetzten sie in vierundzwanzig Bänden „eine einseitige Auswahl aus der altnordischen Literatur, indem sie jene Gattungen bevorzugten, denen sich das Bild einer heidnischen, vorstaatlichen Gesellschaft entnehmen ließ.“ (Ebd., 243) Der Thule-Mythos ist folglich auch im Kontext des versuchten Einflusses von Vertretern der Fachdisziplin auf die nationale Gesinnung nach dem Ersten Weltkrieg zu sehen. Bernhard Kummer, ebenfalls Nordist, hat in seiner Leipziger Dissertation von 1927 unter dem Titel *Midgards Untergang. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten* eine Deutung des Gesellschaftsbildes der altisländischen Literatur unter dem mythischen Namen „Midgard“ versucht, und zwar vornehmlich auf der Grundlage der Untersuchung der altnordischen *Isländersagas* als genuines Zeugnis der germanischen Religiosität. Zentrum der altnordischen Ethik war nach seiner Auffassung die Gemeinschaft der Sippe. Kummer wie auch andere Nordisten (Hans Naumann, Gustav Neckel u.a.) hielten die Überlieferung der *Sagas* „für den Ausfluß des Volksgeistes, der in einem naiven Erzähler, dem ‚Sagamann‘, sein Medium gefunden habe. (Vgl. Ebd., 246-251)

In der Romanistik vollzog sich namentlich unter dem Einfluss von Karl Vossler die Ausweitung des literarhistorischen Gegenstandsbereiches auf die Renaissance-Zeit der „Romania“ und nach und nach auf die Literaturepochen späterer Jahrhunderte. Unter dem Schlagwort „idealistische Neuphilologie“ wurde der Zusammenhang von Sprach- und Geistesform ins Blickfeld gerückt (Vgl. Romanistik 1985, 16), d.h. Vossler untersuchte die Sprachentwicklung Frankreichs und Spaniens als Spiegel der literarischen und gesellschaftlichen Entwicklung. Ähnliches ist bei Leo Spitzer zu beobachten, der Sprachgeschichte als literarische Stilgeschichte auffasste. Beide agierten im Sinne des Philologie-Konzepts (Vgl. Bochmann 1999, 110), wobei Vossler Romanische Philologie als eine Wissenschaftsdisziplin ansah, in der verschiedene methodische Richtungen ihren Platz hatten, die also nicht monolithisch (wie noch in Gustav Gröbers *Grundriß der romanischen Philologie* von 1886-1902) gedacht war.

Im ersten Jahrzehnt nach 1900 ist die Anglistik an allen deutschen Universitäten fest etabliert. Eines ihrer Hauptbetätigungsfelder bleiben Editionen und Textkritik zu bisher unbekanntem Texten mit dem Schwerpunkt Mittelalter und im größeren Umfang zum 16. Jahrhundert sowie Arbeiten zur historischen Lautlehre, Letzteres bei

Karl Luick, der Sprachgeschichte als Entwicklungsgeschichte begriff. Die Mediävistik dominiert folglich weiter in den anglistischen Forschungsarbeiten, wofür auch als herausragendes Beispiel Johannes Hoops' *Beowulf*-Kommentar von 1932 steht, wenngleich bei den Dissertationsthemen mediävistische Themen rückläufig sind. Auch ist hier die Verlagerung des Forschungsinteresses auf die Literaturwissenschaft (im Vergleich mit sprachwissenschaftlichen oder kulturkundlichen Themen) zu beobachten. Ein weiteres Forschungsfeld sind Literaturgeschichten, wofür Walter F. Schirmers *Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* von 1937 ein prominentes Beispiel ist. Was die Shakespeare-Forschung angeht, so dominierte hier die so genannte Charakteranalyse, d.h. die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Dramenfiguren im Kontext des Vergleichs mit historischen Persönlichkeiten. (Vgl. HEF 1995, 346) Weitere Schwerpunkte der historisch-philologischen Forschung zu Shakespeare sind seine Biografie, der historische Hintergrund seines literarischen Schaffens, die Geschichte des elisabethanischen Dramas und Theaters, die Beziehung von Drama und Quellen, die Chronologie der Werkentstehung sowie Texteditionen. Eine wichtige Forschungsleistung im Sinne der Präsentation und Problemdiskussion der Dokumente zu Shakespeares Leben und Werk ist Edmund K. Chambers' *William Shakespeare. A Study of Facts and Problems* von 1930.

Als exemplarisch für die Breite der theoretisch-methodischen Konzepte kann das wissenschaftliche Werk von Levin Ludwig Schücking gelten. Es reicht von der Herausgabe des *Beowulf* und sprachhistorisch-philologischen Untersuchungen zum Altenglischen über die Epochendarstellung der mittelenglischen Literatur bis zu den Arbeiten im Rahmen der Shakespeare-Philologie (*Die Charakterprobleme bei Shakespeare*, 1919, und *Sinn des Hamlet*, 1935) sowie über den Puritanismus, Gedichtanthologien und Einleitungen zu Übersetzungen englischer Klassiker. Besondere Beachtung fand auch in anderen literaturwissenschaftlichen Disziplinen sein Buch *Soziologie der literarischen Geschmacksbildung* von 1923. Generell ist in der Anglistik die stärkere Berücksichtigung der neueren Literatur (z.B. Algernon Charles Swinburne Alfred Lord Tennyson) zu bemerken. Mit Beginn der 1930er Jahre nimmt die historische Forschung ab zugunsten textimmanenter Deutungen und Interpretationen. „*Criticism* beansprucht Vorrang vor *scholarship* und bestimmt die Richtung der Debatten.“ (HEF 1995, 347), und zwar mit der Tendenz zum close reading im Stile der mikroskopischen Analyse des Textes und seiner Bedeutungerschließung.

Im Zuge des Ausbaus von Auslandsinstituten an den Universitäten, der Entwicklung der Kulturkunde und der Intensivierung der kulturellen Auslandsarbeit in der Weimarer Republik etablierte sich die Amerikanistik, zuerst in Berlin 1926 durch Friedrich Schönemann mit der Bildung der Amerika-Abteilung des Englischen Seminars. 1930 erhielt er das erste Extraordinariat für Amerikanistik, 1936 wurde er zum Ordinarius für amerikanische Literatur- und Kulturgeschichte ernannt.

Die veränderten politischen Verhältnisse in Ost- und Südost- bzw. Ostmitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg brachte in Deutschland ein erhöhtes Interesse an den slawischen Völkern, ihren Sprachen, Literaturen und Kulturen hervor (Vgl. Schaller 1985, 116), auch wenn die slawischen Philologien bis 1945 kein Unterrichtsfach an den deutschen Schulen hatten. Gleichwohl gab es reichlich Hoffnungen der Fachvertreter auf die weitere Entwicklung ihrer Disziplin, die sich auch nach 1900 in den traditionellen philologischen Bahnen bewegte. Auffällig ist die relative Fülle an Gesamtdarstellungen zur Literaturgeschichte Russlands und Polens, aber auch zahlreiche Formen der Popularisierung slawischer Literatur wie z.B. von Erich Boehme, Lektor für Russisch, unter dem Titel *Russische Literatur* (1908/09) und im Sinne einer Auswahl moderner Prosa und Poesie. In den 1920er Jahren entwickelte sich unter dem maßgeblichen Einfluss von Max Vasmer das Interesse für sowjetische Literatur, womit zugleich auch der Stellenwert der Literaturwissenschaft im Vergleich mit der Sprachwissenschaft zunahm, wenngleich Vasmer selbst das Fach als Ganzes vertrat. Slawistische Arbeiten zur russischen Literatur in Fachzeitschriften wuchsen stark an: zu Puschkin seit 1913, zu L. Tolstoi seit 1914, zu Dostojewskij seit 1925, zu Tschechow seit 1927 und zu Turgenjew seit 1931. (Vgl. Lauer, in: Zur Geschichte 1999, 635)

Die Grundideen der russischen Formalen Schule (Viktor Borisovic Šklovskij, Jurij Nikolajevic Tynjanov, Roman Jakobson u.a.) sowie der Prager Schule des Strukturalismus blieben ohne breite Wirkung auf die Wissenschaftskonzepte der deutschen Slawistik, jedoch machte sie Vasmer als Herausgeber der *Zeitschrift für Slavische Philologie* auch in Deutschland bekannt. 1925 erschien in den ersten Heften des 1. Jahrgangs Viktor Žirmunskijs Forschungsbericht über die Formale Schule. Die erste nichtphilologische Arbeit im Sinne der Formalen Schule und der literaturimmanenten Stiluntersuchung stammt von dem Vasmer-Schüler Alfred Rammelmeyer, und zwar die *Studien zur Geschichte der russischen Fabel des 18. Jahrhunderts* (1939).

1. 2. 9 Philologien im NS

Mit dem Machtantritt Adolf Hitlers und der NSDAP im Jahr 1933 erhofften sich nicht wenige Germanisten eine gesteigerte Reputation ihres Faches im Sinne von Hoffnungen auf nationale Wiedergeburt und Terraingewinn gegenüber der geistesgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft und des Methodenpluralismus. Abzulesen ist dies z.B. in wissenschaftsprogrammatischen Texten und Begrüßungsreden unmittelbar nach der „nationalsozialistischen Revolution“. Diese Gesten der „Selbstindienstnahme“ für die politischen und ideologischen Ziele des NS blieben jedoch in den meisten Fällen ohne entsprechende öffentliche Resonanz seitens der neuen Machthaber, zumal das nationalphilologische Konzept (im Rückgriff auf den bürgerlichen Nationenbegriff) mit dem Reichsgedanken des NS kollidierte. Auch ist zu beobachten, dass die philologische Literaturforschung für nicht wenige Germanisten ein weitgehend politik- und ideologiefreier Raum war bzw. sein konnte, um wissenschaftlich zu arbeiten. Dies hieß jedoch nicht, dass die Philologen unberührt vom „braunen Zeitgeist“ geblieben sind. Vielfach lässt sich die Anschlussfähigkeit ihrer literaturwissenschaftlichen Forschungen an Politik und Ideologie des NS bereits an den Themen und Gegenständen ablesen, wie z.B. im Falle der Vorträge bzw. Veröffentlichungen von Hans Pyritz („Goethes Volksbewußtsein“, 1940), Erich Trunz („Arbeitertum und Dichtung“, 1935, und „Bauerntum und Dichtung“, 1936) oder Benno von Wiese (*Dichtung und Volkstum*, 1933). Ihre Referenz an die Machthaber des NS erwiesen die Philologen in ihren wissenschaftlichen Publikationen zumeist auch in Einleitungen oder Vor- und Nachworten. Und nicht zuletzt in Ehrenämtern von literarischen Gesellschaften und Vereinen exponierten sie sich in der Regel mehr oder weniger stark politisch wie z.B. Julius Petersen als Präsident der Goethe-Gesellschaft oder Georg Minde-Pouet als Vorsitzender der Kleist-Gesellschaft. Dennoch sind von ihnen in der NS-Zeit wichtige Forschungsleistungen auf dem Felde der Edition, Textkritik, Quellen- und Motivstudien zur älteren und neueren deutschen Literatur erbracht worden. So fungierte z.B. Julius Petersen etliche Jahre als Herausgeber und Mitarbeiter an der *Schiller-Nationalausgabe*. Für Eduard Berend, der wie viele andere aufgrund seiner jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten verfolgt wurde, bedeutete die Philologie eine Art von Lebensform, in der es sich im „Fluchtraum von Edition und Biographik überleben“ (Knickmann, in: *Wissenschaftsgeschichte in Porträts* 2000, 179) ließ. Als Herausgeber der ersten Historisch-kritischen Ausgabe von Jean Pauls Werken und Begründer der Jean-Paul-Philologie hat er sich bereits in dieser Zeit und dann auch nach 1945 genauso einen Namen gemacht wie Friedrich Beißner als verantwortlicher Herausgeber der *Hölderlin-Ausgabe*, deren erster Band 1943 erschien. Die Philologie mit ihren fest gefügten methodischen Fundamenten erwies sich demnach im Bewusstsein ihrer Repräsentanten als Hort wissenschaftlicher Seriosität schlechthin. Das hatten sie in den Anfangsjahren der NS-Diktatur schon öffentlichkeitswirksam unter Beweis stellen können, als zum Beispiel Arthur Hübner, unterstützt von Gustav Neckel, 1934 den Streit um die Echtheit der *Ura-Linda-Chronik* entfachte, um gegen die pseudowissenschaftliche Methode ihres Herausgebers Hermann Wirth, des damaligen SS-Untersturmführers und Leiters der „Lehr- und Forschungsstätte für Schrift- und Sinnbildkunde“ im „Ahnenerbe“, erfolgreich zu polemisieren, was aufgrund der politischen Dimension der Kontroverse nicht gerade ungefährlich war. Nicht zu vergessen sind auch die literaturwissenschaftlichen Forschungen von Germanisten, die ins Exil gehen mussten. „Zu

den emigrierten Germanistinnen und Germanisten gehörten u.a. Richard Alewyn, Walter A. Berendsohn, Melitta Gerhard, Käte Hamburger, Johannes Klein, Wolfgang Liepe, Hans Meyer, Werner Milch, Hans Neumann, Konstantin Reichardt, Werner Richter, Richard Samuel, Georg Stefansky, Karl Viëtor und Albert Malte Wagner.“ (Hempel-Küter, in: *Zur Geschichte* 1999, 599) Nur wenige von ihnen konnten im Rahmen der Remigration ihre akademische Karriere in Deutschland nach 1945 sowie in der späteren BRD und DDR fortsetzen.

Gustav Neckel, Bernhard Kummer und andere Nordisten betrachteten die altgermanisch-nordische Dichtung im Kontext der Vorstellung von einer nordisch-germanischen Völkergemeinschaft, der sich nach der militärischen Besetzung Dänemarks und Norwegens 1940 auch Adolf Hitler, der sonst am „Nordischen Gedanken“ wenig interessiert war, anschloss und damit dieser Forschungsrichtung neuen Auftrieb verlieh, was in erster Linie einen Zuwachs an Ideologisierung bedeutete, der im Fach bereits vor 1933 im Zusammenhang mit der völkischen Bewegung sichtbar ausgeprägt war. Letzteres trifft auch auf den Einfluss der Rassenideologie auf Neckel und Kummer zu. Auch in die Romanische Philologie ist diese Ideologie eingedrungen, sodass etwa seit 1937/38 von einer nationalsozialistischen Romanistik, „zu deren exponierten Vertretern Männer wie Edgar Glässer, Kurt Wais oder Walter Mönch gehörten“ (Grüttner, in: *Literaturwissenschaft und NS* 2003, 24), gesprochen werden kann. (Vgl. auch: Hausmann 2000, 323ff.) Am Englischen Seminar in Berlin gründete Wilhelm Horn 1933 eine „Kulturpolitische Abteilung“, in der eine politisierte Kulturkunde Englands betrieben wurde, die nach Kriegsbeginn rasch zur Gegnerforschung umfunktionierte wurde. (Vgl. Bott 2005, 278) Der Amerikanist Friedrich Schönemann zeigte als Mitglied der NSDAP starkes Engagement und ideologische Hilfe für den NS in der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, ab 1940 als Leiter der dortigen Nordamerika-Abteilung und ab 1941 als stellvertretender Dekan. Das traf auch auf Karl Heinz Pfeffer zu, der 1943 an dieser Fakultät ordentlicher Professor für Volks- und Landeskunde Großbritanniens und des Weltreichs wurde und 1944/45 ihr letzter Dekan war. Sonst gab es kaum einen grundlegenden Wandel in den anglistischen Themen der Forschung. Eine unrühmliche Ausnahme ist Max Deutschbeins Schrift *Über die Aufgaben der englischen Philologie im neuen Staat* von 1933, in der er Goethe, Shakespeare und Milton als Repräsentanten des deutschen Geistes feierte, was durchaus als Anbiederung an die braunen Machthaber gemeint war. (Vgl. Finkenstaedt 1983, 167) In der Slawistik hat insbesondere Max Vasmer die streng philologischen Grundlagen seines Faches gegen politische und ideologische Instrumentalisierung verteidigen können, während andere offen in die Dienste des NS getreten sind. „In den Publikationen von [Gerhard] Gesemann, [Konrad] Bittner, [Friedrich Wilhelm] Neumann, [Heinz] Brauner und [Kurt] Lück zeichnen sich neue Diskurse einer völkischen Kulturgeschichte oder rassistisch-antisemitisch markierten Literaturgeschichte ab sowie neue Funktionsbestimmungen der Slavistik als aktuell beratende Politikgehilfin, die sich längerfristig für das Fach vermutlich durchgesetzt hätten.“ (Bott 2005, 283)

Die Bewegung „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ im Rahmen der so genannten „Aktion Ritterbusch“ war in gewisser Weise ein Höhepunkt der politischen Instrumentalisierung, an der sich auch die Neuphilologen aktiv beteiligten. Geleitet wurde sie in Verbindung mit dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung von dem Rektor der Universität Kiel Paul Ritterbusch und diente dem Ziel, ähnlich wie die Naturwissenschaften auch die Geisteswissenschaften für die Durchsetzung der Kriegsziele zu gewinnen. Die „Kriegseinsatztagung deutscher Hochschulgermanisten“ fand 1940 in Weimar statt, in deren Ergebnis die Sammelpublikation in fünf Bänden *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung* im Stuttgarter Kohlhammer Verlag 1941 erschien, die von Gerhard Fricke, Franz Koch und Clemens Lugowski herausgegeben wurde. Das ursprüngliche programmatische Rahmenthema lautete „Deutsches Wesen im Spiegel deutscher Dichtung“, war also deutlich geistesgeschichtlich geprägt. In der Phase der Ausarbeitung der einzelnen Bände kamen dann auch Beiträge zur deutschen Sprache sowie von Philologen hinzu. Insgesamt hat fast die gesamte Prominenz von Germanistikprofessoren an diesem Projekt teilgenommen. Entzogen haben sich z.B. Friedrich Beißner, Max Kommerell und Walther Rehm. Und ausgerechnet mit Erich Trunz war es ein Philologe, der dieses Unternehmen öffentlich über alle Maßen lobte, indem er den „Kriegseinsatz“ mit der ersten Germanisten-Tagung von 1846 unter

der Präsidentschaft von Jacob Grimm und Ludwig Uhland verglich und hervorhob, dass wie 1813 der Krieg wieder ein bedeutendes Werk geboren habe, dessen „Beiträger aus den Herzkammern unserer Wissenschaft“ (zitiert nach: Hausmann 1998, 176) kämen.

In der Anglistik zeigte sich der Bonner Wolfgang Schmidt (ab 1944 Schmidt-Hidding) als engagierter Vertreter der anglistischen Kulturkunde aktiv, für den „Anglistik und Englischunterricht nationalpolitische Aufgaben“ (Finkenstaedt 1983, 165) waren. Der Gesamtplan des anglistischen „Kriegseinsatzes“ von 1940 wurde mit dem Breslauer Anglisten Paul Meißner erstellt, und zwar unter dem Rahmenthema „England und Europa“ und auf mehrere Bände konzipiert. Hauptakzent war die englische Kulturideologie, der nicht rein philologisch war, sondern mehr der sog. Wesenskunde entsprach, ohne betont geistesgeschichtlich im Sinne der Methode geprägt zu sein. (Vgl. Hausmann 1998, 149) In Hinsicht auf die Literaturwissenschaft ist von Belang, dass die englische Literatur im europäischen Kontext von der Antike bis zur Gegenwart im Sinne eines englischen Sonderweges (nationaler Utilitarismus, verwerfliche Kaufmannsnation) charakterisiert wurde. Im Zusammenhang damit steht auch das Projekt einer modernen interdisziplinären Englandwissenschaft von Karl August Weber aus Tübingen, in deren Zentrum Sprache und Literatur standen, von denen der unmittelbare Zugang zu den Kulturbereichen gesucht wurde, und zwar kultur- und geistespolitisch ausgerichtet und neben der traditionellen philologischen Fundierung positioniert. Auch die Vereinnahmung Shakespeares als Vorläufer des NS war Teil des Gesamtprogramms. (Vgl. Ebd., 151-158)

Die Beiträge zum „Kriegseinsatz“ der Romanistik konzentrierten sich auf die seit 1918 relativ fest integrierte Kultur- und Wesenskunde, die auch die Mehrzahl der Einzelbeiträge ausgemacht hat. Geplant waren 50 Bücher (Monografien und Sammelbände). Aus der Reihe *Frankreich und Europa - Frankreich und Deutschland* sind 8 Bände erschienen wie z.B. von Hans Spanke *Deutsche und französische Dichtung des Mittelalters*, eine komparatistische mediävistische Studie im traditionell philologischen Stil, aber auf rassekundlicher methodischer Basis, die jedoch ambivalent ist. Zu nennen wäre in dieser Reihe auch von Fritz Neubert *Die französische Klassik und Europa* mit der Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen französischer Klassik und deutscher Romantik im Stile der Einflussforschung. (Neubert war in den Jahren 1940 bis 1945 Leiter des „Romanistischen Kriegseinsatzes“.) Im Gegensatz zu den Germanisten haben insgesamt nur wenige der etablierten und angesehenen Romanisten mitgewirkt. (Vgl. Ebd., 331-344) Ein Beitrag der Slawistik zum „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ ist nicht bekannt.

1. 2. 10 Nationalphilologien in der BRD und der DDR nach 1945

Germanistik

Die Literaturforschung in der BRD stand bis in die 1950er Jahre ganz im Zeichen des Kulturpessimismus, der Abwehr der internationalen Moderne und der Hochschätzung des Poetischen und seiner hermeneutischen Sinndeutung. Dies hatte u.a. zur Folge, dass auch die Philologen (neben den Anhängern der Werkimmanenz) den traditionellen „Kanon bedeutsamer Dichtung mit der deutschen Klassik als Zentrum und ästhetischer Norm“ (Boden, in: *Zur Geschichte* 1999, 758) aufrecht erhielten und zum Gegenstand der akademischen Forschung und Lehre gemacht haben. Signifikantes Zeugnis dafür sind z.B. die Forschungen von Hans Pyritz im Rahmen der Goethe-Philologie (Vgl. Osterkamp, in: *Zeitenwechsel* 1996, 159-167) in Hamburg, wohin mit ihm und Ulrich Pretzel prominente Vertreter der sog. ‚Berliner philologischen Schule‘ gewechselt sind. (Vgl. Hempel-Küter/Müller, in: *Zeitenwechsel* 1996, 19-30) Zu ihnen gehörte auch Erich Trunz, der ab 1948 die prominente Hamburger Studienausgabe zu Goethe herauszugeben begann. Seinen Niederschlag fand dieses Phänomen auch in der intensiven Produktion von (west)deutschen, schweizerischen und österreichischen Literaturgeschichten traditioneller (historisch-philologischer) Provenienz in den ersten zehn Jahren nach 1945 (Hermann Schneider *Epochen der*

deutschen Literatur, 1946, Walter Clauss *Geschichte der deutschen Literatur*, 1949, Fritz Martini *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 1949). Wie stark das Nationalphilologische in der Literaturhistoriografie dieser Zeit verwurzelt war, zeigt z.B. das von Richard Newald und Helmut de Boor initiierte Handbuch für Studierende *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, das ab 1949 erschien, aber unvollendet geblieben ist. Als wirkungsmächtiges Zeugnis empirisch-philologischer Arbeit kann Herbert A. u. Elisabeth Frenzels *Daten deutscher Dichtung* von 1953 mit zahlreichen weiteren Auflagen (die 30. Aufl. ist von 1997) angesehen werden. Und nicht unerwähnt sollte bleiben, dass bedeutsame Werkeditionen nach 1945 in der BRD ihre Fortsetzung fanden wie z.B. die *Schiller-Nationalausgabe*, deren verantwortlicher Herausgeber in den Jahren 1958 bis 1978 Benno von Wiese war, oder die von Friedrich Beißner inaugurierte Stuttgarter *Hölderlin-Ausgabe*, die von Adolf Beck und Ute Oelmann fortgeführt wurde.

Generell lässt sich mit Blick auf diese Zeit einschätzen, dass von den „neuen internationalen Ansätzen zur Historiographie, zur Kultur- und Kunstgeschichte, zur Sozialgeschichte der Literatur [...] deutsche Germanisten vorerst weitgehend abgeschnitten“ (Barner, in: *Zeitenwechsel* 1996, 131) waren, wenn man diese Lage z.B. mit der Entwicklung in der Schweiz vergleicht, wo etwa mit Walter Muschgs *Tragischen Literaturgeschichte* (1948) oder Max Wehrli's *Allgemeine Literaturwissenschaft* (1951) schon relativ früh die nationale Literaturbetrachtung in Richtung auf den gesamteuropäischen Kontext konzeptionell überschritten wurde. „Die Phase, in der die Deutsche Philologie ausschließlich für die Ausbildung von Philologen und Deutschlehrern zuständig war, ist spätestens am Beginn der 60er Jahre zu Ende gegangen.“ (Voßkamp 1995, 41) Dieses Urteil zeigt auch an, dass die Einheit der Germanistik als Fachdisziplin nach 1945 (und noch bis heute) weitgehend durch ihre Ausbildungsfunktion und nicht mehr von ihrer nationalen (oder gar philologischen) Begründung bestimmt wird. (Vgl. Rompeltien 1994, 234)

Was Letzteres angeht, so trifft diese Beobachtung auch auf die Entwicklung in der DDR zu. Hier erfolgte die Erneuerung der methodologischen Grundlagen der Literaturwissenschaft relativ früh im Übergang zu den 1950er Jahren, und zwar im Zusammenhang mit der Ausrichtung auf die Theorie und Politik des Marxismus-Leninismus, was auch Wirkungen auf die philologisch orientierte Literaturforschung zeigte, die jedoch im Vergleich mit der Zeit vor 1945 rudimentär war und sich im Großen und Ganzen auf die Editionspraxis beschränkte. Gegenüber dem Neuschreiben von Literaturgeschichten ist unmittelbar nach 1945 eine große Zurückhaltung zu beobachten. (Vgl. Barner, in: *Zeitenwechsel* 1996, 142) Die *Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur* aus dem Jahre 1953 von Georg Lukács, der die methodologische Basis der Literaturwissenschaft in der DDR bis etwa zum Ende der 1960er Jahre dominiert hat, bildete eine Ausnahme, diente aber in den 1950er Jahren allenfalls als Leitfaden. Das änderte sich ein paar Jahrzehnte später grundlegend. Mit der *Geschichte der deutschen Literatur* in 12 Bänden (1961-1983) und dem Konzept der sozialistischen Nationalliteratur im Kontext der politischen Programmatik der Verbindung von Staats- und Kulturnation (in Abgrenzung von der BRD) und vornehmlich mit Blick auf den Deutschunterricht in den Schulen erhielt der nationale Aspekt in der Literaturgeschichtsschreibung neuen Auftrieb, auch wenn die Verbindung von sozial-, funktions- und wirkungsgeschichtlicher Darstellung des Literaturprozesses mit Ausblicken auf den weltliterarischen Kontext nicht zu übersehen ist. Am sichtbarsten ausgeprägt war das Nationalphilologische in der Einheit von Sprache, Literatur und Kultur in der Auslandsgermanistik, die sich mit Beginn der 1970er Jahre und im Zuge der internationalen Anerkennung der DDR konzeptionell wie institutionell stark entwickelt hat.

Entwürfe und erste praktische Schritte zu einer interdisziplinären literaturwissenschaftlichen Forschung im Rahmen der traditionellen Neuphilologien gab es in den 1960er Jahren. Wichtig in diesem Zusammenhang ist der programmatische Entwurf der Berliner Hochschulgermanisten von 1962 und andere wissenschaftspolitische Entscheidungen zur Kooperation zwischen den einzelnen Philologien und benachbarten Disziplinen, der jedoch im Ansatz stecken blieb. Ausdruck dessen ist z.B. die Gründung der Sektion Philologien/Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin 1968 und das gemeinsame Forschungsprojekt *Einführung in die Literaturwissenschaft in*

Einzeldarstellungen, das von Germanisten, Anglisten und Slawisten in den Jahren von 1977 bis 1980 erarbeitet wurde, aber unvollendet blieb.

Nordistik, Romanistik, Anglistik, Slawistik

Der institutionelle Zusammenhang zwischen Germanistik und Nordistik bzw. Skandinavistik blieb in den ersten Jahrzehnten nach 1945 an den Universitäten in der BRD und der DDR für lange Zeit erhalten. So wurde z.B. 1950 Leopold Magon aus Greifswald an die Humboldt-Universität Berlin als Professor für neuer deutsche und nordische Philologie und Theaterwissenschaft berufen. Auch Gerhard Scholz hatte hier einen Lehrauftrag für neuere deutsche und skandinavische Literatur. Im Gegensatz dazu erfolgte z.B. an der Universität Göttingen im Jahre 1950 relativ früh die Bildung eines eigenständigen Skandinavischen Seminars unter Leitung von Wolfgang Krause, wenngleich Berührungspunkte mit der Germanistik in wissenschaftskonzeptioneller und institutioneller Hinsicht nach wie vor bemerkbar sind (z.B. in den Forschungen Wolfgang Langes zur christlichen Skaldendichtung bis 1200). Ähnlich verhielt es sich an der Universität Freiburg, wo 1963 eine Skandinavische Abteilung innerhalb des Deutschen Seminars eröffnet wurde. Die erste Professur für Neuere skandinavische Literaturgeschichte wurde hier erst 1997 eingerichtet und mit Heinrich Anz besetzt, der sich sowohl mit Knut Hamsun als auch moderner Literatur im skandinavischen Raum befasst hat. Nach wie vor beibehalten wurde das Konzept einer Skandinavistik, welche Sprachen, Literaturen und Kulturen des gesamten skandinavischen Raums zum Gegenstand hat. Auch heute noch existiert die Vorstellung von einer gesamt-nordischen Literatur. (Vgl. Hoff, in: *Kontinuität* 2005, 177)

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit niederländischer Sprache und Literatur blieb nach 1945 zunächst peripher. Lehrstühle für Niederlandistik wurden erstmals 1965 in Köln und Münster gegründet. Ihnen folgten Berlin (FU) am Beginn der 1970er Jahre sowie Oldenburg 1981, was auch zur Folge hatte, dass die moderne niederländische Literatur im wachsenden Maße nicht nur interessant, sondern auch als akademischer Lehr- und Forschungsgegenstand anerkannt wurde.

Eine deutliche Ausdehnung des Gegenstandsbereichs sowie der Methoden erfolgte in der Romanistik in den 1960er/1970er Jahren nicht zuletzt unter dem Einfluss der Rezeptionsforschung des Romanisten Hans Robert Jauß und des Anglisten Wolfgang Iser. Linguistisch-strukturalistische Verfahren der Textbetrachtung oder Literatursoziologie waren, wie in den anderen Neuphilologien auch, weitere attraktive Konzepte. Hinsichtlich des Gegenstandes folgte eine weitere Ausdifferenzierung: „Geographisch reicht das Gebiet der Romanistik, mit ihrem Kern in Südeuropa, von Hispanoamerika, Brasilien, der Karibik und dem kanadischen Québec bis zum frankophonen und portugiesischsprachigen Afrika und den portugiesischen und spanischen Enklaven in Asien.“ (Romanistik 1985, 17) Darüber hinaus ist eine zunehmende Spezialisierung im Bezug auf Sprach- und Literaturforschung sowie Landes- bzw. Kulturkunde, aber auch die Untergliederung der universitären Ausbildung in Französische, Italienische und Iberoromanische Philologien zu beobachten. Und auch die Ausdifferenzierung in Hispanisten, Italianisten usw. macht die ursprünglich als Einheit gedachte „Romania“ zunehmend problematisch. Grundsätzlich lässt sich aber davon ausgehen, dass im Unterschied zur Germanistik die wissenschaftsstrategisch folgenreiche Trennung zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft weniger fortgeschritten, das komparatistische Element noch stark ausgeprägt sowie ihr interdisziplinärer Charakter im Rekurs auf den Begriff von Philologie im frühen 19. Jahrhundert hinsichtlich der Einheit von Sprache, Literatur und Sachkultur noch weitgehend gewahrt ist.

Was die Anglistik angeht, so ist eine explosionsartige Entwicklung vornehmlich in der BRD in der Nachkriegszeit zu beobachten. Akademische Arbeitsstellen und Studierende vervielfachten sich. Zur üblichen personalen Ausstattung gehörte schon bald je eine Professur für englische Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft sowie für Amerikanistik. 1955 schon hatte das Fach 11 Ordinariate für Amerikanistik, wovon mehrere nicht Sprach- oder Literaturwissenschaft gewidmet waren, sondern der

Kultur, Geschichte und Wirtschaft der USA. Die Englandkunde wurde ausschließlich die Lehrdomäne der Lektoren. Gewissermaßen im Gegensatz zu dieser strukturellen Entwicklung verblieben die Themen der Forschung in traditionellen Bahnen. Die Hinwendung zur literarischen Moderne des 20. Jahrhunderts ist ab den 1960er Jahren zu beobachten, historisch-philologische Arbeiten gibt es vornehmlich auf dem Felde der Sprachgeschichte (vorwiegend Lautgeschichte). Tendenzen der disziplinären Binnendifferenzierung in der Anglistik machten sich durch das Aufkommen der Kanadistik, Scottish Studies und Irish Studies geltend. Weiterhin haben Kreolistik, New Literatures, Gender Studies usw. Einfluss erhalten, die Einwirkung moderner (internationaler) Theorien und Konzepte in Ergänzung (und Gegensatz) zur Philologie wie New Criticism, American-Studies-Konzepte, Strukturalismus usw. ist spürbar. Die Shakespeare-Literatur ist mittlerweile unter sehr unterschiedlichen methodisch-theoretischen Konzepten zu betrachten. Sie weist eine Komplexität und Mehrdeutigkeit aus, wenngleich der literarische Text im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung bleibt. Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass die Edition von Shakespeare-Dramen mit Einleitung, Kommentierung und Dokumentation zu den Quellen sowie zur Text- und Rezeptionsgeschichte nach wie vor zum Grundbestand anglistischer Forschungen gehört.

In der Slawistik der BRD ist zunächst die philologische Tradition der Literaturforschung (z.B. am slawistischen Lehrstuhl der Freien Universität Berlin von Max Vasmer) auch mit dem starken Interesse an der klassischen russischen Literatur fortgeführt worden. Ende der 1960er Jahre wurde der sowjetischen Literatur stärkere Beachtung geschenkt. Die intensive Rezeption des russischen Symbolismus und Futurismus sowie des Prager Strukturalismus begann erst in den 1960er/1970er Jahren. Das trifft ebenso auf die Auseinandersetzung mit den Semiotikern (Bachtin, Lotman-Schule) zu. Im Großen und Ganzen aber wird die Slawische Philologie mit ihren Subdisziplinen in einem weit gefassten Sinne der Verbindung von Sprache und Literatur mit Geschichte, Gesellschaft, Kultur, Kunst (Vgl. Zeil 1993, 646 f.) gesehen. In der DDR vollzog sich ein grundlegender Wandel dadurch, dass 1946 Russisch obligatorisches Schulfach wurde, was zu einer verstärkten Ausbildung von Lehrern an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen führte. Im Zuge dessen sind weitere slawistische Professuren in Greifswald, Rostock, Jena und Potsdam eingerichtet worden. Die Sorabistik hat sich als Zweig der DDR-Slawistik weiter erhalten. Neben den traditionellen literaturgeschichtlichen Forschungen sozialgeschichtlicher und ideologischer Prägung sind wichtige Arbeiten im Rahmen der Grundlagenforschung z.B. zu deutsch-slawischen literarischen und kulturellen Wechselbeziehungen oder zur slawischen Toponomastik entstanden.

1. 2. 11 Ausblicke: Philologie der Weltliteratur

Die Idee einer Philologie der Weltliteratur stammt von dem Romanisten Erich Auerbach, dargelegt in dem gleichnamigen Aufsatz von 1952. Es heißt: „Jedenfalls aber ist unsere philologische Heimat die Erde; die Nation kann es nicht mehr sein. Gewiß ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe erbt, Sprache und Bildung seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam. Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, daß der Geist nicht national ist.“¹⁶ Der von Auerbach gemachte Versuch, die Philologien jenseits nationaler Grenzziehung zu verorten, steht im Zusammenhang mit dem Prozess der Internationalisierung der Wissenschaften und ihrer Stile sowie der Suche nach Wegen des Ausbruchs aus traditionellen disziplinären Bindungen. Symptomatisch für diese bis in die unmittelbare Gegenwart reichende Entwicklung ist die Einschätzung:

¹⁶ Erich Auerbach: Philologie der Weltliteratur. In: *Weltliteratur. Festgabe für Fritz Strich zum 70. Geburtstag*, hg. von Walter Muschg u. Emil Staiger. Berlin 1952, 49.

„Man will kein Germanist mehr sein, sondern läßt seinen Lehrstuhl umdefinieren, man wird Komparatist oder ‚Professor für Allgemeine Literaturwissenschaft‘, für Kommunikationswissenschaften, wenn nicht für *cultural studies* überhaupt.“ (Wyss, in: *Zur Geschichte* 1999, 839) Ganz in einer solchen Entwicklung steht auch die aktuelle kulturwissenschaftliche Orientierung der Literaturwissenschaften, die maßgeblich von dem Bezug der Texte auf Kultur im weitesten Sinne bestimmt ist. Gewissermaßen als Gegenbewegung ist die anhaltende Diskussion um die Re-Philologisierung der Literaturwissenschaften anzusehen. Überdies lassen sich weitere, zum Teil gravierende Veränderungen im Gegenstandsbereich der (ehemaligen) Nationalphilologie(n) dergestalt beobachten, dass nicht mehr nur das gesprochene, geschriebene oder gedruckte Wort im Sinne von Literatur dominiert, sondern ergänzt und teilweise überlagert wird durch das Aufkommen neuer Medien. Zudem sind die Philologien mit dem Problem der Beziehung zwischen ausschließlich nationalliterarischer und universalistischer Wissenschaft unter den Bedingungen der Internationalisierung und Globalisierung konfrontiert, was in der programmatischen Forderung zum Ausdruck kommt: „Ein philologisches Studium, das in seinem Zuschnitt nicht mindestens die Befähigung zur vergleichenden Sprach- und Literaturstudien einschließt, verfehlt die europäische Lebenswirklichkeit von morgen“. (Lämmert, in: *Zur Geschichte* 1999, 19) Im enger Beziehung dazu steht z.B. die Kontroverse um Heinz Schlaffers Buch *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur* von 2002, in dem er sich dezidiert für die Nationalliteraturgeschichte ausspricht und sich polemisch gegen die Tendenzen insbesondere der Germanistik wendet, den ihr eigenen Gegenstand, die deutsche Literatur und Kultur, nur im internationalen und interkulturellen Kontext zu behandeln (Vgl. Hoff, in: *Kontinuität* 2005, 188), wohingegen Stephen Greenblatt in dem Essay „Was ist Literaturgeschichte?“ von 2000 uneingeschränkt für eine internationale Perspektive im Sinne des Vergleichs und der Beachtung des interkulturellen Netzwerks bei der Untersuchung literarischer Erscheinungen und Prozesse eintritt. (Vgl. Ebd., 191) Auch in dieser Forderung nach internationaler und interdisziplinären Ausrichtung der Literaturwissenschaft und -geschichte liegt eine Herausforderung an die Neuphilologien, ihre Gegenstände und Wissenschaftskonzepte neu zu definieren und gleichermaßen ihre Selbstlegitimation für die Zukunft hin zu überprüfen.

Literatur

- Ahrend, Rüdiger/Bald, Wolf-Dietrich/Hüllen, Werner (Hg.): *Handbuch Englisch als Fremdsprache (HEF)*. Berlin 1995.
- Barner, Wilfried/König, Christoph (Hg.): *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt a.M. 1996.
- Bluhm, Lothar: *Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie. Eine Studie zu Kommunikation und Wissenschaftsbildung im frühen 19. Jahrhundert*. Hildesheim u. Zürich 1997.
- Boden, Petra/Rosenberg, Rainer (Hg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997.
- Bödl, Klaus/Kauko, Miriam (Hg.): *Kontinuität in der Kritik. Zum 50jährigen Bestehen des Münchener Nordistikinstituts: Historische und aktuelle Perspektiven der Skandinavistik*. Freiburg i.Br. 2005.
- Bochmann, Klaus: *Lebendige Philologie. Studien zur Soziolinguistik, Gesellschaftstheorie und zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik*. Hg. von Jürgen Erfurt u. Falk Seiler unter Mitarbeit von Sylvia Kolbe u. Ulrike Klemmer. Leipzig 1999.
- Bott, Marie-Luise: „Deutsche Slavistik“ in Berlin? Zum Slavischen Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität 1933-1945. In: Rüdiger vom Bruch (Hg.) unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt: *Die Berliner Universität in der NS-Zeit*. Band II: Fachbereiche und Fakultäten. Stuttgart 2005, 277-298.
- Christmann, Hans Helmut: *Romanistik und Anglistik an der deutschen Universität im 19. Jahrhundert. Ihre Herausbildung als Fächer und ihr Verhältnis zu Germanistik und klassischer Philologie*. Stuttgart 1985.
- Dainat, Holger/Danneberg, Lutz (Hg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen 2003.
- Finkenstaedt, Thomas: *Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Eine Einführung*. Darmstadt 1983.
- Fohrmann, Jürgen: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich*. Stuttgart 1989.
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart u. Weimar 1994.
- Franz, Norbert: *Einführung in das Studium der Slavischen Philologie. Geschichte-Inhalte-Methoden*. Darmstadt 1994.

1. 2. Literaturwissenschaft in den Nationalphilologien (Wolfgang Höppner)

- Fürbeth, Frank/Krügel, Pierre/Metzner, Ernst E./Müller, Olaf (Hg.): *Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996)*. Tübingen 1999.
- Gärtner, Marcus: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*. Bielefeld 1997.
- Günther, Roswitha: Zur Geschichte des Lehrfachs Deutsch als Fremdsprache an der Berliner Universität und seine Beziehungen zum Germanischen Seminar vor 1945. In: *100 Jahre Germanisches Seminar in Berlin*. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe 36. Jg. (1987), Heft 9, 811-815.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: "Un souffle d'Allemagne ayant passé". Friedrich Diez, Gaston Paris und die Genese der Nationalphilologien. In: LiLi 14. Jg., (1984), Heft 53/54: *Wissenschaftsgeschichte der Philologien*, hg. von Wolfgang Haubrichs u. Gerhard Sauder, 37-77.
- Hermant, Jost: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek b. Hamburg 1994.
- Hausmann, Frank-Rutger: „Deutsche Geisteswissenschaften“ im Zweiten Weltkrieg: die „Aktion Ritterbusch“ (1940-1945). Dresden u. München 1998.
- Hausmann, Frank-Rutger: «... ein Haltmachen vor den jüngsten Entwicklungen ist Selbstverstümmelung.». Die deutsche Romanistik vor und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.): *Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900*. Frankfurt a.M. 1999, 273-285.
- Hausmann, Frank-Rutger: „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen.“ *Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*. Frankfurt/Main 2000.
- Hausmann, Frank-Rutger: *Anglistik und Amerikanistik im „Dritten Reich“*. Frankfurt/Main 2003.
- Höppner, Wolfgang: *Das „Erebrte, Erlebte und Erlernte“ im Werk Wilhelm Scherers. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik*. Köln, Weimar u. Wien 1993.
- König, Christoph/Lämmert, Eberhard (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*. Frankfurt a.M. 1993.
- König, Christoph/Müller, Hans-Harald/Röcke, Werner (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Berlin u. New York 2000.
- Kolk, Rainer: *Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«*. Tübingen 1990.
- Lutzhöft, Hans-Jürgen: *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920-1940*. Stuttgart 1971.
- Maass, Holger: Karl Vosslers Sprachphilosophie und die romanische Philologie des 19. Jahrhunderts. Eine wissenssoziologische Betrachtung. In: Frank Estelmann/Pierre Krügel/Olaf Müller (Hg.): *Tradition der Entgrenzung. Beiträge zur romanistischen Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt a.M. u.a. 2003, 43-55.
- Meves, Uwe: Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875-1895). In: DVjS 61. Jg., (1987), Sonderheft, 69*-122*.
- Müller, Jörg Jochen (Hg.): *Germanistik und deutsche Nation 1806-1848*. Stuttgart/Weimar 1974.
- Rösel, Hubert: *Beiträge zur Geschichte der Slawistik an den Universitäten Halle und Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert*. Heidelberg 1964.
- Romanistik. Eine Bonner Erfindung*. Teil 1: Darstellung. In Zusammenarbeit mit Richard Baum u. Birgit Tappert hg. von Willi Hirdt. Bonn 1993.
- Rompeltien, Bärbel: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*. Opladen 1994.
- Rosenberg, Rainer: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung*. Berlin 1981.
- Schaller, Helmut: Geschichte der Slawistik in Deutschland und in der Bundesrepublik einschließlich Berlin (West). In: Josef Hamm/Günther Wyrzens (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern*. Wien 1985, 89-170.
- Scheler, Manfred: Anglistik an der Friedrich-Wilhelms-Universität (1810-1945). In: Manfred Scheler (Hg.): *Berliner Anglistik in Vergangenheit und Gegenwart 1810-1985*. Berlin 1987, 3-49.
- See, Klaus von: *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg 1994.
- See, Klaus von/Zernack, Julia: *Germanistik und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus. Zwei Fallstudien: Hermann Schneider und Gustav Neckel*. Heidelberg 2004.
- Stackmann, Karl: *Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften I*. Hg. von Jens Haustein. Göttingen 1997.
- Storost, Jürgen: Zu den Anfängen der Institutionalisierung von Germanistik und Neuphilologie (Romanistik) im Verein deutscher Philologen und Schulmänner. In: ZfG. Neue Folge 2. Jg., (1992), 75-89.
- Thalheim, Hans-Günther: Natur- und Kunstpoesie. Eine Kontroverse zwischen Jacob Grimm und Achim von Arnim über die Aneignung älterer, besonders volkspoetischer Literatur. In: Weimarer Beiträge 32. Jg., (1986), 1829-1849.
- Voßkamp, Wilhelm: Germanistik von 1964-1995. In: Ludwig Jäger (Hg.): *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994*. Weinheim 1995, 29-45.
- Weimar, Klaus: Literatur, Literaturgeschichte, Literaturwissenschaft. Zur Geschichte der Bezeichnungen für eine Wissenschaft und ihren Gegenstand. In: Christian Wagenknecht (Hg.): *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986*. Stuttgart 1988, 9-23.
- Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1989.
- Werner, Michael: (Romanische) Philologie in Frankreich? Zu Geschichte und Problematik eines deutsch-französischen Wissenschaftstransfers im 19. Jahrhundert. In: Gunter Martens/Winfried Woesler (Hg.): *Edition als Wissenschaft. Festschrift für Hans Zeller*. Tübingen 1991, 31-43.

1. 2. Literaturwissenschaft in den Nationalphilologien (Wolfgang Höppner)

- Zernack, Julia: Germanische Altertumskunde, Skandinavistik und völkische Religiosität. In: Stefanie von Schnurbein/Justus H. Ulbricht (Hg.): *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe „arteigener“ Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*. Würzburg 2001, 227-253.
- Zeil, Wilhelm: Forschungen zur Geschichte der Slawistik in Deutschland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In: Karl Gutschmidt/Helmut Keipert/Hans Rothe (Hg.): *Slavistische Studien zum XI. internationalen Slavistenkongreß in Preßburg / Bratislava*. Köln, Weimar u. Wien 1993, 639-654.
- Zeil, Wilhelm: *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945*. Köln, Weimar, Wien 1994.

Wolfgang Höppner

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert (Ralf Klausnitzer)

Wie bereits in der Einleitung des Abschnitts erwähnt, gewinnen die im 17. und 18. Jahrhundert intensivierten literaturkritischen und philologischen Textumgangsformen mit der Ausbildung der modernen Forschungsuniversität eine neue Qualität. Die durch Wilhelm von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeleitete Neuorganisation der preußischen Universität führt dazu, dass sich längerfristig verfolgte Bemühungen um die editorische Sicherung der schriftsprachlichen Überlieferung und ihre kritische Behandlung institutionell etablieren. Mit den seit 1810 entstehenden Professuren, die in ihren Nominationen („für deutsche Sprache und Literatur“ u.ä.) einen weitgefassten Gegenstandsbereich signalisieren, beginnt die wissenschaftliche Bearbeitung deutscher literarischer Texte im Rahmen mehr oder weniger autonomer Strukturen. 1828 erscheint in einem Verlagsverzeichnis erstmals der Terminus „Literaturwissenschaft“, der – nach eher seltenem Einsatz in den darauffolgenden Jahrzehnten – seit den 1880er Jahren den Anspruch auf eine spezifische Qualität der Beschäftigung mit literarischen Texten markiert.

Die Etablierung und fortschreitende Differenzierung der Literaturwissenschaft ist das Ergebnis eines nicht unkomplizierten und regional unterschiedlich verlaufenden Prozesses. Um wiederholte Beobachtungen an Texten zu ermöglichen und deren Ergebnisse zur weiteren zeitintensiven Bearbeitung durch spezialisierte Experten zu vermitteln, sind sozial organisierte wie kognitiv konditionierte Einheiten notwendig. Diese Einheiten zur zeitintensiven Erzeugung eines gesicherten Wissens entstehen im neuzeitlichen Europa im System wissenschaftlicher Disziplinen, deren Begriffe und Verfahren an Universitäten vermittelt und – insbesondere nach Einrichtung der modernen Forschungsuniversität – explorierend weiterentwickelt werden. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend durchgesetzte Organisation von Wissenschaft in Form ausdifferenzierter universitärer Fächer bzw. Disziplinen weist folgende Merkmale auf:

- ein Korpus lehrbaren wissenschaftlichen Wissens;
- einen hinreichend homogenen Kommunikationszusammenhang,
- rekursiv bearbeitete Fragestellungen,
- Forschungsmethoden und Problemstellungen,
- Karrierestrukturen und Sozialisationsprozesse (Stichweh 1994, 41).

Wenn die rekursive Bearbeitung von Problemstellungen, intersubjektiver Geltungsanspruch und kommunikative Adressierung spezialisierter Wissensansprüche im Rahmen institutioneller Strukturen als Kennzeichen der modernen Wissenschaft anzusehen sind, ergeben sich daraus Konsequenzen für die historische Beobachtung der Literaturwissenschaft. Zum einen sind Art und Weise der Erzeugung und Bearbeitung literaturbezogenen Problemstellungen im Zusammenhang mit wissenschaftsinternen wie wissenschaftsexternen Bedingungen zu ermitteln und in ihren je konkreten epistemischen wie historischen Situationen zu beschreiben. Zum anderen sind die Funktionen, Geltungsansprüche und Leistungsbeziehungen dieses literaturwissenschaftlichen Wissens zu rekonstruieren, die gleichfalls internen wie externen Konditionen folgen. Nicht zuletzt sind die Medien und Darstellungsformen zu untersuchen, die der Distribution und Diskussion dieses spezialisierten Wissens dienen, um Kommunikationen innerhalb des Wissenschaftssystems wie die Beziehungen zur kulturellen Öffentlichkeit abbilden zu können. Zu berücksichtigen sind schließlich auch Karrierestrukturen und Sozialisationsprozesse, die Wissenschaft als Institution ermöglichen, indem sie Verhaltensformen im Umgang mit Gegenständen und deren Bearbeitungsweisen ausbilden und dauerhaft regulieren, soziale wie epistemische Bindungen ausprägen und Mobilität bzw. Aufstiegschancen der in ihnen tätigen Akteure sichern.

Dementsprechend wird der folgende Abschnitt verfahren. Orientiert an Zäsuren, die der wissenschaftlichen und gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklung entstammen, werden die zentralen Etappen der professionalisierten Erforschung literarischer Texte vorgestellt und im Kontext internationaler Vorgaben konturiert. Konzentriert auf

signifikante Veränderungen im Universitätssystem wie im Selbstverständnis einer sich vielfältig reflektierenden Disziplin sollen die Modalitäten der Erzeugung und Verbreitung, Diskussion und Veränderung eines spezifischen wissenschaftlichen Wissens über literarische Texte und literarische Kommunikation in ihren institutionellen Rahmenbedingungen nachgezeichnet werden. Die dazu gewählten zeitlichen Segmentierungen folgen markanten Einschnitten, die dazu beitragen, dass sich Selbstverständnis, Konzepte und Arbeitsformen der Literaturforschung nachhaltig wandelten.

Der erste Abschnitt, der mit einer knappen wortgeschichtlichen Erläuterung einsetzt und von den Anfängen eines universitär professionalisierten Umgangs mit literarischen deutschen Texten um 1810 bis zu den Versuchen einer theoretischen Begründung von „Literaturwissenschaft“ in den 1880er und 1890er Jahren reicht, widmet sich den Thematisierungsweisen von Literatur innerhalb einer sich ausdifferenzierenden Gemeinschaft von Fächern und Disziplinen an der modernen Forschungsuniversität. Behandelt werden die Arbeitsfelder und -formen von (deutscher) Philologie und Literaturgeschichtsschreibung, die im Anschluss an bereits etablierte Disziplinen unterschiedliche Verfahren zur Behandlung der literarischen Überlieferung entwickelten. Die Rekonstruktion der Institutionalisierung und kognitiven Differenzierung dokumentiert den langwierigen Prozess, in dessen Verlauf sich universitäre Wissenskulturen zur Bearbeitung von deutscher Literatur etablierten; sie zeigt zugleich die Erfolgsbedingungen wie die Alternativen zur (dominierenden) philologischen Praxis auf. Nach Darstellung der institutionellen Konsolidierung und Differenzierung der Germanistik, die sich seit den 1870er Jahren in „ältere“ und „neuere Abteilung“ separierte, werden die seit den 1880er Jahren verfolgten Anläufe zur Begründung einer Literaturwissenschaft vorgestellt, die sich mit induktiven Verfahren und Kausalerklärungen von vorgängigen philologischen bzw. literarhistoriographischen Textumgangsformen zu emanzipieren suchte.

Der zweite Abschnitt erläutert die Ausbildung divergierender Perspektiven einer sich als Geisteswissenschaft verstehenden Literaturforschung zwischen der Jahrhundertwende (1900) und den Veränderungen in der Wissenschaftslandschaft im Spannungsfeld politischer Lenkungsansprüche nach 1933. Er beginnt mit einer Darstellung der „geistesgeschichtlichen Wende“, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mit Kritik an der vermeintlichen „Nichtigkeitskrämerei“ einer „positivistischen“ Literaturforschung einsetzte und in ideen- oder problemgeschichtlich begründeten Modellierungen historischer Verlaufsformen charakteristische Innovationsleistungen erbrachte. Das daran anschließende Kapitel geht dabei über den Rahmen der deutschen Wissenschaftsentwicklung hinaus. Während der fast gleichzeitige Tod der prominenten Philologen Erich Schmidt und Jakob Minor 1912 bzw. 1913 die Lehrkanzeln in Berlin und Wien verwaisten ließ und der öffentliche Erfolg der Goethe-Bücher der „fachfremden“ Autoren Georg Simmel und Houston Stewart Chamberlain die Beschränkungen einer universitären Literaturforschung offenbarte (was zur regen und auch im Feuilleton geführten Diskussion über „Bankrott“, „Krise“ und „Verfall“ der deutschen Literaturwissenschaft führte), wehte seit 1915 ein neuer Wind aus Rußland: In Moskau und Sankt Petersburg entstanden mit den Arbeiten von Boris Ejchenbaum, Roman Jakobson, Viktor Šklovskij, Jurij Tynjanov u.a. Beobachtungsverfahren, die nach der spezifischen Differenzqualität literarischer Texte bzw. ihrer „Literarizität“ (literarnost') fragten und zu deren Beschreibung eine eigene Terminologie entwickelten. Die an inhärenten Konstruktionsprinzipien interessierten Untersuchungen des russischen Formalismus bedeuteten ebenso wie die von Vorleistungen der modernen Linguistik profitierenden Verfahren des Strukturalismus eine Modernisierung der Literaturforschung, die im Zusammenhang mit der transnationalen Wanderungsbewegung von Theorien (Moskau/ Sankt Peterburg – Prag – USA – Westeuropa) nachzuzeichnen ist. Ihre wirkungsmächtige Synthese mit historischen Textumgangsformen fanden formalistisch-strukturalistische Verfahren in dem von René Wellek und Warren Austin 1942-49 verfassten Buch *Theory of Literature*, das in den 1950er und 1960er Jahren zu einem international rezipierten Lehrwerk avancieren sollte.

Der dritte Abschnitt thematisiert die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft zwischen den zeithistorischen Zäsuren der Jahre 1933 und 1945. Konzentriert auf Prozesse der institutionellen Differenzierung und Modernisierung werden Ursachen und Verlaufsformen einer fortgesetzten Pluralisierung und Diversifizierung im

Umgang mit Texten und Kontexten ermittelt, die trotz verbal postulierter Selbstgleichschaltung im Jahre 1933 nicht aufgegeben wurden. Unter genauer Beobachtung der Wirkungen und Gegenwirkungen politischer Lenkungsansprüche sind sowohl die gesellschaftlich induzierten Veränderungen als auch die Kontinuitäten der Wissenschaftsentwicklung herauszuarbeiten.

Im vierten Abschnitt stehen die Tendenzen der Internationalisierung, Modernisierung und Restauration der Literaturforschung nach der politischen Zäsur des Jahres 1945 im Zentrum. Der aus den USA nach Westeuropa und in die Bundesrepublik importierte New Criticism ist in diesem Zusammenhang ebenso zu behandeln wie die von Leo Spitzer inspirierten Formen einer „explication de texte“, denen im deutschen Sprachraum die seit Ende der 1930er Jahre entwickelten Varianten der sog. werkimmanenten Interpretation korrespondierten. Neben den Programmen einer „Kunst der Interpretation“ (Emil Staiger), einer „morphologischen Literaturwissenschaft“ (Günther Müller) und der systematisierten Beschäftigung mit dem „sprachlichen Kunstwerk“ (Wolfgang Kayser) werden die von Vertretern der romanistischen Literaturwissenschaft stammenden und bis heute aufgelegten Darstellungen *Mimesis* (Erich Auerbach, 1946) und *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (Ernst Robert Curtius, 1948) in ihren wissenschaftshistorischen Zusammenhängen erläutert. Im weiteren widmet sich dieser Abschnitt den institutionellen und konzeptionellen Umbrüchen in der DDR. Während der politische Einschnitt des Jahres 1945 in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik keine wesentlichen Veränderungen der Wissenschaftslandschaft nach sich zog, führten die Umstellungen des Bildungssystems in der SBZ bzw. der DDR zu nachhaltigen Veränderungen in Hochschul- und Wissenschaftspolitik, von denen auch die Literaturforschung betroffen war. Die Orientierung an den in der Sowjetunion bereits in den 1920er und 1930er Jahren entwickelten Prämissen einer materialistischen bzw. marxistischen Wissenschaftskonzeption ließ Textumgangsformen entstehen, die insbesondere die gesellschaftsgeschichtlichen Konditionen der literarischen Produktion thematisierten und nach dem zu Beginn der 1960er Jahre abgeschlossenen Generationswechsel hegemoniale Bedeutung gewannen. Den Berührungspunkten dieser in der DDR wie in anderen sozialistischen Ländern entfalteten Beobachtungsperspektiven mit analogen Einsätzen in Westeuropa ist hier ebenso nachzugehen wie den internen Differenzierungen des materialistischen Paradigmas, das in Einsätzen zu einer „kybernetischen“ Literaturforschung oder einer „Kultursemiotik“ (durch Jurij Lotman und die Moskau-Tartu-Schule) an nationenübergreifenden Tendenzen der Wissenschaftsentwicklung partizipierte.

Den Abschluss dieser historischen Skizze markieren Daten, die einen bis in die Gegenwart anhaltenden Wandel in Selbstverständnis und Verfahren der textinterpretierenden Disziplin anzeigen. Während 1964/65 eine Diskussion über die Rolle der Germanistik in der NS-Zeit begann, die auf dem Münchener Germanistentag 1966 öffentlich gemacht wurde, entfesselte Emil Staigers Rede *Literatur und Öffentlichkeit* noch im gleichen Jahr eine Kontroverse, die in ihrer Wirkung weit über den Kreis fachlicher Spezialisten hinausging und als „Zürcher Literaturstreit“ bekannt wurde. Denn Staigers Polemik gegen die modernen Literatur offenbarte weniger deren vermeintlichen Nihilismus als vielmehr die Dogmatik der eigenen Perspektive, die auf einer Ontologie des „Urmaßes“ und einem von idealistischer Ästhetik getragenen Geschmacksideal beruhte. Die Berufung auf angeblich zeitlose Werte wie die polemische Abwehr der „sogenannten wissenschaftlichen Theorien“ lösten eine Methodendiskussion aus, die sich kritisch mit den ideologischen Voraussetzungen einer solchen Dichtungstheorie auseinandersetzte – und im Verbund mit der 1967 einsetzenden studentischen Protestbewegung zu nachhaltigen Veränderungen der in akademischen Byzantinismus und gesellschaftlicher Unverbindlichkeit eingerichteten Literaturwissenschaft führte. Im Herbst 1966 fand an der John Hopkins-Universität in Baltimore der Kongress „The Languages of Criticism and the Sciences of Man“ statt, der unter Beteiligung von damals noch jungen Forschern wie Jacques Derrida eine kritische Reflexion strukturalistischer Verfahren initiieren sollte und eine folgenreiche Metamorphose des Stukturalismus einleitete. – Anfang 1967 erschien schließlich ein Themenheft der sowjetischen Zeitschrift *Voprosy literatury*, das die Forschungen des seit 1963 an der Universität Tartu (Estland) als Professor für Literaturgeschichte lehrenden Juri Lotman und seines Kreises öffentlich zur Diskussion stellte. Damit fanden die Bemühungen um den

Einsatz kybernetisch-statistischer wie linguistisch-semiotischer Verfahren zur Beschreibung und Erklärung der literarischen Kommunikation – die schon auf Symposien zur Erforschung der poetischen Sprache (1961 in Gorkij) und zur strukturellen Erforschung von Zeichensystemen (1962 in Moskau) erprobt worden waren – eine Resonanz, die nicht nur in die DDR und die anderen sozialistischen Länder, sondern auch in die Bundesrepublik ausstrahlen sollte: Lotmans 1964 gehaltene *Vorlesungen zu einer strukturalen Poetik* wurden hier ebenso übersetzt und rezipiert wie seine Beiträge zu einer Semiotik der Kultur.

Mit diesen knappen Markierungen der zu behandelnden zeitlichen Abschnitte sind zugleich leitende Perspektiven umrissen. Im Rahmen dieses Beitrags können selbstverständlich nicht alle Prozesse der Institutionalisierung und Modernisierung wissenschaftlicher Textumgangsformen seit dem 19. Jahrhundert detailliert erläutert werden. Zu dokumentieren sind vielmehr grundlegende Muster und Regularien jener methodisch geleiteten Beobachtungsverfahren, die unterschiedliche Thematisierungsweisen des faszinierenden Gegenstandes Literatur ermöglichten und in je historisch konkreten Konstellationen realisierten. Zugleich bleibt zu hoffen, dass diese knappe Skizze mehr als nur eine historische Rekonstruktion der disziplinären Entwicklungen bietet. Möglicherweise stellt die retrospektive Vergewisserung über den Wandel von Wissensansprüchen ein heuristisches Potential für gegenwärtige Konstellationen bereit; eventuell sind in geschichtlich entwickelten Fragestellungen und Lösungsstrategien bestimmte Problemlagen zu entdecken, die für heutige Debatten und Konstellationen wieder interessant werden könnten. Zudem hat sich jeder Teilnehmer am Gespräch der Wissenschaft und jede wissenschaftliche Generation den gewonnenen Reflexionsstand auf ihre Weise anzueignen – und was trägt dazu besser bei als eine fundierte Einführung in die historischen Dimensionen ihrer grundlegenden Konzepte und Verfahren?

1. 3. 1 Eine Wissenschaft formiert sich. Varianten 1810-1870

Den Terminus „Literaturwissenschaft“ gibt es – abgesehen von einer isolierten Verwendung im Jahre 1764 – seit 1828. In diesem Jahr beginnt mit dem Gebrauch der Kategorie „Literaturwissenschaft“ im *Verzeichnis der Bücher [...] zu finden in der J.C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig* die Wortgeschichte. Nach seltenem Einsatz in den Jahrzehnten nach 1830 wird der Begriff seit den 1880er Jahren zum programmatischen Label für eine Verwissenschaftlichung der universitären Fächer, die sich auf je eigene Weise mit literarischen Texten beschäftigen: 1884 erscheinen *Akademische Blätter* mit dem Untertitel *Beiträge zur Litteratur-Wissenschaft*, in denen u.a. die Goethe-Forscher Heinrich Düntzer und Jakob Minor sowie der Klopstock- und Wieland-Editor Franz Muncker publizieren. Der später als Ethnograph wirkende Ernst Grosse projiziert in seiner Hallenser Dissertation *Die Literatur-Wissenschaft. Ihr Ziel und ihr Weg* 1887 eine theoretisch begründete Literaturgeschichte; Reinhold Merbot dokumentiert in der 1889 in Frankfurt veröffentlichten Schrift *Forschungsweisen der Literatur-Wissenschaft insbesondere dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorie* und sucht hier die deutsche Philologie zu modernisieren. Universitäre Eigenständigkeit gewinnt der Begriff noch später. Im Jahr 1913 wird das „Königlich Preußische Seminar für Literatur- und Theaterwissenschaft“ an der Kieler Universität als selbständiges Institut ins Leben gerufen; sein Begründer ist der hier seit 1904 als außerordentlicher Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur wirkende Eugen Wolff (1863-1929), der sich in Berlin an der literarischen Bewegung des Naturalismus beteiligt und 1890 die programmatischen Schriften *Das Wesen wissenschaftlicher Literaturbetrachtung* und *Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik* veröffentlicht hatte.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die mit der Erforschung von Literatur befassten Wissenschaftszweige eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Die schon im 18. Jahrhundert verstärkt einsetzenden und in der Romantik intensiv verfolgten Interessen für poetologische Reflexion und literarische Überlieferung (insbesondere des Mittelalters und der frühen Neuzeit) führten im Verbund mit Modernisierungen im Bildungssystem und der durch Wilhelm von Humboldt

initiierten Neuorganisation der preußischen Universitäten nach 1810 zur Einrichtung der ersten Professuren für deutsche Sprache und Literatur. Ihre Inhaber beschäftigten sich vorrangig mit der Sammlung, Edition und Kommentierung von Texten. Bereits 1805 hatte der Bibliotheksangestellte Georg Friedrich Benecke in Göttingen ein Extraordinariat ohne Fachbezeichnung erhalten und widmete sich auf dieser Stelle der editionsphilologischen und lexikographischen Erschließung „altdeutscher“ Texte; 1809 wurde Friedrich Ferdinand Delbrück außerordentlicher Professor für Theorie, Kritik und Literatur der Schönen Künste an der Universität Königsberg. 1810 erfolgte die Berufung des Juristen und Privatgelehrten Friedrich Heinrich von der Hagen auf die Stelle eines außerordentlichen Professors für Deutsche Sprache und Literatur an der neugegründeten Berliner Universität. Seine Stelle gilt als erste germanistische Fachprofessur und ihr Inhaber – der 1807 eine „erneuende“ Ausgabe des Nibelungenliedes vorgelegt hatte und das „Studium der vaterländischen Alterthumswissenschaften in die Reihe der übrigen Wissenschaften“ heben wollte¹ – als einer der „Gründerväter“ einer institutionalisierten Literaturforschung. Dabei ist die Prioritätsfrage (ebenso wie die Rede von einer personal begründeten Wissenschaft) problematisch und auch an dieser Stelle nicht zu entscheiden. Schon Wilhelm Grimm kritisierte die auf „Erneuerung“ der mittelhochdeutschen Überlieferung zielenden Anstrengungen des Friedrich Heinrich von der Hagen als „Modernisierung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern“; Jacob Grimm betonte in seiner *Rede auf Lachmann* 1851, dass Georg Friedrich Benecke „überhaupt der erste“ gewesen sei, „der auf unsern Universitäten eine grammatische kenntnis altdeutscher sprache weckte“.² Die hier anklingenden und insbesondere von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, ihrem Mentor Benecke und dem später noch wichtig werdenden Philologen Karl Lachmann geleisteten Widerstände gegen den ersten Berliner Lehrstuhlinhaber Friedrich Heinrich von der Hagen – der 1817 eine ordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Breslau und 1824 ein Ordinariat in Berlin erhielt – verweisen auf divergierende Varianten im Umgang mit Literatur schon in der Frühzeit der sich disziplinierenden Wissenskultur: Sollten literarische Texte als kulturelle Zeugnisse für die Gegenwart verstanden (und entsprechend aufbereitet) oder als Sprachdenkmale (mit philologischer Methode und „grammatischer kenntnis“) behandelt werden? An welchen textinterpretierenden Disziplinen konnte sich die gerade etablierende Beschäftigung mit deutscher Literatur orientieren? Und wer sollte der Adressat bzw. Verwender der so produzierten Wissensansprüche sein? – Alternativen im Umgang mit Texten waren also möglich und prägten die Entwicklung einer universitären Literaturforschung, die sich in einem komplizierten und an den einzelnen Hochschulen zeitlich stark versetzten Prozess zwischen 1810 und 1870 formierte (Stackmann 1991, Weimar 1989; Fohrmann/ Voßkamp 1991; Fohrmann/ Voßkamp 1994). Folgt man der (für die deutsche Universitätstradition wohl zutreffenden) Auffassung, dass die Institutionalisierung eines Faches mit der Errichtung eines Ordinariats verbunden ist, macht ein Blick auf die nachfolgende tabellarische Übersicht deutlich, wie langwierig und uneinheitlich sich die Anfänge einer professionalisierten Literaturforschung gestalteten:

Einrichtung einer ord. Professur	Universität	Fachbezeichnung/ Nomination	Vertreter
1811	Tübingen	Lehrstuhl für die deutsche Sprache und Literatur und für die Übungen im mündlichen und schriftlichen Vortrag	Salomo Heinrich Michaelis
1813	Göttingen	ohne Fachbezeichnung	Georg Friedrich Benecke
1817	Breslau	Deutsche Sprache und Literatur	Friedrich Heinrich von der Hagen

¹ So die Antwort von Friedrich Heinrich von der Hagen auf seine Ernennung zum außerordentlichen Professors für deutsche Sprache vom 3. Oktober 1810; hier zitiert nach dem Abdruck in Uwe Meves: Zur Einrichtung der ersten Professur für deutsche Sprache an der Berliner Universität (1810). In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 104 (1985), S. 161-185, S. 184.

² Jacob Grimm: Rede auf Lachmann. Gehalten in der Öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 3. Juli 1851. In: Ders.: *Kleinere Schriften 1. Reden und Abhandlungen*. Nachdruck der 2. Aufl. 1879. Hildesheim, Zürich, New York 1991, S. 145-162, hier S. 149.

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert

(Ralf Klausnitzer)

(1818	Berlin	ohne Fachbezeichnung	August Wilhelm Schlegel)
1824	Berlin	Deutsche Sprache und Literatur	Friedrich Heinrich von der Hagen
1818	Bonn	Fach der schönen Redekünste und der schönen Litteratur, sowohl im Allgemeinen als auch in besonderer Beziehung auf deutsche Sprache	Johann Friedrich Ferdinand Delbrück
1827	Königsberg	Fach der deutschen Sprache und Litteratur	Eberhard Gottlieb Graff
1835	München	Ältere deutsche Sprache und Litteratur	Hans Ferdinand Maßmann
1837	Rostock	Ästhetik und neuere Literatur	Christian Wilbrandt
1843	Leipzig	Deutsche Sprache und Literatur	Moriz Haupt
1847	Greifswald	Fach der orientalischen Sprachen und der vergleichenden Sprachwissenschaft	Albert Hoefler
1848	Marburg	Orientalische und altdeutsche Literatur	Franz Dietrich
1852	Heidelberg	Altdeutsche Sprache und Literatur	Adolf Holtzmann
1852	Erlangen	Deutsche Sprache und Literatur	Rudolf von Raumer
1854	Kiel	Deutsche Sprache, Literatur und Altertumskunde	Karl Müllenhoff
1856	Würzburg	Deutsche Philologie	Hermann Müller
1863	Halle	Deutsche Sprache und Litteratur	Julius Zacher
1866	Freiburg	Deutsche Sprache und Literatur	Matthias Lexer
1867	Gießen	Deutsche Sprachwissenschaft und Literatur	Friedrich Ludwig Karl Weigand
1872	Straßburg	Ohne Fachbezeichnung	Wilhelm Scherer
1876	Jena	Deutsche Philologie	Eduard Sievers
1877	Berlin	Neuere deutsche Literaturgeschichte	Wilhelm Scherer

Schon die wechselnden Nominierungen signalisieren Veränderungen, die sich in der universitären Erforschung und Vermittlung literarischer Texte seit der Errichtung eines Lehrstuhls „für die deutsche Sprache und Literatur und für die Übungen im mündlichen und schriftlichen Vortrag“ 1811 in Tübingen vollzogen. In den folgenden Abschnitten sollen diese Wandlungen im Umgang mit Literatur innerhalb einer sich ausdifferenzierenden Wissenschaftslandschaft nachgezeichnet werden. Die Rekonstruktion dokumentiert den langfristigen Prozess, in dessen Verlauf sich eine universitäre Wissenskultur zur Bearbeitung von deutscher Literatur etablierte und – wie die Einrichtung der ersten Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte 1877 in Berlin sichtbar macht – intern differenzierte. Nach der Darstellung von deutscher Philologie und Literaturgeschichte, die im Anschluss an bereits erfolgreiche Disziplinen unterschiedliche Verfahren zur Behandlung der literarischen Überlieferung entwickelten, folgt eine Erläuterung der seit den 1870er Jahren verfolgten Anläufe zur Begründung einer „Literaturwissenschaft“, die sich mit induktiven Verfahren und Kausalerklärungen von vorgängigen philologischen bzw. literarhistoriographischen Textumgangsformen zu emanzipieren suchte.

Universitäre Literaturforschung und ihre Alternativen

Als um 1810 die ersten Universitätsprofessuren für die Erforschung und Vermittlung der deutschen Literatur eingerichtet wurden, konzentrierten sich deren Inhaber auf die Ermittlung und Sammlung, die kritische Behandlung und die Edition von „altdeutschen“ Texten. Die spezialisierte Behandlung von nicht mehr gesprochenen Varianten der germanischen Sprachen und deren Literatur folgte dem Vorbild der Klassischen Philologie, die als eine bis in die

Antike zurückreichende Wissenschaft nicht nur „ältere Schwester und Lehrerin“³ der neueren Philologien war, sondern auch deren (bis Ende des 19. Jahrhunderts nahezu übermächtige) Konkurrentin: Sie verfügte über Begriffe und Methoden zur kritischen Behandlung von Texten, besaß in der von Christian Gottlob Heyne und Friedrich August Wolf begründeten Lehrform des Seminars eine effektive Form zur Vermittlung ihrer Verfahren und erbrachte mit der Ausbildung von Lehrern für das humanistische Gymnasium eine Leistung, die gesellschaftliche Anerkennung fand. (Erst 1831 sollte das neue preußische *Reglement für die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamts* im philologischen Fach spezifische historische Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung im Deutschen als unabdingbar für die Erteilung der *facultas docendi* festlegen – bis dahin genügte die Kenntnis der alten Sprachen und Literatur. Eine dauerhafte Aufwertung des schulischen Deutschunterrichts erfolgte noch später: Nachdem die Lehrplanfestlegungen 1891 und 1901 den „Unterricht im Deutschen“ zwar als den „ethisch bedeutsamsten in dem Organismus unserer höheren Schulen“ ausgezeichnet, doch keine erhöhte Stundenzahl festgelegt hatten, verdrängten die „Deutschkunde“-Fächer Literatur, Geschichte, Erdkunde erst in den 1920er Jahren die alten Sprachen endgültig von ihrer Spitzenposition.)

Die Orientierung an den methodischen Prinzipien der Klassischen Philologie ließ eigene methodologische Überlegungen als nicht notwendig erscheinen, war man doch davon überzeugt, „daß für das gründliche Studium unserer alten vaterländischen Litteratur nichts erspriesslicher seyn kann, als wenn wir uns die genaue critische Sorgfalt zum Muster nehmen, die man mit so vielem Scharfsinn und unermüdet fortgesetztem Fleisse auf die Schriften der Griechen und Römer verwandt hat.“⁴ Die immer wieder beschworene „genaue critische Sorgfalt“ diente einer anfänglich kleinen Gruppe von Gelehrten – ihr Kern bestand zunächst nur aus Georg Friedrich Benecke (1762-1844), dessen Schüler Karl Lachmann (1793-1851) und den mit ihnen befreundeten Brüdern Jacob Grimm (1785-1763) und Wilhelm Grimm (1786-1759) – zur Abgrenzung von anderen, in der Zeit nach 1800 ebenso möglichen Textumgangsformen. War es im 18. Jahrhundert vor allem darum gegangen, die vergessene mittelalterliche Literatur breiteren Leserschichten nahe zu bringen (was etwa Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger bewog, in ihrer 1759 erschienenen *Sammlung von Minnesingern aus dem schwaebischen Zeitpuncte CXL Dichter enthaltend* einen nur auf Popularisierung bedachten mangelhaften Abdruck der handschriftlichen Fassungen zu liefern), bildeten sich unter dem Einfluss der romantischen Bewegung divergierende Varianten der Beschäftigung mit der literarisch-kulturellen Überlieferung aus:

(a) Zu „Urkunden des menschlichen Geistes“ erklärt, sollten literarische Texte in das „innerste Teil der Geschichte“ führen und einen privilegierten Zugang zur ideellen Konstitution der Nation eröffnen. „Durch Bekanntschaft mit der Literatur eines Volkes lernen wir seinen Geist, seine Gesinnung, seine Denkungsart, die Stufe seiner Bildung, mit einem Wort sein eigentümliches Sein und Wesen kennen, wir erhalten eine Charakteristik, die wir anderswo vergebens suchen würden“, postulierte Friedrich Schlegel in seinen Pariser *Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Literatur* 1803/04.⁵ Poetische Denkmäler ließen sich so in übergreifende historische Perspektiven einbinden bzw. als integrale Bestandteile einer sinn-vollen Entwicklungsgeschichte darstellen. Verwirklicht wurde dieses Programm schon in den *Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst*, die August Wilhelm Schlegel 1801/04 in Berlin hielt, in den Pariser Lektionen seines Bruders Friedrich Schlegel sowie in dessen Wiener Vorträgen

³ Friedrich Zarncke: Rede zum Gedächtnis von Jacob Grimm und zur Eröffnung der germanistischen Section. In: *Verhandlungen der zweiundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Meissen vom 30. September bis 2. October 1863*. Leipzig 1864, S. 62-66, hier S. 63.

⁴ Georg Friedrich Benecke: *Beyträge zur Kenntnisse der Altheutschen Sprache und Litteratur*. Bd. 1, Tl. 1. Göttingen 1810, S. X.

⁵ Friedrich Schlegel: *Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Literatur*. In: *Friedrich Schlegel. Kritische Ausgabe seiner Schriften*. Hrsg. von Ernst Behler. II. Abt.: *Schriften aus dem Nachlaß*. Bd. 11: *Wissenschaft der europäischen Literatur. Vorlesungen, Aufsätze und Fragmente aus der Zeit von 1795 bis 1804*. München, Paderborn, Wien 1958, S. 11f.

Geschichte der alten und neuen Litteratur von 1812-15, denen noch Heinrich Heine das Kompliment machte, dass er „kein besseres Buch dieses Fachs“ kenne.⁶

(b) Literarische Texte konnten als Zeugnisse einer vergangenen Lebensweise verstanden und dem Kenntnisstand der zeitgenössischen Leser angepasst aufbereitet und verbreitet werden. So demonstrierten es Achim von Arnim und Clemens Brentano mit der Lieder- und Gedichtsammlung *Des Knaben Wunderhorn*, an deren dritten Band die Brüder Grimm mitwirken sollten. Die Accomodation der mittelhochdeutschen Überlieferung an den Verständnishorizont gegenwärtiger Rezipienten prägte auch die Nibelungenlied-Ausgaben des Juristen und Privatgelehrten Friedrich Heinrich von der Hagen, der 1810 auf die Stelle eines außerordentlichen Professors für Deutsche Sprache und Literatur an der neugegründeten Berliner Universität berufen wurde und mit einer vierbändigen Anthologie mittelhochdeutscher Lyrik sowie einer dreibändigen Sammlung mittelhochdeutscher Verserzählungen zur Begründung der mediävistischen Germanistik beitrug.

(c) Texte ließen sich aber auch als Sprachdenkmale begreifen, die mit den Verfahren der philologischen *Kritik* zu bearbeiten waren, um einen *authentischen* Wortlaut für die nachfolgende *Interpretation* herstellen zu können. Eine so motivierte Textkritik avancierte zum grundlegenden Verfahren im professionalisierten Umgang mit der schriftsprachlichen Überlieferung. Ihre regelgeleiteten Schritte belegen, welche Investition von Zeit und Aufmerksamkeit die klassische wie die sich langsam ausbildende deutsche Philologie verlangten.

Philologie

Philologie als professionalisierte „Liebe zum Wort“ bzw. „Liebe des Wortes“ umfasst weit mehr als die editorische Erstellung gesicherter Texte. Um schriftsprachliche Überlieferungen zugänglich zu machen, waren (und sind) ihre vorliegenden Zeugnisse zu ermitteln, Regeln für die Konstitution eines zuverlässigen Textes abzuleiten und die so eingerichteten Texte in allen für ihr Verständnis relevanten Aspekten zu untersuchen. Gleichwohl bestand und besteht eine zentrale Verpflichtung der „Liebe zum Wort“ in der Sicherung materialer Grundlagen jedes Umgangs mit Literatur. Der sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts institutionalisierende Umgang mit Literatur im Rahmen universitärer Wissenskulturen folgte mit seinen Prozeduren einer solchen Grundlagensicherung den Vorgaben der (auch in dieser Hinsicht) klassischen Philologie: Um eine gesicherte Basis für die Forschung und also einen gültigen Text herzustellen, mussten zuerst die Prozesse seiner Überlieferung – mündlich, handschriftlich und/ oder gedruckt – rekonstruiert werden. Dazu waren alle auffindbaren Textzeugen (Abschriften oder Drucke eines Werkes bzw. alles, was den vollständigen oder auch fragmentarischen Text des Werkes enthielt) zu sammeln und die *Hauptüberlieferung* von der *Nebenüberlieferung* (Textspuren wie Zitate, Auszüge, Paraphrasen, Übersetzungen u.ä.) in anderen Werken zu trennen. Je mehr Textzeugen sich ermitteln ließen, desto größer war die Anzahl der zu berücksichtigenden *Varianten* – bei den durch Abschreiben vervielfältigten Texten des Mittelalters ebenso wie bei den durch fehlerhafte Raubdrucke vermehrten Jugendwerken Johann Wolfgang Goethes, deren „offenbare Verderbnisse“ Michael Bernays 1866 nachwies und damit die neuphilologische Textkritik begründete.⁷ Die Sicherheit eines kritisch rekonstruierten Textes hing davon ab, wie genau die Varianten differenziert werden konnten. Da Schriftstücke aus der Antike oder aus dem Mittelalter in der Regel nicht in Autorhandschriften oder in auktorial gebilligten Textträgern vorlagen, sondern in Jahrzehnte oder Jahrhunderte später entstandenen Abschriften, richtete sich das besondere Interesse der altphilologischen Textkritik darauf, aus der überfremdeten Überlieferung den verlorenen ursprünglichen Autortext wiederherzustellen bzw. sich diesem so weit wie möglich anzunähern. Die Abhängigkeiten der unterschiedlichen Textträger untereinander waren zu ermitteln und in Form eines Überlieferungsstammbaumes (*Stemma*) zu dokumentieren, um schließlich die zuverlässigste unter den überlieferten

⁶ Heinrich Heine: Die romantische Schule. In: Ders.: *Werke und Briefe*. Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd. 5. Berlin (DDR) 1961, S. 65.

⁷ Michael Bernays: *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes*. Berlin 1866, S. 27.

Handschriften als *Leithandschrift* des Textes bzw. maßgeblichen Repräsentanten des Werkes zu bestimmen. Die neuphilologische Textkritik konzentrierte sich dagegen auf die Erschließung und Darstellung der primären Textgeschichte, also auf die Herstellung und Veränderung von Texten durch Autoren bzw. Verlagsinstanzen und sonderte dazu *primäre* (vom Autor stammende) und *sekundäre* (nicht vom Autor stammende) sowie *autorisierte* (vom Autor als gültig erklärte) und *nicht autorisierte* Varianten. Zudem wurde zwischen *aktiver* und *passiver Autorisation* unterschieden; je nachdem, ob eine Veränderung der Textgestalt dem Willen des Autors entsprach oder vom Urheber unbemerkt in einen autorisierten Druck gelangte bzw. von diesem gebilligt, aber nicht vorgenommen wurde. – Übereinstimmendes Ziel beider Verfahren war die Absicht, die *Korruptelen*, d.h. die durch fehlerhaftes Abschreiben oder nicht autorisierte Nachdrucke entstandenen *Verderbnisse* des Textes zu beseitigen. Die sichere Korrektur (*Emendation*) stellte den richtigen Text wieder her; eine *Konjektur* gab eine argumentativ begründbare Vermutung über den richtigen Text an, wenn eine Stelle nicht eindeutig zu korrigieren war.

Die Ergebnisse einer so fundierten Behandlung von Texten waren beeindruckend. Der seit 1825 als Professor für deutsche und klassische Philologie an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität lehrende Karl Lachmann applizierte das altphilologische Editionsverfahren auf verschiedene Textkorpora und schaffte es – trotz der nicht unproblematischen stemmatischen Voraussetzung seiner Methode, die eine nicht-kontaminierte Überlieferung mittelalterlicher Texte annahm – wissenschaftlich verwendbare Ausgaben antiker Autoren, des Neuen Testaments und schließlich auch von Texten der neueren Literatur herzustellen. 1826 erschien seine Ausgabe *Der Nibelunge Noth mit der Klage in der ältesten Gestalt*, die in der zweiten Auflage den charakteristischen Nebentitel „Nach der ältesten Überlieferung mit bezeichnung des unechten und mit den abweichungen der gemeinen lesart“ erhielt und bis zu Karl Bartschs auf der Handschrift A beruhenden Ausgabe von 1870 ohne Konkurrenz blieb. (Im Mai 1816 hatte Lachmann seine Probevorlesung *Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth* gehalten und damit als erster Habilitand über ein altddeutsches Thema gesprochen. Mit dieser von Friedrich August Wolfs *Prolegomena ad Homerum* ausgehenden Untersuchung begann „die im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Erforschung der älteren deutschen Literatur“ (Stackmann 1979). Gemeinsam mit Georg Friedrich Benecke erstellte Lachmann 1827 eine Ausgabe des *Iwein* von Hartmann von Aue, die – insbesondere in der zweiten Auflage von 1843 – zum Vorbild der nachfolgenden germanistischen Editionsphilologie wurde; die gleichfalls 1827 veröffentlichte Edition der Gedichte Walthers von der Vogelweide berücksichtigte erstmals die gesamte handschriftliche Überlieferung und leitete die moderne Walther-Philologie ein.⁸ 1831 folgte Lachmanns *editio minor* des Neuen Testaments, an die sich eine zweibändige *editio maior* anschloss;⁹ zwischen 1838 und 1840 gab der Philologe eine 13bändige Lessing-Ausgabe heraus und setzte damit einen Maßstab für den Umgang mit neuerer Literatur. Sein Schüler und Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl Moriz Haupt (1808-1874) edierte u.a. Hartmann von Aues Erzähltexte *Erec* (1839) und *Der arme Heinrich* (1842), erklärte Ovids *Metamorphosen* (1853) und versorgte die Schüler des humanistischen Gymnasiums mit *Cornelii Taciti Germania in usum scholarum recognita* (1855). Moriz Haupt führte auch die von Lachmann begonnene Sammlung *Des Minnesangs Frühling* – eine kanonisch gewordene Auswahl von Minneliedern und Sangespruchdichtung – fort; seine 1858 publizierte Neidhart von Reuenthal-Edition ist die bis heute (wenn auch nicht unangefochten) gültige Textbasis für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem wohl erfolgreichsten Liedautor des deutschen Mittelalters.

⁸ Während Karl Lachmann für die *Iwein*-Edition die Textherstellung übernahm, fertigte Georg Friedrich Benecke den 120 Seiten langen Apparat in Form eines ausführlichen Zeilenkommentars an. 1833 veröffentlichte Benecke das *Wörterbuch zu Hartmannes Iwein*, das die Voraussetzungen für eine grundlegende Erforschung der mittelhochdeutschen Sprache und Syntax schuf.

⁹ Im deutlich markierten Unterschied zur damals gültigen, im wesentlichen auf der Ausgabe des Erasmus von Rotterdam beruhenden Ausgabe von 1516 basierenden Textgestalt des NT bestand Lachmanns Ziel darin, die älteste erreichbare Lesart herzustellen – also den Text, wie er am Ende des 4. Jahrhunderts vorhanden war. Emendationen unterließ er dabei bewusst.

Literaturgeschichte

Im Vergleich mit der philologischen Thematisierung literarischer Texte fiel die Erfolgsbilanz des seit etwa 1835 an verschiedenen Universitäten aufgenommenen Faches „deutsche Literaturgeschichte“ deutlich ungünstiger aus. Die im deutschen Sprachraum durch August Wilhelm und Friedrich Schlegel begründete geschichtliche Perspektivierung literarischer Texte brachte in den Werken des Historikers Georg Gottfried Gervinus (1805-1871), des Literatur- und Kunsthistorikers Hermann Hettner (1821-1882) und des Philosophie- und Literaturhistorikers Rudolf Haym (1821-1901) zwar anerkannte Leistungen hervor, erfuhr vorerst jedoch weder Professionalisierung noch dauerhafte Etablierung. Als ein „von der Aristokratie der zunftmäßigen Facultätsstudien“ ausgestoßenes „Pariakind“ wurde die neuere deutsche Literaturgeschichte von Hermann Hettner beschrieben: „Keine einzige philosophische Facultät kümmert sich bei dem philosophischen Doctorexamen um neuere deutsche Litteratur. Keine einzige philosophische Facultät hat eine statutenmäßige ordentliche Professur für deutsche Litteraturgeschichte.“¹⁰ Dabei offerierten die oftmals sehr umfangreichen Darstellungen eine Alternative zur philologischen Beschränkung auf beobachtbare Tatsachen. Schon die 1830 veröffentlichte *Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter* des Philosophen Karl Rosenkranz – er wurde 1833 auf den Lehrstuhl Immanuel Kants in Königsberg berufen, schrieb 1844 im Auftrag der Familie das *Leben Hegels* und legte 1853 eine bis heute grundlegende *Ästhetik des Hässlichen* vor – dokumentiert, welche Potentiale in der theoretisch angeleiteten Frage nach dem Sinn und dem Zusammenhang von Texten stecken. Ging es einer namentlich von Karl Lachmann präsentierten Wort-Philologie um die Rekonstruktion der sprachlichen Formung eines Textes, dessen Lautstand, Sprachstufe und lexikalische Besonderheit zu bestimmen war, zielte Rosenkranz’ „innere Geschichtsschreibung“ auf das „Ganze“ bzw. „die Anordnung, Eintheilung, Bewegung“ der literarischen Werke.¹¹ Deshalb stellte seine Literaturgeschichte nicht Autoren und Überlieferungslage, sondern Handlungs- und Kommunikationsformen literarischer Figuren in den Mittelpunkt. In Einzelanalysen des Nibelungenliedes, der Artusepen oder des *Parzival* eruierte er die in Texten niedergelegten Verhaltensweisen, die auf übergreifende Entwicklungen in Gesellschafts- und Gattungsgeschichte, Weltbild und Rechtsnormen bezogen wurden – und gelangte (nicht zuletzt geschult durch Hegels Ästhetik) zu eindringlichen und plausiblen Beschreibungen der mittelalterlichen Literatur, die Redeweisen ebenso ernst nahmen wie Handlungsregulative und Ordnungsmuster. Doch auf dieses Angebot einer kulturhistorisch erweiterten Erforschung der literarischen Kommunikation – ein „wissenschaftsgeschichtliches Ereignis allerersten Ranges“ (Weimar 1989, S. 306f.) – reagierten die Anwälte einer strengen Philologie mit harscher Zurückweisung. Als „dummes Zeug“ lehnte Lachmann die Darstellung zur Lyrik des Mittelalters durch Rosenkranz ab und distanzierte sich von einer philosophisch geleiteten Perspektivierung: „Mir ist ordentlich lächerlich, wie dünn und armselig diese Hegelianer werden, wenn sie über Sachen sprechen, die sie nicht in den Schraubstock ihrer Formeln nehmen können, und die sie wie unglückselige Einzelheiten ohne Zusammenhang nehmen.“¹² – Angesichts dieser Abfuhr verwundert es nicht, dass literaturhistorische Beiträge (insbesondere zu neueren Entwicklungen) vor allem die Domäne von Historikern und Philosophen sowie von außeruniversitär wirkenden Publizisten blieben. Neben Heinrich Heine (der für das französische Publikum eine Übersichtsdarstellung der deutschen Literatur und Philosophie und der „romantischen Schule“ gab) und Heinrich Laube (der 1839/40 ganze Teile von Rosenkranz’ mediävistischer Poesiegeschichte wörtlich in seine *Geschichte der deutschen Literatur* übernahm, ohne die

¹⁰ Hermann Hettner: *Die deutschen Universitäten und die deutsche Literatur*. In: Allgemeine Zeitung Augsburg Nr. 304 vom 31. Oktober 1857.

¹¹ Karl Rosenkranz: *Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter*. Halle 1830, S. IV. Auf dem Weg zu einer historisch zusammenhängenden Erzählung der deutschen Literaturgeschichte vorangegangen waren August Kobersteins *Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Literatur* (1827) und der heute vergessene *Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur* von Friedrich August Pischon (1830).

¹² Karl Lachmann an Jacob Grimm. Briefe vom 18. April 1832 und vom 24. Oktober 1829. In: Albert Leitzmann (Hrsg.): *Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann*. Jena 1927, Bd. 1, S.

Entdeckung dieses Plagiats fürchten zu müssen), trugen vor allem der Geschichtsschreiber Gervinus und die von Hegel beeinflussten Literaturhistoriker Hettner und Haym zu einer philosophisch fundierten Modernisierung der Literaturgeschichtsschreibung bei (Ansel 2003). Wie stark geschichtsphilosophische Deutungsmustern und politische Erwartungshaltungen ihre literarhistorischen Verlaufsformen prägten, dokumentiert schon Gervinus' fünfbandige *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen*, die zwischen 1835 und 1842 in Leipzig erschien. Wesentlich für dieses Werk – wie für andere Literaturgeschichten nichtphilologischer Provenienz – war der Anspruch, im Gegensatz zur bibliographischen Verzeichnung von Wissensbeständen ein genetisches Konzept zu entwickeln: Die chronologische Darstellung der historischen Entwicklung (zumeist „von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart“) realisierte sich als Entfaltung eines Zusammenhanges, der in der Literaturgeschichte einen sinnhaften Prozess mit einem Ziel entdeckt hatte. Die Abfolge von Texten und ihren Autoren wurde zu einer „Sinn-Geschichte“, als deren Subjekt die Nation auftrat (Fohrmann 1994, 584f.). Hintergrund dieser „inneren Literaturgeschichte“ war die bereits von Herder formulierte und von Friedrich Schlegel aktualisierte Vorstellung, literarische Texte eröffneten den Zugang zum „Geist der Nation“ so direkt wie keine anderen (Weimar 1988, 15). Deshalb verzichtete Gervinus' *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen* auf eine Darstellung des ästhetischen Gehalts literarischer Texte und gab statt dessen eine Analyse ihrer historischen Bezüge und Funktionen. Literatur erschien als kulturelles Medium eines nationalen Formationsprozesses; die Aneignung dieser Tradition sollte dem deutschen Bürgertum zur Ausbildung einer eigenen Identität verhelfen. Um die Nähe der Literatur zum Leben der Nation herauszustellen, suchte Gervinus das „viele kleine Strauchwerk“ der Volksdichtung stärker zur Geltung zu bringen und literarischen Produktionen die Aura der Hochkultur zu nehmen. Wie massiv geschichtsphilosophische Annahmen die Modellierung prägten, zeigt vor allem seine Auffassung vom Ende der Literatur in der Gegenwart: Als Ersatz politischer Emanzipation habe Literatur nun ihren Zweck, die Heranbildung der Nation zur Vorstellung politischer Freiheit, erfüllt und müsse in eine durch praktisches Handeln herbeigeführte Emanzipationsbewegung des deutschen Bürgertums münden. – Als Synthese der intensiv rezipierten Philosophien Hegels und Feuerbachs trat auch Hermann Hettners sechsbändiges Hauptwerk *Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts* (Braunschweig 1856-70) in Erscheinung. Deren vierbändiger Hauptteil *Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert* wurde zwar noch zu Lebzeiten des Autors mehrfach revidiert; dennoch wirkt diese „Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen“ aufgrund ihrer übergreifenden geistesgeschichtlichen Perspektive bis in die Gegenwart: Die Deutung der Aufklärung als literarische und philosophische Ideenbewegung in der Nachfolge von Reformation und Renaissance, die zugleich den Rahmen für Sturm und Drang und Weimarer Klassik bildete, fixierte ein noch heute geläufiges Periodisierungsschema. Und auch wenn sich viele Passagen als keine originalen Leistungen Hettners erwiesen und (wie etwa die von Schiller und den Frühromantikern übernommene Verzeichnung Wielands) überholt sind, ist zur Darstellung des Gesamtzusammenhangs und der zeitlichen Markierung des Aufklärungszeitalters seitdem nichts grundlegend Neues oder ganz Abweichendes hinzugekommen. – Der seit 1860 als Professor für Literaturgeschichte in Halle lehrende Rudolf Haym wurde vor allem für seine umfänglichen Monographien *Herder nach seinem Leben und seinen Werken* (2 Bde., 1877-85) und *Die Romantische Schule* (1870) berühmt. Seine Darstellung der romantischen Bewegung blieb bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts von Bedeutung, prägte sie doch die Phaseneinteilung der Romantik und ihre Beurteilung, vor allem die höhere Wertschätzung der frühen gegenüber der späteren Romantik.

Doch wie erwähnt: Als primäre Form eines wissenschaftlich professionalisierten Umgangs mit literarischen Texten setzte sich ihre philologisch-kritische Behandlung durch. Deren Vertreter beharrten auf dem Anspruch, durch Ermittlung und Benennung beobachtbarer Tatsachen die Daseinsberechtigung ihrer noch jungen Disziplin unter Beweis zu stellen. Primärer Gegenstand blieben jene Texteeigenschaften, die sich als faktisch beschreib- und rekonstruierbar erwiesen: Sprache, Metrik, Überlieferung. Eben deshalb galt die vorrangige Aufmerksamkeit der lautlichen und lexikalischen Form alt- und mittelhochdeutscher Texte, die hinsichtlich ihrer metrischen Gestalt, ihrer

Stilform und Motivübernahme analysiert sowie unter Berücksichtigung ihrer Genese wie ihrer handschriftlichen Distribution verglichen wurden. In der Beschränkung auf empirisch ermittelbaren Daten fand die deutsche Philologie ihren Weg in das sich ausdifferenzierende Hochschulsystem. Bis zum Ende der 1860er Jahre hatten nahezu alle Universitäten des deutschen Sprachraums ein Ordinariat für deutsche Sprache und Literatur eingerichtet; an einigen Hochschulen erhielt die deutsche Philologie sogar Doppelvertretungen (Meves 1994, 190-192). Philologisch orientiert war auch die Beschäftigung mit englischsprachiger Literatur und Texten der Romania, die sich in dieser Zeit institutionell etablierte. Die Errichtung der ersten Lehrstühle für Anglistik seit 1872 markiert den „Beginn der eigentlichen Geschichte als Fach“ (Finkenstaedt 1983, 4; dazu auch Christmann 1985, 23f., Haenicke 1979). Ihren Erfolg verdankten die universitär formierten Philologen nicht zuletzt jenen Arbeitsformen und -feldern, die eine wissenschaftlich professionalisierte Tätigkeit auf Dauer stellten: Neben der disziplinären Gemeinschaft von Experten, die sich von sammelnden Liebhabern und Amateurforschern durch spezialisierte Problemstellungen und homogenisierte Kommunikation unterschieden, entwickelten sie eine Ethik, die als „Andacht zum Unbedeutenden“ – zunächst pejorativ gegen die Pedanterie der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm gewendet – zur Formel für das wissenschaftliche Selbstverständnis nicht nur von Germanisten avancieren sollte (Kolk 1989, Kolk 1990, auch Kany 1987). Fachwissenschaftliche Publikationsorganen trugen zur Spezialisierung und weiteren Differenzierung bei: 1841 begründete Moriz Haupt die *Zeitschrift für deutsches Altertum*, die als ihre Gegenstände „die literatur, die sprache, die sitten, die rechtsalterthümer“ benannte und diese „wißenschaftlich“ behandelt wissen wollte; sie existiert noch heute und stellt so das älteste Periodikum der deutschen Literaturwissenschaft dar. Herausgeber Haupt bezeichnet „jede neue beobachtung“ als „willkommen“; zugleich soll die „betrachtung grammatischer dinge bis in das genaueste und feinste“ getrieben werden.¹³ Der in Wien wirkende Franz Pfeiffer gab seit 1856 die „Zeitschrift für deutsche Altertumskunde“ *Germania* heraus, die im erklärten Gegensatz zur Textkritik der Lachmann-Schule keinen „Schwall ungenießbarer Lesarten“ bringen wollte, sondern die „schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in commentierten, mit allen zum Verständnis dienenden Mitteln versehenen Ausgaben“.

1. 3. 2 „Moderne Literaturgeschichte“ am Seminar für deutsche Philologie

Als Ende der 1860er Jahre nahezu alle Universitäten ordentliche Professuren für deutsche Sprache und Literatur eingerichtet hatten, war die Philologie als akademisch institutionalisierte Form des Umgangs mit literarischen Texten etabliert. Ihr personaler Repräsentant war der Lehrstuhlinhaber, dessen Pflicht als *Ordinarius publicus* darin bestand, jede Woche eine öffentliche und unentgeltliche Vorlesung über sein Fach zu halten; neben ihm wirkten der planmäßige (d.h. besoldete) Extraordinarius und Privatdozenten. Ihre akademische Qualifikation erfolgte durch die Promotion – die zum Führen des Dokortitels berechtigte – sowie durch die Habilitation, mit der man die *venia legendi* und also das Recht erwarb, Vorlesungen in einem definierten Fachgebiet zu halten. Da die Verleihung der *venia legendi* durch die Fakultäten vollzogen wurde, lag ein wesentliches Element der Wissenschaftsentwicklung in den Händen der autonom entscheidenden Universitätsangehörigen. Studierende der deutschen Philologie besuchten die Lektionen und Übungen jedoch nicht, um sich auf Tätigkeiten im Schuldienst vorzubereiten – bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Klassische Philologie die Ausbildung von Gymnasiallehrern monopolisiert. In der schulischen Praxis war es die Regel, dass der Lehrer für die alten Sprachen das Fach Deutsch ohne besondere nationalphilologische Qualifikation mitteilte. Der ausgebildete Kandidat des höheren Lehramts, der als „Philologe“ bezeichnet wurde, galt als kompetent auch für die Muttersprache und übertrug die zentralen Themen des altsprachlichen Unterrichts (Grammatik, Rhetorik, Poetik) auf den Deutschunterricht, auf den ohnehin

¹³ Moriz Haupt: Vorwort zur *Zeitschrift für deutsches Altertum*. In: Johannes Janota (Hrsg.): *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870*. Tübingen 1980 (= Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III), S. 212-215, hier S. 214f.

nur zwei Wochenstunden entfielen, während für Latein 14 und für Griechisch 6 Wochenstunden vorgesehen waren.¹⁴ Diese Dominanz der Klassischen Philologie stieß bei Germanisten und Vertretern der sich ausbildenden Neuphilologien nur selten auf Kritik. Im Gegenteil: Die Überzeugung, dass humanistische Bildung und wissenschaftliche Kompetenz nur durch das Studium der alten Sprachen zu erwerben seien, blieb unangefochten und wurde auch von führenden Vertretern der deutschen Philologie nicht in Frage gestellt: „Es ist durchaus nicht wünschenswert, dass der Studierende schon auf der Universität die deutsche Philologie zu einem Hauptstudium mache. Ohne die philologische Vorbildung an den alten Sprachen ist die Beschäftigung mit dem sogenannten Mittelalter, mit den neuern Sprachen und Literaturen nichts; sie bleiben ohne den Gegensatz des klassischen Alterthums und ohne die Möglichkeit der Vergleichung in den allerwesentlichsten Punkten unverständlich.“¹⁵

Das so zementierte Bildungsmonopol der Klassischen Philologie ließ in der Universitätsgermanistik nur wenig bzw. kein Interesse an einer Orientierung auf das Erziehungssystem als Leistungsempfänger entstehen. Erst mit den Veränderungen des Bildungssystems und der Aufwertung der „neueren Sprachen“ wie der „Realien“ erfolgte eine (langsame) Umstellung der universitären Beschäftigung mit deutschen Texten – was sich nicht zuletzt in der Einrichtung und der Binnendifferenzierung von Seminaren niederschlug. Diese „Pflanzstätten“ bildeten seit der ersten, 1858 in Rostock erfolgten Gründung einen wesentlichen Garant für den intensivierten und modernisierten Umgang mit Literatur. Wie sich die universitäre Lehre in ihnen gestaltete und intern differenzierte, dokumentiert der Bericht von Wilhelm Scherer (1841-1886) über das von ihm begründete Seminar für deutsche Philologie an der Universität Straßburg: „Während des ersten Semesters meiner hiesigen Wirksamkeit (Winter 1872/73) bestand das Seminar nur in den wöchentlich zweistündigen Übungen die ich angekündigt hatte und deren Zweck die sichere Einübung der gothischen und althochdeutschen Grammatik war, die ich in parallelgehenden Vorlesungen behandelte. Es hatten sich 14 Theilnehmer gemeldet, ebenso viele als die genannte Vorlesung hörten, und Fleiß und Betheiligung war so groß, daß ich von Neujahr ab für 6-8 Vorgeschrundene noch besondere Übungen veranstaltete, in denen Gothisch und Altsächsisch getrieben wurde. Im Laufe des Sommersemesters 1873 konnte bereits das Seminarlocal im Schlosse benutzt werden und eine kleine Bibliothek bot das dringendste dar für das Studium und die Vorbereitung zu den Übungen. In diesem Semester versuchte ich auch zuerst die Einrichtung zweier Abtheilungen des Seminares, wovon die eine der altdeutschen, die andere der modernen deutschen Philologie gewidmet war. In jener wurde (zweistündig) der arme Heinrich von Hartmann von Aue gelesen und interpretirt zum Behufe der Einübung mittelhochdeutscher Grammatik und mittelhochdeutschen Wortgebrauchs [...]“¹⁶

Die dominierenden Arbeitsfelder und –formen im Umgang mit Texten sind hier klar benannt. Sichere Kenntnis des sprachlichen Regelsystems bildete das Fundament einer darauf aufbauenden „Interpretation“. Diese widmete sich Texten, die mit den Instrumentarien einer an der klassischen Philologie geschulten Analysemethode zu behandeln waren und deren kritische Untersuchung zu tieferem Verständnis von Sprach- und Wortgebrauch führen sollten. Wesentliche Vermittlungsformen blieben (dem Vorbild der klassischen Philologie entsprechend) Vorlesung und Übung. – Folgte das Straßburger Seminar in dieser Hinsicht bereits vorhandenen universitären Einrichtungen, bildete die hier durch Wilhelm Scherer begonnene Beschäftigung mit der neuhochdeutschen Literatur ein Novum. Der Seminargründer, der die „moderne Abtheilung des Seminares“ als „Quelle steigenden Genusses“ und „Mittelpunct des anregendsten Studiums für mich und die besten meiner Zuhörer“ bezeichnete, markierte selbst den besonderen Status des hier geprobten Umgangs mit der literarischen Überlieferung: „Die moderne Litteraturgeschichte wird nirgends wie hier streng wissenschaftlich in besonderen Übungen getrieben. Ich halte

¹⁴ Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie und Erziehungssystem. In: J. Fohrmann, W. Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1994, S. 669-741, hier S. 699.

¹⁵ Karl Müllenhoff: Die deutsche Philologie und die höhere Schulbildung. In: *Deutsche Vierteljahrs Schrift* 4 (1851), S. 253.

¹⁶ Wilhelm Scherer: Bericht über das Seminar für deutsche Philologie in Straßburg während der drei ersten Semester seines Bestehens (25. Mai 1874). In: Mirko Nottscheid, Hans-Harald Müller (Hrsg.): *Wilhelm Scherer. Briefe und Dokumente aus den Jahren 1853 bis 1886*. Göttingen 2005 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte Bd. 5), S. 377-381, hier S. 377f..

dieselbe nur eine Stunde wöchentlich ab, aber die Zeit reicht vollkommen aus, denn an die eigene Arbeit der Teilnehmer werden hier größere Anforderungen gestellt als in den altdeutschen Übungen. Während in den letzteren Texte interpretirt und den Einzelnen die Vorbereitung nur auf je eine Stunde zugemuthet wird, mußte in den modernen Übungen bisher noch stets gründliche eingehende und ausgebreitete Forschung verlangt werden. Im Sommersemester 1873 haben wir uns mit Lessing beschäftigt. Lessings Jugend im äußeren Umriß machte den Gegenstand des ersten Vortrages aus, dann kamen Lessings Verhältnis zur Anakreontik, Lessings Verhältnis zu Gellert in der poetischen Erzählung, die Entstehungsgeschichte des Laokoon, endlich Lessings Fabeln in Bezug auf ihren moralischen Gehalt zur Sprache. [...] In den starken Anforderungen, welche bisher an die Teilnehmer gestellt werden mußten, erblicke ich eine Übelstand, dessen Hebung ich mir ernstlich angelegen sein lasse. Ich hoffe, später auch auf diesem Gebiete zur Interpretation von Texten übergehen zu können. Dies wird aber erst dann der Fall sein, wenn die Seminarbibliothek reicher mit Werken der neueren deutschen Literatur versehen sein wird. Eine streng wissenschaftliche Interpretation Goethescher Gedichte z.B. setzt das Vorhandensein einer vollständigen Goethebibliothek voraus, wie sie weder die Universitäts- noch die Seminarbibliothek bis jetzt besitzt.“¹⁷

Damit fixierte Wilhelm Scherer – der vier Semester deutsche Philologie sowie indogermanische Sprachwissenschaft in Wien studiert hatte und 1860 nach Berlin gegangen war, um bei Moriz Haupt und Karl Müllenhoff „die Methode“ zu lernen¹⁸ – zentrale Innovationen in Gegenstandsbereich und Verfahren der Literaturforschung. Im Zentrum der „streng wissenschaftlich“ getriebenen „modernen Litteraturgeschichte“ standen die Leistungen bedeutsamer neuhochdeutscher Autoren, die in ihrer biographischen Entwicklung wie in ihren Beziehungen zur literarisch-kulturellen Tradition beschrieben und erklärt werden sollten. Voraussetzung dafür war ein umfangreiches und möglichst lückenloses Wissen über Texte sowie über Text-Kontext-Beziehungen. Sowohl für die Bereitstellung eines materialen Wissens wie für die Schaffung von Verfahren für einen regelgeleiteten Umgang mit der neueren Literatur versprach der damals 32jährige Scherer zu sorgen. Als er 1886 erst 45jährig nach unermüdlichem Wirken starb – seit 1877 erster ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, an der er die Weichenstellungen für das 1887 eröffnete Germanische Seminar vornahm – hatte er dieses Versprechen partiell eingelöst. Mit seinem Lehrer Karl Müllenhoff hatte er schon 1864 *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. - XII Jahrhundert* herausgegeben und eine Reihe von historischen Arbeiten über die Literatur des Mittelalters und der Reformationszeit verfasst, als er sich auf die Goethe-Forschung zu konzentrieren begann und 1883 schließlich den Versuch unternahm, die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zu Goethes Tod darzustellen. In dieser weitverbreiteten, im 20. Jahrhundert durch Oskar Walzel mehrfach ergänzten *Geschichte der deutschen Literatur* gab Scherer nicht nur die Muster einer öffentlichkeitswirksamen Literaturhistoriographie vor,¹⁹ sondern fixierte auch seine Theorie von einer Periodizität literarischer „Blütezeiten“, mit der er das Grundgesetz der deutschen literarischen Entwicklung gefunden zu haben glaubte. (Aus der zeitlichen Differenz zwischen dem Höhepunkt höfischer Dichtung um 1200 und Weimarer Klassik um 1800 schloss Scherer auf eine 600jährige Periodizität literarischer „Blütezeiten“ und behauptete deshalb einen ersten Höhepunkt germanischer Literatur in der Zeit um 600 – obwohl er als Beweis dafür nur das altenglische *Beowulf*-Epos angeben konnte, das heute auf ungefähr 800 datiert wird. Als „natürliche“ Ursachen dieser Wellenbewegung nahm er einen 300jährigen Zyklus zunehmender bzw. abnehmender Geisteskräfte des deutschen Volkes an; gleichsam eine „gesetzmäßige“ Erschlaffung nach Perioden höchster poetischer Entfaltung. Obwohl er

¹⁷ Ebenda, S. 378f.

¹⁸ Wilhelm Scherer an Ludwig Speidel. Brief vom 27. Mai 1880. Hier zitiert nach Hans-Harald Müller: Wilhelm Scherer. In: Christoph König, Hans-Harald Müller, Werner Röcke (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Berlin, New York 2000, S. 80-94, hier S. 83.

¹⁹ Bis zu Scherers Tod 1886 erschienen drei Auflagen; in der von Oskar Walzel ergänzten und modernisierten Form wurde es zwischen 1917 und 1928 viermal aufgelegt und nach Walzels Angaben in etwa 29.000 Exemplaren verkauft; vgl. Oskar Walzel: *Wachstum und Wandel. Lebenserinnerungen aus dem Nachlaß*. Hrsg. von Carl Enders. Berlin 1956, S. 183.

selbst eingestehen musste, „von den Feinden nur Spott, von den Freunden keine entschiedene Beistimmung geerntet zu haben“, war er von ihrer Gültigkeit überzeugt, da sie „deductiv aus dem Wesen der Vererbung und des Geschlechtsverhältnisses zu begründen und für die Beurtheilung aller menschlichen Entwicklung als ein Leitfadens zu benützen“ sei.²⁰) In seiner 1868 vorgelegten Arbeit *Zur Geschichte der deutschen Sprache* lieferte er wichtige Beiträge zur Sprachwissenschaft und bestimmte die „sorgfältige Beobachtung und Fixierung“ der „historischen Gesetze“ als Ziel jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit kulturellen Phänomenen.²¹ Seine postum durch Richard Moritz Meyer herausgegebene *Poetik* unternahm einen Versuch zur Begründung der Literaturforschung auf sozial- bzw. kulturhistorischer Basis und bezog in Überlegungen zum „litterarischen Verkehr“ auch die Distribution und Konsumtion von Texten in die Beobachtung ein. Zugleich stellte er der Philologie übergreifende Bildungsaufgaben (die bis zu einem „System der nationalen Ethik“ führen sollten) und bemühte sich durch Beiträge in Zeitungen bzw. Zeitschriften um eine Popularisierung der expandierenden Literaturforschung. Vor allem aber wirkte Scherer als Wissenschaftsorganisator wie als Lehrer und Förderer von Philologen, die zahlreiche Lehrstühle an Hochschulen im deutschen Sprachraum besetzen sollten. Sein Schüler Erich Schmidt (1853-1913) war bereits im Alter von 27 Jahren Ordinarius in Wien und 1885 Direktor des Goethe-Archivs in Weimar, bevor er 1887 als Nachfolger Scherers nach Berlin ging, wo er Rektor der Universität bei deren Hundertjahrfeier und 1906 Präsident der Goethe-Gesellschaft wurde. Jakob Minor (1855-1912) arbeitete 1878/79 bei Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer in Berlin, um 1888 Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur in Wien zu werden und hier bis zu seinem Tode überaus ertragreich zu wirken. Konrad Burdach (1859-1936), der sich während seines Berliner Studiums an Müllenhoff und Scherer anschloss, wurde von seinem Ordinariat in Halle 1902 auf eine der drei kaiserlichen Stiftungsprofessuren der Preußischen Akademie der Wissenschaften berufen. (Die Bedeutung dieser allein der Forschung zugedachten Stelle wird klarer, wenn man sich an die Inhaber der beiden anderen Stellen erinnert: Jakob van't Hoff und Albert Einstein.) Anton Emanuel Schönbach (1848-1911) habilitierte sich 1872 bei Scherer und wurde 1873 zum Direktor des Seminars für Deutsche Philologie an der Universität Graz ernannt, des ersten in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch Richard Maria Werner (1854-1913), seit 1879 Vorsteher der „neueren Abteilung“ des Grazer Seminars und seit 1886 ordentlicher Ordinarius an der Universität Lemberg, hatte bei Scherer in Straßburg und Berlin studiert. – Möglich wurde dieser erfolgreiche Personalpolitik durch Scherers dichte Vernetzung in einer sich ausweitenden Wissenschaftslandschaft: Mit Karl Müllenhoff und Elias von Steinmeyer gab er die *Zeitschrift für deutsches Alterthum* heraus (und sorgte für die Erweiterung des Namens um die noch heute gültige Angabe *und für deutsche Literatur*); mit dem Straßburger Anglisten Bernhard ten Brink begründete er die Schriftenreihe *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker* (die noch heute im Verlag Walter de Gruyter erscheint). Er projektierte die von der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar in Auftrag gegebene und seit 1887 erscheinende „Weimarer Ausgabe“ der Werke Goethes, verwaltete nach der lang erwarteten und zum Jahrhundertereignis stilisierten Öffnung des Goethe-Nachlasses den Umgang mit diesen Quellen und eroberte seinem auch damit betrauten Schülerkreis eine nicht zu unterschätzende Machtposition innerhalb der Germanistik.

Scherers Hinweise auf die „Universalität erfahrungsmäßiger Betrachtung“²² wurden von der nachfolgenden Wissenschaftsentwicklung jedoch zumeist ebenso übersehen wie seine poetologischen Differenzierungen, die im Begriff des „lyrischen Ich“ noch immer subkutan präsent sind oder mit der Unterscheidung zwischen direkter und

²⁰ Wilhelm Scherer: Die Epochen der deutschen Literaturgeschichte. In: W. Scherer: *Kleine Schriften*. Bd. 1: *Kleine Schriften zur altdutschen Philologie*. Hrsg. von Konrad Burdach und Erich Schmidt. Berlin 1893, S. 672-675, hier S. 675.

²¹ Wilhelm Scherer: *Zur Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin 1868, S. 121.

²² Wilhelm Scherer: Die neue Generation. In: W. Scherer: *Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich*. Berlin 1874, S. 410.

indirekter Figurencharakterisierung spätere Entwicklungen in der Narratologie vorwegnahmen.²³ Die wissenschaftshistorisch fatale Ignoranz ist vor allem dem Ausbleiben einer stringent formulierten Wissenschaftstheorie sowie der konzeptionell und methodisch heterogenen, allein in ihrer Ablehnung der Scherer-Schule geeinten Literaturforschung der sog. Geistesgeschichte zuzurechnen. Denn diese sich seit etwa 1910 formierende Bewegung eines neuen Umgangs mit der literarischen Überlieferung positionierte sich in der wissenschaftlichen wie in der kulturellen Öffentlichkeit mit Erfolg, indem sie den literaturtheoretischen wie den literarhistoriographischen Innovationen Scherers wie den Leistungen seiner Nachfolger den Stempel des „Positivismus“ aufdrückte. Dabei war schon den Zeitgenossen unklar, worum es sich bei dem vielfach zur Stigmatisierung gebrauchten Begriff eigentlich handelte. Für Wilhelm Scherer – aber auch für den mit ihm befreundeten Philosophen Wilhelm Dilthey, den Sprachwissenschaftler Hermann Paul, den Historiker Karl Lamprecht oder die Völkerpsychologen Moritz Lazarus und Heymann Steinthal – bestand die spezifische Wissenschaftlichkeit des eigenen Tuns in einer durchgehenden *empirischen Fundierung*, die durch *historische* und *vergleichende* Beobachtung von Phänomenen die Muster und Gesetzmäßigkeiten ihrer Entstehung und Wirkung ermittelte. Die moderne empirische Poetik sollte, so Scherer, den normativ-präskriptiven Poetiken des Idealismus gegenüberstehen „wie die historische und vergleichende Grammatik seit J. Grimm der gesetzgebenden Grammatik vor J. Grimm gegenübersteht“.²⁴ Um dieses Ziel zu erreichen und auf Basis beobachtbarer „Gleichförmigkeiten der menschlichen Lebenserscheinungen“ eine kausale Erklärung kultureller Phänomene geben zu können, schlug Scherer die von der Sprachwissenschaft seiner Zeit entwickelte Methode der „wechselseitigen Erhellung“ vor. Ausgangspunkt dieses Verfahrens war die Einsicht in die Regelmäßigkeit von Entwicklungsprozessen, die zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Sprachen abliefen. Unterstellte man die generellen Gleichförmigkeit dieser Abläufe, dann erlaubte die Kenntnis von zeitlich jüngeren und vollständig dokumentierten Entwicklungen, die in fernerer Vergangenheit vor sich gegangenen und nur lückenhaft überlieferten Vorgänge durch Analogiebildung zu rekonstruieren. Umgekehrt konnte die Kenntnis früherer Abläufe das Verständnis gegenwärtiger und noch unabgeschlossener Prozesse befördern. Letztes Ziel dieser Methode war die Einsicht in kausale Zusammenhänge: „Wir hoffen durch die wechselseitige Beleuchtung vielleicht räumlich und zeitlich weitgetrennter, aber wesensgleicher Begebenheiten und Vorgänge sowohl die großen Prozesse der Völkergeschichte als auch die geistigen Wandlungen der Privatexistenzen aus dem bisherigen Dunkel unbegreiflicher Entwicklung mehr und mehr an die Tageshelle des offenen Spieles von Ursache und Wirkung erheben zu können“.²⁵ Die postum veröffentlichten Poetik-Vorlesungen wenden dieses Verfahren auf eine komparatistische Literaturforschung an: „Das vergleichende Verfahren verbindet sich naturgemäß mit der *Methode der wechselseitigen Erhellung*, welche z.B. in der Sprachwissenschaft fruchtbar angewandt worden ist. Das Deutliche, Vollständige, besser Bekannte dient zur Erläuterung des Undeutlichen, Unvollständigen, weniger Bekannten; namentlich die Gegenwart zur Erläuterung der Vergangenheit. Es dienen ferner, und dies ist ein wichtiges Element, die einfachen Erscheinungen, welche die Poesie der Naturvölker noch in der Gegenwart lebendig bewahrt, zur Erkenntniß und Erläuterung der älteren Stufen, über welche die Poesie der Culturvölker zur Höhe gelangte.“²⁶

Trotz zahlreicher grundlegender Beiträge zu Sprachwissenschaft, Mediävistik und neuerer deutscher Literaturgeschichte hinterließ Wilhelm Scherer keine zusammenhängende Formulierung seiner wissenschaftstheoretischen und methodologischen Prinzipien. Auch die Mehrzahl seiner Schüler, die er mit großem

²³ Vgl. die Hinweise auf Scherer in Matías Martínez: Das ‚lyrische Ich‘. Verteidigung eines umstrittenen Begriffs. In: Heinrich Detering (Hrsg.): *Autorschaft. Positionen und Revisionen*. Stuttgart, Weimar 2001, S. 376-389, hier S. 383; zur von ihm durchgängig vollzogenen Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Figurencharakterisierung siehe Fotis Jannidis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin, New York 2004 (= Narratologia 3), S. 209.

²⁴ Wilhelm Scherer: *Poetik*. Mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsgeschichte hrsg. von Gunter Reiß. Tübingen 1977 (= Deutsche Texte 44), S. 50.

²⁵ Wilhelm Scherer: *Zur Geschichte der deutschen Sprache*, S. 121.

²⁶ Wilhelm Scherer: *Poetik*, S. 67.

organisatorischen Geschick auf Lehrstühle in Deutschland, Österreich und in der Schweiz zu platzieren wusste, war sich über sein kognitives Vermächtnis nicht einig. Das Fehlen eines diskursiv gesicherten Fundaments für die sich rasch ausweitende Beschäftigung (insbesondere mit neuerer Literatur) sollte Folgen haben. Da es in der wissenschaftlichen Bearbeitung der literarischen Überlieferung nicht mehr genügte, sich auf eine wie auch immer bestimmte „Methode“ zu berufen, wuchs das Interesse an Reflexions- und Begründungstheorien, die man aus anderen text- und zeicheninterpretierenden Disziplinen importierte. Die ihrer *Funktion* inzwischen gewisse Disziplin begann zugleich, *Leistungen* für andere Bereiche der Gesellschaft wahrzunehmen. Denn spätestens seitdem 1890 eine Korrektur der preußischen Bildungspolitik eingeleitet wurde, die das Realschulwesen aufwertete und dem humanistischen Gymnasium das Privileg nahm, den Zugang zu den Universitäten zu ermöglichen, avancierte *Nationalbildung* zum Schlagwort für den Ausgleich zwischen humanistischem Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule. Die Modernisierung des höheren Schulwesens führte allmählich auch zu einem Bedeutungszuwachs der deutschen Philologie an den Universitäten – bildete sie doch die Lehrer aus, die den gymnasialen Deutschunterricht durchzuführen hatten. Ergebnis dieser vielschichtigen Problemlage waren Versuche zur Begründung einer über Philologie und Literaturgeschichtsschreibung hinausgehenden „Literaturwissenschaft“, die weitreichende Weichenstellungen vornahm: Zum einen orientierten sich die neuen, auch im Namen als „wissenschaftlich“ kenntlich gemachten Textumgangsformen an Grundlagenwissen und Kompetenzen anderer Disziplinen (und richteten sich in den 1890er Jahren auf die gerade institutionalisierte experimentelle Psychologie, ehe sie im Jahrzehnt nach 1900 auf Konzepte aus der Philosophie umstellen sollten). Zum anderen übernahmen die neuen Programme die aus der philosophischen Wissenschaftsklassifikation stammende Differenzierung zwischen Natur- und Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, welche die Bedingungen für Akzeptanz und Plausibilität geisteswissenschaftlicher Wissensansprüche radikal veränderte.

Die Begründung der „Literatur-Wissenschaft“

Ausgangsbedingung für die in den 1870er und 1880er Jahren begonnene und in den 1890er Jahren intensiviertere Begründung eines „wissenschaftlichen“ Umgangs mit Literatur war die sich ausweitende Beschäftigung mit Texten im Zeichen von Differenzierung *und* Integration: Aus einer spezialisierten Philologie, die sich den nicht mehr gesprochenen Varianten germanischer Sprachen und ihrer Literatur gewidmet hatte, war im Zuge der Fusion mit der von Historikern und Philosophen betriebenen Erforschung der neuhochdeutschen Literatur eine philologische Gesamtwissenschaft entstanden, die seit den 1860er Jahren auch „Germanistik“ hieß und eigene Institute bzw. Seminare erhielt. Die Verbindung von deutscher Philologie und ästhetisch bzw. ideenhistorisch interessierter Literaturgeschichtsschreibung reagierte jedoch weniger auf eine staatliche Bildungspolitik, die eine disziplinäre Einheit für die Ausbildung von Deutschlehrern benötigte, als vielmehr auf Veränderungen im kulturellen Haushalt einer sich (nach der Reichsgründung von 1871 auch politisch erfolgreich) konstituierenden Nation. Das expandierende Presse- und Zeitungswesen beobachtete im Feuilleton eine wachsende Vielfalt kultureller Gegenstände (vor allem Literatur, Musik, Theateraufführungen) und bot nicht nur den Absolventen textbezogener Studiengänge, sondern auch akademischen Spezialisten eine Plattform publizistischer Tätigkeit. Kein geringerer als der erste ordentliche Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität veröffentlichte Kapitel aus seiner *Geschichte der deutschen Literatur* zwischen 1880 und 1883 in der Wiener Zeitung *Neue Freie Presse* im Vorabdruck; auch sein Schüler und Nachfolger Erich Schmidt pflegte Kontakte mit zeitgenössischen Schriftstellern und trat für zunächst umstrittene Autoren wie Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind ein. (Diese persönliche Nähe zu zeitgenössischen Schriftstellern hatte zugleich Folgen für die wissenschaftlich-kritische Tätigkeit Erich Schmidts: In seinen *Charakteristiken*, deren erster Band 1886 erschien, dokumentierten die Darstellungen von Theodor Fontane und Gustav Freytag, Gottfried Keller und Theodor Storm das neuartige Bemühen, auch die Gegenwartsliteratur in die Beobachtung einzubeziehen. Unter den insgesamt 96 Doktoranden,

die Erich Schmidt während seiner Zeit als Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität betreute, befanden sich neben später prominenten Literaturforschern wie Friedrich Gundolf, Harry Maync, Julius Petersen und Franz Schultz auch wichtige Kulturschaffende wie Arthur Eloesser, Monty Jacobs, Ludwig Marcuse oder Alfred Kerr). – Veränderungen im kulturellen Raum ergaben sich zudem aus technischen Erfindungen. Die Entwicklung der Rollenrotationsmaschine 1865 und der billigen Broschur-Bindung ermöglichte hohe Auflagen für eine Buchproduktion, die – insbesondere nach dem Auslaufen der Urheberrechts-Schutzfristen aller vor 1837 verstorbenen Autoren im „Klassikerjahr“ 1867 – zur explosionsartigen Vermehrung preiswerter Ausgaben bedeutsamer deutscher Autoren führte: Die „Nationalbibliothek sämtlicher deutscher Classiker“, mit enormem Kapitaleaufwand und bemerkenswertem Bemühen um korrekte Texte im Berliner Verlag von Gustav Hempel hergestellt und zum Preise von zweieinhalb Groschen pro Lieferung verkauft, hatte eine Startauflage von 150.000 Exemplaren; die programmatische erste Nummer von Philipp Reclams Universalbibliothek, Goethes *Faust*, erreichte in wenigen Monaten eine Auflage von 20.000 Exemplaren.

Zunehmende Zirkulation kultureller Güter und deren intensiviertere Beobachtung in einer sich diversifizierenden Öffentlichkeit bildeten also die externen Bedingungen für einen Bedeutungszuwachs des universitär professionalisierten Umgangs mit deutscher Literatur, der sich in den Gründungsdaten der Seminare für deutsche bzw. germanische Philologie an den Universitäten auf dem Gebiet des Deutschen Reiches ablesen lässt. 1858 wurde in Rostock das erste Germanische Seminar gegründet; 1872 folgten Tübingen und Straßburg, 1873 Heidelberg, Würzburg und Leipzig, 1874 Freiburg, 1875 Kiel und Halle, 1876 Marburg und Greifswald, 1877 Breslau, 1881 Jena, 1883 Erlangen, 1887 Berlin und Königsberg, 1888 Bonn, 1889 Göttingen und Gießen, 1892 München und schließlich 1895 Münster (Meves 1987, 72f.).

Innerhalb der durch Seminar-Gründungen institutionell arrivierten Germanistik hatten schon bald Prozesse der Differenzierung und Separation eingesetzt. Eine signifikante Sezession erfolgte im Zuge einer Gegenstandserweiterung: Mit der Behandlung neuhochdeutscher Texte trennte sich eine „neuere“ von einer auf das Studium der germanischen Sprachen und deren Literatur konzentrierten „älteren Abteilung“. Während in der germanistischen Mediävistik die Einheit von Sprach- und Literaturforschung (noch) gewahrt blieb, konzentrierte sich die neuere deutsche Philologie auf die seit der frühen Neuzeit entstandenen literarischen Werke und bearbeitete sie mit dem bewährten, den aktuellen Gegebenheiten angepassten Instrumentarien der Philologie: Textkritik, Quellen- und Einflussforschung, Biographik. Davon profitierte in erster Linie die Überlieferungssicherung. Karl Goedeke (1814-1887) erstellte nach einem „aus den Quellen“ geschöpften *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* – der als bio-bibliographisches Kompendium von der Preußischen bzw. der Deutschen Akademie der Wissenschaften bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts fortgesetzt wurde – zwischen 1867 und 1876 die erste historisch-kritische Ausgabe der Schriften Friedrich Schillers. Bernhard Suphan (1845-1911) legte mit seiner zwischen 1877 und 1913 erschienenen und bis heute unersetzten historisch-kritischen Herder-Ausgabe die Grundlage für eine quellenbezogene Herder-Renaissance seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Zu einem besonders intensiv bearbeiteten Gegenstand der neueren Literaturforschung aber stieg ein Autor auf, der aufgrund der ästhetischen Faktur seiner Texte wie durch eine nahezu ideale Quellenlage (in Form autobiographischer Schriften und Selbstkommentare, einer Werkausgabe letzter Hand und eines seit 1886 zugänglichen Archivs) für textkritische wie für biographische und werkgeschichtliche Explorationen besonders gut geeignet war: Die wissenschaftlich spezialisierte Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur etablierte sich – insbesondere nach der lange verwehrt und spannungsvoll erwarteten Öffnung des Weimarer Archivs – als „Goethe-Philologie“, konnte sich doch gerade auf diesem prestigeträchtigen und von der kulturellen Öffentlichkeit aufmerksam beobachteten Feld ein akademischer Zugang von den Bemühungen einer nicht-institutionalisierten Forschung unterscheiden. Den Terminus „Goethe-Philologie“ hatte Karl Gutzkow schon 1861 geprägt und zunächst eher unfreundlich gemeint (Mandelkow 1980, 156; vgl. Kruckis 1989; Kruckis 1994, 451-493). Vor allem im Umgang mit diesem Autor ließen sich Akribie und Entsagungsbereitschaft sowie professionelle Kompetenz für tiefenstrukturelle Analysen unter

Beweis stellen. „Die Philologie ist die schmiegsamste aller Wissenschaften. Sie ist ganz auf das feinste Verständnis gegründet. Die Gedanken und Träume vergangener Menschen und Zeiten denkt sie nach, träumt sie nach“, dekretierte Wilhelm Scherer im programmatischen Aufsatz *Goethe-Philologie*, der 1877 in der populären Kulturzeitschrift *Im neuen Reich* erschien: „Aber alles Verstehen ist ein Nachschaffen: wir verwandeln uns in das, was wir begreifen; der Ton, der an unser Ohr schlägt, muß einen verwandten in uns wecken, sonst sind wir taub; und die partielle Taubheit ist leider gemeines Menschenloos. Die Philologie ist allumfassend, allverstehend, allbeleuchtend: die Philologen stehen unter den Gesetzen endlicher Beschränkung.“²⁷ Doch projizierte Scherer nicht nur eine Intimkommunikation zwischen dem poetischem Werk und einer „auf das feinste Verständnis“ gegründeten Philologie, die in ihrer Gesamtheit die Defizite ihrer einzelnen und stets beschränkten Glieder ausgleichen sollte. Die immer wieder angemahnte „peinliche Gewissenhaftigkeit“ für „Einzelheiten“ und noch die „kleinsten Veränderungen“ markierte zugleich die Kompetenzen wie die Bedeutung der eigenen Zunft und erhob den philologischen Umgang mit Texten zur Athletik: „Jedem Philologen wird das Streben nach der Wahrheit an sich, nach dem Echten, Ursprünglichen, Authentischen, eine Art von Sport, dem wir uns mit einem gewissen humoristischen Behagen hingeben.“²⁸

Seit Ende der 1880er Jahren wuchs die Sensibilität für die Beschränkungen und Grenzen einer so betriebenen Literaturforschung. Denn was Scherer noch als eine „Art von Sport“ angesehen hatte, führte in den Arbeiten seiner Schüler und Kollegen zu teilweise skurrilen Verrenkungen: Goethes Weinbestellungen wurden ebenso ermittelt (und im *Archiv für Literaturgeschichte* abgedruckt) wie die Augenfarbe der vermeintlichen Referenzpersonen seiner fiktionalen Texte. Die gesamte Goethe-Philologie durchziehe das „unersättliche Bestreben, die ‚Modelle‘ des Dichters ausfindig zu machen, die Quellen seines Stoffs aufzuspüren, an ‚Vorbildern‘, ‚Vorlagen‘, ‚Reminiszenzen‘ und ‚Parallelstellen‘ Entlehnungen und Beeinflussungen nachzuweisen“, kritisierte der Münchener Gymnasialprofessor Richard Weltrich, „eine wilde Jagd nach diesen vermeintlichen Grundbestandteilen des Kunstwerks ist los, und die willkürlichste Verdrehung, die künstlichste Hypothese, die gezwungenste Deutung wird gewagt, wenn sie aufzuzeigen scheint, dass dem Dichter bei dieser oder jener poetischen Gestalt oder Scene ein bestimmtes Erlebnis, eine persönliche Erfahrung, dass ihm bei dieser oder jener Stelle der Satz, der Gedanke, der Vers eines anderen Autors ‚vorgeschwebt‘ habe.“²⁹ Zwar ermöglichte die akribische Arbeit im Archiv spektakuläre Entdeckungen wie etwa den Fund des *Urfaust*-Manuskripts durch Erich Schmidt 1887; die detaillierte Zergliederung der Überlieferung und ihre mikrologische Erforschung aber rief zunehmende öffentliche Unzufriedenheit hervor. Die fast erdrückende Überlegenheit der „stramm organisierten Schule mit dem bewußten Streben nach literarischer Diktatur“ fand gleichfalls Widerspruch. Gegen die Besetzung strategischer Positionen durch Wilhelm Scherer und seine Schüler polemisierte etwa die Schrift *Göthekult und Göthephilologie* von Friedrich Braitmaier, die zugleich eine aufschlussreiche Genealogie der modernen Literaturforschung entwickelte: „Die trockene Philologie verbündete sich mit dem geistreichen Feuilleton. W. Scherer heiratete H. Grimm. Scherer-Grimm zeugte E. Schmidt und die zahlreiche Schar zünftiger Goethe-Philologen.“³⁰

Die Kritik an einer biographistisch und faktizistisch fokussierten Literaturgeschichtsschreibung und die ungeklärten Probleme der Interpretation literarischer Texte verdichteten sich seit Mitte der 1880er Jahre zu Programmen eines veränderten Umgangs mit Literatur. Befördert durch einen disziplinenübergreifenden Prozess der „Theoretisierung“ der Wissenserzeugung entstanden nun verschiedene Anläufe zur Begründung einer „Literaturwissenschaft“, die ihren Gegenstand durch eine Theorie seiner Entstehung zu bestimmen und dessen Genese zu beschreiben suchte. Die Philologie als Hilfswissenschaft nutzend, sollte diese als „Prinzipienwissenschaft“ auftretende Textbehandlung

²⁷ Wilhelm Scherer: *Goethe-Philologie*. In: *Im neuen Reich* 7, Part 1 (1877), S. 161-178, hier zitiert nach dem Wiederabdruck in W. Scherer: *Aufsätze über Goethe*. Berlin ²1900, S. 3-27, hier S. 3.

²⁸ Ebenda, S. 21.

²⁹ Richard Weltrich: *Goethe-Kult und Goethe-Philologie*. In: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* Nr. 302 vom 27. Dezember 1892.

³⁰ Friedrich Braitmaier: *Göthekult und Göthephilologie*. Tübingen 1892, S. 4.

gesetzmäßige Aussagen über die Entstehungsbedingungen und Entwicklungsphasen ihres Gegenstandes ermöglichen: „Die Aufgabe der Literaturwissenschaft ist die Constatirung von Gesetzen“, postulierte Ernst Grosse in seiner Hallenser Dissertation *Die Literatur-Wissenschaft* 1887 und unterschied „Gesetze der Statik“ („der wechselseitigen Abhängigkeit coexistierender Erscheinungen“) und der „Dynamik“ („der Abhängigkeit der successiven Erscheinungen“).³¹ Auf induktivem Wege sollten die Gesetze der Statik aufgefunden und die Abhängigkeit des „literarischen Werkes“ vom Charakter des Dichters, von seinem Organismus und von seiner Umwelt, d.h. von Familie, Nation, Kultur, Klima nachgewiesen werden. Induktiv seien auch die Gesetze der Dynamik festzustellen: Vom „Gesetz der Entwicklung des einzelnen poetischen Werkes“ über das „Gesetz der Entwicklung des poetischen Schaffens des Individuums“ bis zum „Gesetz der Entwicklung der poetischen Literatur überhaupt“.³² Da die Ermittlung eines solchen nomologischen Wissens aufgrund der komplizierten und der Beobachtung zumeist unzugänglichen „Thatsachen“ schwierig, wenn nicht gar unmöglich sei, schlug Ernst Grosse einen Weg vor, der Scherers Methode der „wechselseitigen Erhellung“ entsprach. Aus „gleichartigen“, doch weniger komplizierten, evolutionär früheren und leichter zugänglichen Fällen seien induktiv Gesetze zu ermitteln und aus diesen nach den Vorgaben der Entwicklungsidee die Gesetzmäßigkeiten komplizierterer Phänomene zu deduzieren. Aus der Beobachtung eines Mädchens, das seiner Puppe eine Geschichte erzählt, könne die Literaturwissenschaft zumindest vorläufig mehr lernen als aus den Werken Goethes: „Nur durch die Untersuchung jener einfachen Formen sind die Gesetze aufzufinden, aus welchen die Gesetzmässigkeit der complicirteren Producte einer späteren Entwicklungsstufe deducirt werden muss.“³³ Grosse benannte auch die bereits existierenden Wissenschaftszweige, auf deren Vorleistungen die sich formierende Literaturwissenschaft zurückgreifen sollte. Um das Gesetz der „Beziehungen zwischen der Eigenart eines Werks und der Eigenart des Dichters“ formulieren zu können, wäre die Ethologie, also die „Wissenschaft von der Charakterbildung“ heranzuziehen. Die Erforschung der „Relationen zwischen dem psychischen Leben des Dichters und dem Leben seines Gesamtorganismus“ werde mit Hilfe der Beobachtungen von Physiologie und Pathologie möglich (etwa über die „eigenthümlichen psychischen Vorgänge, welche nach dem Genuss von Haschisch und Opium auftreten“). Die Frage nach den Einflüssen der Umwelt lasse sich dank der Vorarbeiten von Soziologie und Ethnologie beantworten.

Der so entworfenen Ausrichtung der „Literatur-Wissenschaft“ auf Gesetzeserkenntnis folgten in den 1890er Jahren weitere programmatische Schriften. Der neuen literarischen Entwicklungen gegenüber aufgeschlossene Germanist Eugen Wolff (1863-1929) – er war Mitbegründer der Vereinigung „Durch“ und verwendete schon 1886 den Begriff „Moderne“ zur Charakterisierung des Naturalismus – formulierte in den 1890 veröffentlichten Arbeiten *Das Wesen wissenschaftlicher Literaturbetrachtung* und *Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik* die Grundsätze einer Beobachtungs- und Erklärungsperspektive, die er in einer 1899 publizierten *Poetik* ausführte. Dieses Grundlagenwerk, das laut Nebentitel *Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung* bestimmen wollte, antwortete auf Grosses Frage nach dem „Gesetz der Entwicklung der poetischen Literatur überhaupt“ und korrespondierte darin den von Ernst Elster 1897 vorgelegten *Prinzipien der Litteraturwissenschaft* und Hubert Roettekens 1902 veröffentlichter *Poetik*. „Nachweis der Gesetze“ und „causale Erklärung“ forderte auch der Anglist und Komparatist Wilhelm Wetz im Einleitungskapitel „Ueber Begriff und Wesen der vergleichenden Literaturgeschichte“ seines Shakespeare-Buches von 1890.³⁴ Aber auch der Altphilologe Oskar Froehde verlangte die „erforschung der bedingungen, unter denen die litteratur entsteht, der ursachen, weshalb ein litteraturwerk so und nicht anders beschaffen ist“.³⁵

³¹ Ernst Grosse: *Die Literatur-Wissenschaft. Ihr Ziel und ihr Weg*. Diss. Halle-Wittenberg 1887, S. 20, 8.

³² Ebenda, S. 12f.

³³ Ebenda, S. 58.

³⁴ Wilhelm Wetz: *Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Litteraturgeschichte*. Worms 1890, S. 7.

³⁵ Oskar Froehde: Der begriff und die aufgabe der litteraturwissenschaft. In: *Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik* 147 (1893), S. 433-445, hier S. 438.

Die programmatischen Deklarationen zur Begründung der Literaturforschung als Gesetzeswissenschaft erwiesen sich jedoch als wenig anschlussfähig. Die Poetiken von Ernst Elster und Hubert Roetteken blieben Fragment; Eugen Wolffs Grundlagentext *Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung* formulierte ebenso wenig wie Richard Maria Werners Buch *Lyrik und Lyriker* (Hamburg 1890) Aussagen, die als Gesetze anzusehen wären. Die letztgenannte Untersuchung dokumentiert exemplarisch die Schwachpunkte der Versuche, „eine neue Ästhetik im naturwissenschaftlichen Sinne zu begründen und aus genauer Beobachtung der Thatsachen zu einer Erfassung der Gesetze aufzusteigen“.³⁶ Zum einen bildete das herangezogene Material nur eine Sammlung von Berichten über die Stadien „Erlebnis“, „Stimmung“, „Befruchtung“, „inneres Wachstum“, „Geburt“ etc. im Werdeprozess des lyrischen Gedichts – wobei die aus Briefen, Tagebüchern und anderen persönlichen Aufzeichnungen von deutschen Autoren des späten 18. und 19. Jahrhunderts gewonnenen Darstellungen nur Textzeugnisse darstellten, die keinen Anspruch darauf erheben konnten, vom Literaturwissenschaftler beobachtete oder beobachtbare „Thatsachen“ zu sein. Zum anderen konnte die angekündigte Formulierung von Gesetzen nicht erreicht werden: Die an der Physiologie orientierten Analogiebildungen – die etwa das Erlebnis als „Samen“ oder „Eizelle“ bestimmten – konnten nicht verbergen, dass die zu erklärenden poetischen Texte nur als unkommentierte Zitate bzw. Belege für den Abschluss eines Werdeprozesses erschienen und weder in ihrer spezifischen Qualität noch in ihrer Genese erklärt werden konnten.

Auch wenn sich die Unternehmen zur Verwissenschaftlichung der Literaturgeschichte heute weitgehend vergessen sind, hinterließen sie doch ihre Spuren. Die „aufstellung einer besondern, selbständigen *litteraturwissenschaft*“³⁷ führte zu jenem veränderten Umgang mit literarischen Texten, der im deutschen Sprachraum den Begriff einer Wissenschaft erhielt und in seiner Konzentration auf einen spezifisch bestimmten Objektbereich das Gegenstandsfeld dieser Wissenskultur neu bestimmte. Hatte die klassische Philologie des 19. Jahrhunderts als zentrales Erkenntnisziel „die kenntnis der alterthümlichen Menschheit selbst“ fixiert und literarische Dokumente als Mittel des Zugangs dazu aufgefasst,³⁸ erhob man nun die literarische Qualität von Texten zum primären Forschungsobjekt: „dem litteraturforscher ist die litteratur *selbstzweck*: er will aus ihr nicht das wesen der sprache oder der politischen vorgänge, sondern das *wesen der litteratur selbst* ergründen“.³⁹ Damit begann jedoch nicht nur eine Klärung der Beziehung zu philologischen und historischen Textumgangsformen. Das Projekt, die Literatur als solche zu untersuchen und wissenschaftlich zu erforschen, setzte Distanzierungsweisen voraus, die eine *theoretische Perspektive* zum Objekt wie zur eigenen Beobachtungspraxis ermöglichten. Die sich in den Texten der 1890er Jahre formierende „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte“⁴⁰ bzw. literaturwissenschaftliche „Prinzipienlehre“⁴¹ sollte – zumindest dem programmatischen Anspruch nach – nicht nur die spezifische Seinsweise literarischer Texte, sondern zugleich auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen reflektieren: Zum einen durch die Klärung von Aufgabe und Gliederung sowie von Inhalt und Umfang wissenschaftlicher Textumgangsformen; zum anderen durch die Explikation des Weges, auf dem die Forschung zu ihren Resultaten gelangte. In der Einheit von Gegenstandskonstitution und Methodologie wurde die „prinzipienwissenschaftliche“ Beobachtung der neuen Wissenskultur zum Ausgangspunkt eines Reflexionsprozesses, der erst später Begriff und Realisierung finden sollte. Seit Boris Tomashewskijs *Teorija literatury* (1925) und der von formalistisch-strukturalistischen Verfahren

³⁶ Richard Maria Werner: *Lyrik und Lyriker. Eine Untersuchung*. Hamburg, Leipzig 1890 (= Beiträge zur Ästhetik 1), S. VIIIff.

³⁷ Oskar Froehde: *Der begriff und die aufgabe der litteraturwissenschaft*, S. 437.

³⁸ So noch Friedrich August Wolf: *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth*. In: *Museum der Alterthums-Wissenschaft* 1 (1807), S. 1-145, hier S. 124f.

³⁹ Oskar Froehde: *Der begriff und die aufgabe der litteraturwissenschaft*, S. 438. Ähnlich formuliert es A.R. March: *The comparative study of literature*. In: *Publications of Modern Language Association* PMLA 11 (1895), S. 151-170, hier S. 165: „More and more it is coming to be seen that literature is one of the great provinces of universal nature, just as language is, and the only really satisfactory way to study it, is to study it as such.“

⁴⁰ Hubert Roetteken: *Poetik*. Erster Teil. München 1902, S. 2.

⁴¹ Ernst Elster: *Prinzipien der Litteraturwissenschaft*. Erster Band. Halle 1897, S. VI.

profitierenden *Theory of Literature* von Warren Austin und René Wellek (1945/49) verfügt die disziplinär organisierte Literaturforschung über ein (auch terminologisch fixiertes und von anderen Bereichen abgegrenztes) Arbeitsfeld, das die konzeptionellen Grundlagen der wissenschaftlichen Beobachtung von literarischer Kommunikation ebenso thematisiert wie die dazu angewendeten Methoden und Verfahren.

Die Versuche zur Begründung einer „Prinzipienwissenschaft“ brachten also Textumgangsformen eines neuen Typs hervor, auch wenn sie nicht als deren Fundament dienen konnten. Sie erzeugten zugleich ein Problem, an dem die „Methodendiskussion“ der Literaturwissenschaft bis weit ins 20. Jahrhundert laborierte. Indem die grundlegenden Poetologien eine *intensionale* „Wesensbestimmung“ ihres Gegenstandes in Form einer Theorie seiner Produktion bzw. Entstehung lieferten und keine *extensionale* Ab- und Eingrenzung vornahmen, verhinderten sie eine Festlegung, was denn unter „Literatur“ bzw. „Literaturwissenschaft“ zu verstehen sei. Statt ihre Beobachtungspraxis zum Objekt theoretischer Reflexion zu machen, vervielfältigten sie die Formen eines Umgangs mit Literatur, der zirkuläre Strukturen aufwies. Denn durch entstehungstheoretische Zielvorgaben (Literatur als Emanation eines Erlebens oder eines [transpersonalen] Geistes, als Resultat der Prägung durch Stamm und Landschaft, als Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse, als Form eines reglementierenden Diskurses etc.) ließ sich jede Beschäftigung mit literarischen Texten so steuern, dass die vorausgesetzte Definition von Literatur bestätigt werden konnte. Gleiches gilt für die Methodologie. Auch wenn die Programme einer „verwissenschaftlichten“ Literaturforschung nirgends klar sagten, wie die postulierten „gesetze der litterarischen forschung“ beschaffen sein sollten, verpflichteten sie die nachfolgende wissenschaftliche Behandlung von Texten darauf, die behaupteten Entstehungsmomente als Untersuchungsziel anzunehmen und zu verfolgen – was im 20. Jahrhundert in zahlreichen und immer schneller aufeinander folgenden Varianten betrieben wurde.

1. 3. 3 „Geist“ und „Verfahren“. Synthesen und Formbeobachtungen, 1900–1933

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die textinterpretierenden Disziplinen im Rahmen der modernen Forschungsuniversität institutionell konsolidiert. Auch den mit Sprache und Literatur befassten Wissenskulturen war eine beachtliche Professionalisierung gelungen. Dem Vorbild der Klassischen Philologie folgend, formierten sich Germanistik, Romanistik und Anglistik als nationalsprachlich gegliederte Fächer, die sich mit „exakter“ Text- und Quellenkritik sowie tendenziell selektionsloser Aufmerksamkeit im Zeichen einer vielbeschworenen „Andacht zum Unbedeutenden“ von anderen Textumgangsformen (etwa der sich weiter differenzierenden literatur- und sprachkritischen Publizistik) unterschieden. Dem durch Philologisierung realisierten Statusgewinn korrespondierten institutionelle Erweiterungen. Verfügt schon in den 1860er Jahren alle deutschen Universitäten (abgesehen vom Sonderfall Greifswald) über ein Ordinariat für deutsche Sprache und Literatur, markierte die Gründung der letzten germanistischen Seminare (1892 in München, 1895 in Münster) eine weitere Angleichung an die bislang dominierende Altphilologie. Im Jahr 1890 gab es 62 und 1910 bereits 87 germanistische Hochschullehrer; die Zahl der Ordinariate erhöhte sich von 24 im Jahr 1890 auf 33 im Jahr 1910, davon 3 an Technischen Hochschulen (Ferber 1956, 206). Periodika und Schriftenreihen boten der fortgesetzten Spezialisierung historisch-kritischer Textumgangsformen eine publizistische Basis: Die 1868 durch Julius Zacher begründete *Zeitschrift für deutsche Philologie*, die 1874 durch Hermann Paul und Wilhelm Braune ins Leben gerufenen *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* sowie die von August Sauer 1894 begründete „Zeitschrift für Literaturgeschichte“ *Euphorion* bestehen noch heute. Die seit 1879 erscheinenden *Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie* erfassten in Form einer räsionierenden Bibliographie die aktuelle wissenschaftliche Produktion. An der Preußischen Akademie der Wissenschaften nahm 1903 die „Deutsche Kommission“ ihre Tätigkeit auf. In zum Teil jahrzehntelanger Arbeit widmete man sich hier der Inventarisierung von literarischen Handschriften deutscher Sprache bis ins 16. Jahrhundert, der Edition von ungedruckten deutschen

Werken des Mittelalters und der frühneuhochdeutschen Zeit sowie der Erstellung von Wörterbüchern (Dainat 2000). – Diese Ausweitung der universitären bzw. akademischen Literaturforschung kann als Resultat wie Katalysator einer seit Ende des 19. Jahrhunderts auch politisch propagierten „Nationalbildung“ mitsamt ihren schul- und wissenschaftspolitischen Konsequenzen verstanden werden: Nachdem Wilhelm II. auf der preußischen Schulkonferenz 1890 für eine Bildungspolitik plädiert hatte, die eine neuhumanistische Erziehung durch Nationalbildung ersetzte, verlor das altsprachlich orientierte Gymnasium in Preußen im Jahr 1900 (in Bayern erst 1908) das Monopol für die Erteilung der allgemeinen Hochschulzugangsberechtigung. Das Realgymnasium – das sich verstärkt den neueren Sprachen und Literaturen widmete – bot nun ebenso einen gleichberechtigten Weg zum Studium wie die Oberrealschule mit naturwissenschaftlich-mathematischem Schwerpunkt und die später wichtige Deutsche Oberschule mit ihrer Betonung „deutschkundlicher“ Fächer. Diese Reform wertete nicht nur die modernen Fremdsprachen und Naturwissenschaften („Realia“) auf; sie ließ auch den Deutschunterricht allmählich zum „Kernfach“ in der Schule aufsteigen und machte die Germanistik an Universitäten – die ihrerseits zum „Großbetrieb“ (Adolf von Harnack) auswuchsen – zu einem „Massenfach“ (Landfester 1988, Becker/ Kluchert 1993, Kopp 1994). Keine andere Disziplin an der Philosophischen Fakultät hatte so viele Studierende wie die deutsche Philologie (Tietze 1987, 122).

Disziplinäres Wachstum, externer Erfolg und vermehrte Leistungen für die gesellschaftliche Umwelt trieben interne Differenzierungsprozesse voran. Der seit den 1870er Jahren vollzogenen Trennung von Mediävistik und neuerer Literaturgeschichte folgte die spezialisierte Bearbeitung linguistischer Fragestellungen – was sichtbar wurde, als Kaiser Wilhelm II. beim Akademie-Jubiläum im Jahr 1900 der Philosophisch-historischen Klasse drei neue Stelle „vorzugsweise für deutsche Sprachforschung“ bewilligte. (Unter dem Dach der Akademie stellte man zwischen 1908 und 1960 das von den Brüdern Grimm 1854 begonnene *Deutsche Wörterbuch* fertig; zugleich entstanden hier Mundarten-Lexika wie das *Rheinische Wörterbuch*, das in neun Bänden zwischen 1928 und 1971 erschien, das *Hessen-Nassauische Wörterbuch* und das *Preußische Wörterbuch*.) Schon 1896 war aufmerksamen Beobachtern klar, dass „durch das alte, weite Gebiet der Philologie ein *philosophisch-ästhetischer* und ein *separatistischer Geist*“ weht.⁴² Diese Wahrnehmung bezog sich zum einen auf eine verstärkte Thematisierung neuerer Literatur unter den Vorzeichen ihrer philosophischen Deutung und ästhetischen Wertung; sie rekurrierte zum anderen auf Versuche zur Begründung einer theoretisch angeleiteten Behandlung der literarischen Überlieferung. In erklärter Abgrenzung von philologischen und literaturhistoriographischen Textumgangsformen hatten programmatische Schriften zwischen 1880 und 1900 jene neue Wissenskultur projiziert, die ihren Anspruch bereits im Namen führte: Die als „Literatur-Wissenschaft“ kenntlich gemachte Form der Beobachtung, Deutung und Erklärung von Texten sollte mit induktiven Verfahren ein Wissen produzieren, das sich mit den Gesetzesaussagen der (erfolgreichen) Naturwissenschaften vergleichen konnte. Analoge Entwicklungen fanden auch jenseits der deutschen Grenzen statt. In Frankreich projizierte Emile Hennequin 1888 eine *Critique scientifique*, die von Paul Lacombe *Introduction à l'histoire littéraire* (1898) und Georges Renards *La méthode scientifique de l'histoire littéraire* (1900) fortgesetzt wurde (Hoeges 1980, S. 95-142).

Bezeichnenderweise erfolgten die Versuche zur Begründung einer „Literatur-Wissenschaft“ unter Rückgriff auf Leistungsangebote einer Disziplin, die nach einer schweren Krise wieder neue Reputation gewonnen hatte – die Philosophie. Nach dem Zusammenbruch der großen idealistischen Systeme hatte sie ihre Zentralstellung innerhalb des Wissenschaftssystems verloren und war im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Fachwissenschaft unter anderen geworden. Dem Vorbild der philologisch-historischen Disziplinen folgend, wandte sie sich verstärkt der eigenen Geschichte und der Auslegung ihrer klassischen Texte zu, um über eine Kant-Renaissance seit den 1870er Jahren zu neu-idealistischen Positionen zurückzufinden (Köhnke 1986). Ihre wachsende Bedeutung verdankte sie

⁴² Louis P. Betz: Kritische Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Literaturgeschichte. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 18 (1896), S. 141-156, hier S. 143.

jedoch der Spezialisierung auf eine anthropologisch fundierte Erkenntnistheorie, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften aufnahm, um sie theoretisch zu modellieren und zu überbieten. Mit einer solchen Kompetenz konnte die Philosophie den anderen text- und zeicheninterpretierenden Fächer am Ende des Jahrhunderts zwei attraktive Angebote unterbreiten, die von der sich als Wissenschaft formierenden Literaturforschung in unterschiedlicher Weise genutzt wurden: Zum einen die Konzepte und Verfahren einer Psychologie, die sich in Kontakt mit Biologie, Physiologie und Völkerkunde auf experimenteller Basis entwickelte und durch erfolgreiche Institutsgründungen (namentlich durch Wilhelm Wundt und seine Schüler) eine eigenständige Disziplin zu werden begann. Die durch empirische Beobachtung und Introspektion gewonnenen Begriffe der Psychologie schienen geeignet, den Entstehungsprozess poetischer Werke adäquat beschreiben und erklären zu können. „Seitdem Hegel durch die rückkehr zu Kant und durch die hohe blüte der naturwissenschaften als überwunden galt und die philosophie in engste beziehungen zu physiologie und biologie trat, ist die psychologie zur königin der geisteswissenschaften emporgestiegen“, fasste Alfred Biese 1899 die Entwicklung zusammen, „sie beherrscht die moderne ästhetik, die moderne literaturbetrachtung. Damit sind denn auch die schlimmsten zeiten des specialismus vorüber.“⁴³

Als die Anläufe zu einer induktiven Poetik und die Versuche zur Formulierung von Gesetzen der literarischen Entwicklung nicht den erhofften Erfolg brachten, sollte ein anderes Angebot der Philosophie von Bedeutung werden. Die klassifikatorische Trennung von „erklärenden“ Natur- und „verstehenden“ Geistes- bzw. Kulturwissenschaften stattete die Wissensansprüche der Literaturforschung mit radikal veränderten Akzeptanz- und Plausibilitätsbedingungen aus und avancierte zum Distinktionskriterium einer Forschergeneration, die nach 1900 zur Besetzung universitärer Positionen rüstete. Im Anschluss an Überlegungen des Philosophen Wilhelm Dilthey (1833-1911) formulierte Rudolf Unger (1876-1942) in seiner 1908 veröffentlichten Programmschrift *Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft* einen gegen die „mechanistische bzw. atomistische Auffassungsweise“ des „literaturwissenschaftlichen Positivismus“ gerichteten Forschungsimperativ und forderte, literarische Texte als Zeugnisse der „Weltanschauungs- oder Ideengeschichte“ sowie als „Dichtungen“ zu behandeln: Da die neuere deutsche Literaturgeschichte „in weitem Umfange zugleich Geschichte dieser allgemeinen geistigen Strömungen und Kämpfe“ sei und ihre Manifestationen als „selbständige, in sich abgeschlossene künstlerische Gestaltungen“ in Erscheinung traten, müsse sich auch deren Erforschung „philosophischer, speziell psychologischer und ästhetischer Methoden und Maßstäbe sowie ethischer, religions- und geschichtsphilosophischer Ideen“ bedienen.⁴⁴ Die programmatisch verkündete Abkehr von einer beschränkten „philologistischen Bewegung“ sollte nur wenige Jahre später erste Früchte tragen: 1911 erschien Rudolf Ungers zweibändiges Werk *Hamann und die Aufklärung*, das schon in Titel und Nebentitel („Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jahrhundert“) die Schwerpunkte des neuen wissenschaftlichen Interesses markierte. Im selben Jahr publizierte der im George-Kreis beheimatete Friedrich Gundolf (1880-1931) seine Habilitationsschrift *Shakespeare und der deutsche Geist*. 1912 wurde der erste Band der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* von Josef Nadler (1884-1964) veröffentlicht; bereits 1910 war die zweibändige Habilitationsschrift *Die Mythologie in der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner* des erst siebenundzwanzigjährigen Fritz Strich (1882-1942) gedruckt worden. Diese Werke dokumentieren einen Modernisierungsprozess in der Literaturforschung, der im wissenschaftshistorischen Rückblick als „geistesgeschichtliche Wende“ apostrophiert wurde und dessen Dynamik sich gravierender auswirkte als die politischen Zäsuren von 1914, 1918, 1933 und wohl auch 1945: Auf Grundlage eines umfangreichen, philologisch erschlossenen Wissens und befruchtet durch Anregungen aus Philosophie, Psychologie und der Kulturgeschichtsschreibung entstanden nun „synthetische“ Übersichtsdarstellungen, die eine

⁴³ Alfred Biese: Rezension Ernst Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 31 (1899), S. 237-243, hier S. 237.

⁴⁴ Rudolf Unger: *Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft* [1908]. In: Ders.: *Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. Gesammelte Studien*. Berlin 1929, S. 1-32, hier S. 13-15, 17f.

bislang dominierende mikrologische Quellen- und Textkritik zugunsten umfassender philosophisch-ästhetischer bzw. historischer Perspektivierungen verabschiedeten. Das nach 1910 in Erscheinung tretende Spektrum der geistesgeschichtlichen Literaturforschung bildete jedoch nicht nur den Ausgangspunkt eines sich rasch entfaltenden Pluralismus von methodischen Richtungen und Schulen, deren Heterogenität eine in den 1920er und 1930er Jahren vielstimmig konstatierte „Krisis“ des Faches hervorrufen sollten. Die literaturgeschichtlichen Arbeiten geistesgeschichtlicher Provenienz stießen auf breites öffentliches Interesse; die intensive Beteiligung ihrer Repräsentanten an der Theoriediskussion machte die Neuere deutsche Literaturwissenschaft zu einem markanten Experimentierfeld innerhalb der philologisch-historischen Disziplinen. Noch heute gehört die 1923 durch den Germanisten Paul Kluckhohn und den Philosophen Erich Rothacker begründete *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* zu den renommierten Fachorganen.

1. 3. 4 Die „geistesgeschichtliche Wende“ und ihre Folgen. Differenzierungen

1905 stellte der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833-1911) auf Drängen seiner Schüler vier teilweise weit früher entstandene Aufsätze zusammen und veröffentlichte sie unter dem Titel *Das Erlebnis und die Dichtung*. Als literaturgeschichtliche Applikation der von ihm mitbegründeten „verstehenden Geisteswissenschaft“ bildet diese Aufsatzsammlung im Verbund mit der 1904 veröffentlichten Schrift *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* des Romanisten Karl Voßler den Auftakt einer später als „Geistesgeschichte“ bezeichneten Strömung, die als Integrationsprogramm der historischen Wissenschaften die Entwicklung der Neugermanistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmen sollte (Rosenberg 1981, S. 139-202; König/Lämmert 1993). In dezidiertem Unterschied zur philologischen Akkumulation faktischen Wissens und zum kausalgenetischen „Erklären“ der Textgeschichte demonstrierten Diltheys Texte ein hermeneutisches „Verstehen“ von Leben und Werk am Beispiel von vier Autoren, denen paradigmatische Bedeutung für den Gang der neueren deutschen Literatur zugeschrieben wurde: Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Sowohl in der Konzeption als auch in der Darstellungsform bot Diltheys Sammlung eine Vielzahl von Anschlussmöglichkeiten: Die nachfolgende „Problem“- bzw. „Ideengeschichte“ konnte sich auf seine philosophisch angeleitete Deutung literarischer Werke ebenso berufen wie auf die von ihm demonstrierte Revision der in der liberalen Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts praktizierten Werturteile. Von Diltheys Überlegungen zur heuristischen Zusammenfassung altersgemeinschaftlich verbundener Autoren profitierte die sog. geistesgeschichtliche Generationentheorie, die in Karl Mannheims soziologisch fundierten Überlegungen zum Generationen-Begriff neue Impulse erfahren sollte; seine Konstruktion eines literaturgeschichtlichen Kontinuums zwischen 1770 und 1830 bot später Raum für die Rede von einer spezifisch „Deutschen Bewegung“, die als Einspruch gegen westeuropäische Aufklärung ausgedeutet und nationalistisch instrumentalisiert werden konnte. – Noch bevor in Rudolf Ungers Programmschrift *Philosophische Probleme der Neueren deutschen Literaturwissenschaft* von 1908 und den nur wenige Jahre später folgenden Monographien von R. Unger, Friedrich Gundolf, Fritz Strich sowie in der stammesethnographischen Literaturgeschichte Josef Nadlers die Gründungsurkunden einer neuen, seit den 1920er Jahren als „Geistesgeschichte“ bezeichneten Literaturforschung vorlagen, dokumentierte Diltheys Aufsatzsammlung die Erfolgsbedingungen eines neuen Umgangs mit der literarischen Überlieferung: Nicht mehr editionsphilologische Sicherung und mikrologische Analyse der Quellen, sondern weltanschauliche Deutung in Form ganzheitlicher Synthesen stand auf der Tagesordnung.

Gründe und Konsequenzen. Ursachen wie Folgen der später als „geistesgeschichtliche Wende“ deklarierten Modernisierung der universitären Literaturforschung in Deutschland werden vor dem Hintergrund des tiefgreifenden Wandels im Kunst- und Wissenschaftssystem nach 1900 verständlich. Die neuen Textbehandlungsformen

partizipierten einerseits an einer Kulturkritik, die im Protest gegen platten Fortschrittsglauben und Rationalismus ihren Ausgang nahm und in ästhetizistische Hermetik und mystifizierende „Lebens“-Ideologien münden sollte (Lindner 1994, S. 5-144; Viehöfer 1988; Hübinger 1996). Sie beteiligten sich andererseits an der unter dem Signum einer „verstehenden“ Geisteswissenschaften vollzogenen Lösung von einem Methodenideal, das mikrologische Detailforschung und kausalgenetische Erklärung favorisierte und nun als „positivistisch“ disqualifiziert wurde. Zu einer „Revolution in der Wissenschaft“ exponiert, sollte der Bruch mit „Historismus“, „Relativismus“ und fachwissenschaftlichem „Spezialistentum“ sowie mit „Intellektualismus“ und „Mechanismus“ das Erbe der Romantik antreten und zum Wiedergewinn einer verlorenen „Ganzheit“ führen.⁴⁵ Profitieren konnte die geistesgeschichtliche Literaturforschung von der wachsenden Selbstreflexivität des Kunst- und Literatursystems: Die mit der Neuromantik einsetzende Umkehr „zu Symbol und Metaphysik, zu Intuition und Kosmologie, zu Geheimnis und Mythos, zu Geist und Überpersonalität“,⁴⁶ die wie die zeitgenössische Bildungskritik an unterschiedlichen Projekten einer „geistigen Revolution“ laborierte,⁴⁷ beförderte nicht nur eine Renaissance lebensphilosophischer Konzepte, die bis zur politischen Zäsur des Jahres 1933 (und darüber hinaus) anhielt und einer problem- wie ideengeschichtlich interessierten Literaturforschung leitende Begriffe zur Verfügung stellte. In den Berührungen zeitgenössischer Poeten mit der universitären Literaturwissenschaft entstanden zugleich fruchtbare Austauschbeziehungen, die von privat-freundschaftlichen Verbindungen (wie etwa zwischen dem philologisch promovierten Hugo von Hofmannsthal und Konrad Burdach, Walter Brecht oder Josef Nadler) bis zur Konstitution eines Künstler und Wissenschaftler integrierenden Kreises um Stefan George reichten (Kolk 1998; König 2001). Frucht dieser Verbindung war die Entdeckung einer Gegenwartsliteratur, die spezifische Züge aufwies: Der wissenschaftlichen Bearbeitung als würdig erwiesen sich vor allem Werke, die das Kriterium formaler Geschlossenheit erfüllten, also ein hohes Formbewusstsein verrieten oder sich in klassizistische Traditionen stellten. Die Wissenschaftsfähigkeit noch lebender Autoren und ihrer Texte steigerte sich, wenn zu formaler Insistenz geistesgeschichtlich bearbeitbare Inhalte traten (etwa Bezüge zu Philosophie und Kunst, Mythenrezeption, Geschichtsthematik etc). Gewinner dieser neu zentrierten Aufmerksamkeit waren Autoren wie Paul Ernst und Gerhart Hauptmann, vor allem aber Hugo von Hofmannsthal, Stefan George und Thomas Mann, deren Werke bereits in den 1920er Jahren zu Themen germanistischer Dissertationen aufstiegen. Demgegenüber hatten die Literaten des Expressionismus schlechte Karten: Abgesehen vom Sonderfall Fritz von Unruh und dem Interesse Walter Muschgs für expressionistische Innovationen gelangten ihre Texte nicht bzw. nur selten in den Fokus der geistesgeschichtlichen Literaturbeobachtung.

Die heterogenen und sich rasch entfaltenden Konzepte der sog. Geistesgeschichte repräsentierten und katalysierten eine fortschreitende Binnendifferenzierung innerhalb der universitären Literaturwissenschaft, die in der Lösung von philologischer wie literaturhistoriographischer Beschränkung seit den 1890er Jahren ihren Ausgang genommen hatte. Mit ihr begann eine folgenschwere Dissoziation des Methoden- und Wertekanons des Faches, die seit 1913 fachintern und öffentlich diskutiert wurde. Nachdem Erich Schmidt, prominenter Nachfolger Wilhelm Scherers auf dem Berliner Lehrstuhl, und kurz zuvor der Wiener Ordinarius Jakob Minor verstorben waren und der breite Erfolg von Goethe-Biographien der „fachfremden“ Gelehrten Georg Simmel und Houston Stewart Chamberlain die

⁴⁵ Ernst Troeltsch: „Die Revolution in der Wissenschaft. Eine Besprechung von Erich von Kahlers Schrift gegen Max Weber: ‚Der Beruf der Wissenschaft‘ und die Gegenschrift von Arthur Salz: ‚Für die Wissenschaft gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern.‘“ In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich (Schmollers Jahrbuch)* 45 (1921), S. 65-94; wieder in E. Troeltsch: *Gesammelte Schriften*. Bd. 4: *Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie*. Tübingen 1925, S. 653-677, Zitate hier S. 676f.

⁴⁶ Werner Mahrholz: *Deutsche Literatur der Gegenwart. Probleme – Ergebnisse – Gestalten*. Durchgesehen und erweitert von Max Wieser. Berlin 1930, S. 92.

⁴⁷ Erich von Kahler: *Der Beruf der Wissenschaft*. Berlin 1920, S. 5 und 8. Ähnlich Ernst Robert Curtius: *Krisis der Universität?* In: E. R. Curtius: *Deutscher Geist in Gefahr*. Stuttgart 1932, S. 51-78, hier S. 51f. die Datierung des Beginns der „geistigen Revolution“ auf die Zeit um 1910.

Grenzen der disziplinären Literaturforschung demonstriert hatte, setzten Schuldzuweisungen an die vormalig gerühmten Repräsentanten und ihren vermeintlichen „Positivismus“ ein.⁴⁸ In der Kulturzeitschrift *Der Kunstwart* konstatierte man eine „Krisis in der Literaturwissenschaft“ und den „Bankrott der Literaturgeschichte“; in der *Schaubühne* berichtete Julius Bab über den „Germanistenkrach“.⁴⁹ Als Symptome der vielfach festgestellten „Krisis“ galten Sterilität der Forschung, die Richtungskämpfe verschiedener Theorien und das Defizit eines einheitlichen methodologischen Fundaments. Die Auseinandersetzungen um die Neubesetzung des Lehrstuhls von Erich Schmidt am Berliner Germanischen Seminar – die sich jahrelang hinzogen und erst durch die Berufung von Julius Petersen im Jahre 1920 entschieden werden sollten – und die 1926/27 zu klärende Nachfolge für Franz Muncker in München zeigten, welche Komplikationen die zunehmende Vervielfältigung von Wissensansprüchen hervorriefen (Osterkamp 1989; Höppner 1993). Als der Wiener Landeschulinspektor Oskar Benda 1928 seine „Einführung“ *Der gegenwärtige Stand der Literaturwissenschaft* veröffentlichte, musste er als Ergebnis der „um 1910 offenkundig gewordenen Götterdämmerung des literaturwissenschaftlichen Positivismus“ insgesamt 12 konkurrierende Methoden konstatieren (Benda 1928, S. 7). Die konzeptionelle und methodische Differenzierung der deutschen Literaturwissenschaft war nicht mehr zu übersehen. Mit der unaufhebbaren Pluralisierung von Thematisierungsweisen im Umgang mit ihrem (je unterschiedlich bestimmten) Gegenstand hatte die universitär institutionalisierte Literaturforschung einen Modernisierungsschub vollzogen, dessen Konsequenzen weit über die zeitlich befristete Geltungsdauer der einzelnen Programme hinausgehen sollten.

Problem- und Ideengeschichte, „Gestalt“-Biographik und Formanalyse

Auch wenn die Frontstellung gegen „Positivismus“ und „Philologismus“ der Scherer-Schule die generationsspezifisch ähnlich gelagerten Repräsentanten einer geistesgeschichtlichen Literaturforschung einte, bildete der von ihnen praktizierte Umgang mit Texten und Autoren keineswegs eine homogene Bewegung. Im Gegenteil. Innerhalb des Integrationsprogramms „Geistesgeschichte“ existierte vielmehr ein breites Spektrum unterschiedlicher literaturwissenschaftlicher Positionen (Rosenberg 1981, S. 182; Rosenberg 1989, 32; Kolk 1993, 39). Konzeptionelle Übereinstimmung bestand allein in der von Dilthey übernommenen Überzeugung, einen in literarischen Werken inhärenten, transpersonal und zumeist epochenspezifisch bestimmten „Geist“ in kulturhistorischen Zusammenhängen aufzufinden und darzustellen – ob im Ausgang von Grundformen der Welterfahrung („Erlebnissen“ bzw. „elementaren Problemen des Menschenlebens“), von „Ideen“ bzw. Bewusstseinsstellungen („Typen der Weltanschauung“) oder altersgemeinschaftlichen „Generationserfahrungen“. Den Abstand zu mikrologischer Quellenerschließung und philologischer Textkritik markierten vor allem die neuen Arbeitsfelder: Im Zentrum der Bemühungen standen nicht länger die Edition, die als „Prüfstein des Philologen“⁵⁰ gegolten hatte, und die Biographie, deren Lückenlosigkeit durch Detailforschung und Induktion zu sichern war, sondern die „synthetische“ Rekonstruktion grundlegender Beziehungen und Strukturen des literatur- und kulturgeschichtlichen Prozesses – ohne dazu direkte Einflussbeziehungen zwischen Einzelzeugnissen nachweisen zu müssen. Ermittlung und Deutung eines in der literarischen Überlieferung

⁴⁸ Symptomatische Nekrologe kamen von Josef Nadler: Erich Schmidt. Ein Rückblick und Ausblick. In: *Hochland* 11.1 (1913/14), S. 313-322 und von Franz Schultz: Erich Schmidt. In: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 131 (1913), S. 272-284.

⁴⁹ So Ezard Nidden: Krisis in der Literaturwissenschaft. In: *Der Kunstwart* 26 (1912/13), S. 169-172; ders.: Krisis, Krach, Bankrott der Literaturgeschichte. Ebenda, S. 184-191; Julius Bab: Der Germanistenkrach. In: *Die Schaubühne* 9 (1913), S. 631-635; ähnlich Friedrich Alafberg: Der Bankrott der Literaturgeschichte. In: *März* 7 (1913), S. 152-158 und Antibarbarus: Germanistennöte. In: *Die Neue Rundschau* 25 (1914), S. 295-298.

⁵⁰ Gustav Roethe: Gedächtnisrede auf Erich Schmidt. In: *Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften* 1913, S. 617-624, hier S. 623.

objektivierten „Geistes“ eröffneten unterschiedliche Anschlussmöglichkeiten, die methodisch gleichwohl dem Prinzip der „typologischen Generalisierung“ verpflichtet blieben.

Rudolf Unger, Paul Kluckhohn (1886-1957) und Walther Rehm (1901-1963) verfolgten in der Gestaltung von Liebe, Glauben, Tod die poetisch-philosophische Bewältigung „elementarer Probleme des Menschenlebens“.⁵¹ Diese „Problemgeschichte“ fand ihren Niederschlag in Paul Kluckhohns 1925 veröffentlichter Monographie *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der Romantik* und in Walther Rehms 1928 publizierter Habilitationsschrift *Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik*, die ihren Autoren eine Reputation sicherten, die über die Zäsuren der Jahre 1933 und 1945 hinausging. Auch Clemens Lugowski übernahm Ungers „Gehaltsanalyse“ und versuchte sie durch die Frage nach der Beschaffenheit literarischer Figuren in eine „Formanalyse“ zu überführen.⁵² Selbst der aus dem George-Kreis stammende Max Kommerell, der in seinen Texten ein unmittelbares, durch Interventionen anderer Interpreten scheinbar nicht beeinträchtigtes Verhältnis zur Überlieferung inszenierte, knüpfte in seinem Jean Paul-Buch von 1933 an das begriffliche Inventar der von Rudolf Unger begründeten „Problemgeschichte“ an.⁵³

Die von Hermann August Korff (1882-1963) repräsentierte „Ideengeschichte“ beschrieb den historischen Wandel von Weltanschauungen in ihrer dichterischen Gestaltung. Ihr eindrucksvolles Zeugnis bleibt das vierbändige Werk *Geist der Goethezeit*, das als „Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte“ zwischen 1923 und 1953 erschien und zahlreiche Auflagen erreichte.⁵⁴

Die von Germanisten aus dem George-Kreis wie Friedrich Gundolf, Max Kommerell (1902-1944) oder Rudolf Fahrner (1903-1988) realisierte „Kräftegeschichte“ suchte dagegen die geistige „Gestalt“ geschichtsbildender Individuen zu erfassen und deutete literarische Produktion als „Kräfte und Wirkungen“, ohne aber die Methodik ihres Verfahrens nachvollziehbar und operationalisierbar zu machen. Ihre Werke demonstrierten am deutlichsten die Abkehr von philologischer Mikrologie: Nicht unbekannte Quellen sollten erschlossen, sondern das zugängliche Material in neuer Perspektive dargestellt werden. „Darstellung, nicht bloß Erkenntnis liegt uns ob; weniger die Zufuhr von neuem Stoff als die Gestaltung und geistige Durchdringung des alten“, erklärte Friedrich Gundolf 1911 in seiner Heidelberger Habilitationsschrift *Shakespeare und der deutsche Geist*, die zugleich die Möglichkeit zur Vermittlung seiner als „Erlebnisart“ deklarierten Methode dementierte.⁵⁵ Fünf Jahre später legte er eine vieldiskutierte *Goethe*-Monographie vor, die in äußerlicher Gestalt wie in öffentlicher Wahrnehmung ein Novum markierte. Ohne Hinweise auf die bisherige Forschung, ohne Anmerkungen und wissenschaftlichen Apparat in der Schriftenreihe *Werke der Wissenschaft aus dem Kreise der Blätter für die Kunst* erschienen, erreichte sie noch zu Lebzeiten des Autors mehr als zehn Auflagen, erntete über 60 Rezensionen und wurde in zahlreiche europäische Sprachen sowie ins japanische übersetzt. Gleichwohl versuchte man, den Verfasser aus dem fachlichen Diskurs auszuschließen. Das 1921 publizierte Sonderheft des *Euphorion* zu Gundolfs *Goethe*-Buch markierte sein Werk als „Wissenschaftskunst“ sowie seinen Verfasser als „Künstler der Wissenschaft“ und fixierte in Gestalt des Lobes eine Kritik, die unbestimmt ließ, in welcher Weise das Werk die Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft überschritten

⁵¹ Rudolf Unger: *Literaturgeschichte als Problemgeschichte. Zur Frage geisteshistorischer Synthese, mit besonderer Beziehung auf Wilhelm Dilthey*. Berlin 1924 (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse I), wieder in R. Unger: *Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. Gesammelte Studien*. Bd. I, S. 137-170, hier S. 155.

⁵² Vgl. Clemens Lugowski: *Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*. Berlin 1932. Neuausgabe Frankfurt/M. 1976, hier S. 3f.

⁵³ Ralf Simon: Die Reflexion der Weltliteratur in der Nationalliteratur. Überlegungen zu Max Kommerell. In: Hendrik Birus (Hrsg.): *Germanistik und Komparatistik*. DFG-Symposion 1993. Stuttgart, Weimar 1995, S. 72-91, hier S. 75.

⁵⁴ Hermann August Korff: *Geist der Goethezeit*. Bd. 1: *Sturm und Drang*. Leipzig 1923, ⁸1966; Bd. 2: *Klassik*. Leipzig 1930 ⁸1966; Bd. 3: *Frühromantik*. Leipzig 1940 ⁷1966; Bd. 4: *Hochromantik*. Leipzig 1953 ⁷1966.

⁵⁵ Friedrich Gundolf: *Shakespeare und der deutsche Geist*. Berlin 1911, S. VIII: „Deshalb ist auch Methode nicht erlernbar und übertragbar, sofern es sich darum handelt, darzustellen, nicht zu sammeln. Methode ist Erlebnisart, und keine Geschichte hat Wert die nicht erlebt ist [...]“

und welches künstlerisches Darstellungsverfahren seinen wissenschaftlichen Ertrag eingeschränkt habe (Osterkamp 1993).

Als weitere Variante der geistesgeschichtlichen Literaturforschung trat die von Oskar Walzel (1864-1944) und Fritz Strich (1882-1963) geprägte „Stiltypologie“ in Erscheinung. Sie versuchte, die formalen Gestaltungsprinzipien des „Wortkunstwerks“ (Walzel 1926) zu ermitteln und griff dazu auf Kategorien der Kunstgeschichte zurück. Eine besondere Rolle spielten dabei die vom Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin auf Basis empirischer Beobachtung entwickelten Stilbegriffe – die von der deutschen Literaturwissenschaft jedoch nur selektiv bzw. metaphorisch rezipiert wurden. Neben terminologischen Anleihen bediente man sich vor allem der in Wölfflins Erstlingswerk *Renaissance und Barock* von 1885 entwickelten Polaritätskonstruktionen, die jedoch die formale Ebene kunstgeschichtlicher Beschreibungen überschritten und sich auf geistige und weltanschauliche Grundtendenzen bezogen. Die hieraus übernommenen, für eine spätere formanalytische Literaturforschung entscheidenden Begriffsbildungen waren antithetischer Natur. „Spannung“, „Unendlichkeit“, „Formlosigkeit“ bildeten den Gegenpol zu „Erlösung“, „Vollkommenheit“, „Vollendung“. Auch wenn Wölfflin die Einseitigkeiten seines Jugendwerkes in den 1915 veröffentlichten *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen* revidierte, war der Grundstein für eine Formanalyse als Daseinsdeutung gelegt. Stilbegriffe avancierten zu Abkürzungen für Geisteshaltung und Seelenverfassung ganzer Zeitalter und gerannen, empirische Untersuchungen vernachlässigend, zu psychologischen Strukturtypen. Die Folgen für die Literaturforschung wurden in Fritz Strichs erstmals 1922 veröffentlichtem Werk *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit* sichtbar. Von Paul Böckmann als „erste Verwirklichung eines ausgeprägten Stilsehens innerhalb der Literaturwissenschaft“⁵⁶ begrüßt und von Julius Petersen als „weitaus bedeutendster Versuch, Wölfflinsche Gesichtspunkte auf die Literaturwissenschaft zu übertragen“⁵⁷ gewürdigt, verharrte Strichs Werk trotz seines Anspruches, ein textbezogener Nachvollzug der formästhetischen Methode Wölfflins zu sein, in geistesgeschichtlichen Polaritätskonstruktionen und überbot diese noch. Stil als „Eigentümlichkeit des Ausdrucks einer Zeit, Nation oder Persönlichkeit“ sei nicht durch Aufhellung „wesensloser und zufälliger Probleme“ zu erforschen und darzustellen, sondern allein in der Näherung an die „einheitliche und eigentümliche Erscheinungsform der ewig menschlichen Substanz in Zeit und Raum“,⁵⁸ postulierte Strich und führte gegensätzliche Textverfahren und Motive auf eine „Urpolarität“ zwischen Unendlichkeitsstreben und Vollendungshoffnung zurück. Der behauptete Antagonismus zweier Charaktertypen wurde so zum Axiom, zu dessen Illustration der Gegensatz von Klassik und Romantik um 1800 allein das Belegmaterial bereitstellte.

Alle Varianten des geistesgeschichtlichen Methodenspektrums verallgemeinerten die Einzeldaten des literaturgeschichtlichen Prozesses typologisch, um in bewusster Opposition zur „mikrologischen Nichtigkeitskrämerei“⁵⁹ einer verselbständigten Detailforschung umfassende Perspektiven und Sinnangebote zu erzeugen. Damit waren nicht nur erweiterte Forschungsfelder, sondern auch Orientierungskompetenzen für eine zunehmend unübersichtliche Welt gewonnen. In dieser Verbindung von wissenschaftlicher Innovation und weltanschaulicher Kompetenz gründete die Überzeugungskraft des heterogenen Methodenspektrums: Die Integration diversifizierter Wissensbestände in ganzheitlichen „Synthesen“ setzte nicht nur dem Relativismus einer sich selbst genügenden Philologie scheinbar sichere Normen des Wissenswerten entgegen, sondern stellte zugleich auf drängende Fragen der weltanschaulichen Orientierungssuche ein bildungsidealistisches „Ethikangebot“ bereit (Kolk 1993). Die meisten der so begründeten literaturgeschichtlichen Darstellungen visibilisierten ihre Prämissen

⁵⁶ So Paul Böckmann in: Ein Jahrzehnt Romantikforschung. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 9 (1933), S. 47-53, hier S. 49.

⁵⁷ Julius Petersen: *Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Leipzig 1926, S. 84.

⁵⁸ Fritz Strich: *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich*. 2., verm. Aufl. München 1924, S. 3.

⁵⁹ Rudolf Unger: *Philosophische Probleme der neueren Literaturwissenschaft*, S. 8.

und Präsuppositionen jedoch nur unzureichend. Voraussetzung ihrer Fixierung des literaturhistorischen Prozesses auf ein geistiges Prinzip und die dadurch ermöglichten Einordnungen in einen übergreifenden Emanationsprozeß waren radikale Ausblendungen. Unterbelichtet blieben sowohl sozialhistorische Konditionen als auch gesellschaftsgeschichtlichen Bezugsprobleme der literarischen Produktion; der Gesamtdeutung entgegenstehende Einzelbefunde wie empirische Beobachtungen schwanden unter unifizierenden Begrifflichkeiten, die ihre Abkunft aus geschichts- und lebensphilosophischen Schemata nur schwer verbargen.

Stammesethnographische Literaturgeschichte

Mit ganz anderer Entschiedenheit operierte eine Richtung in der Literaturforschung, die sich im Anschluss an August Sauers Rektoratsrede *Literaturgeschichte und Volkskunde* von 1907 einer spezifischen Ordnung der kulturellen Überlieferung verschrieb. Die *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, die Sauers Schüler Josef Nadler erstmals zwischen 1912 und 1918 vorlegte (und in weiteren Auflagen bis zur berichtigten *Literaturgeschichte des deutschen Volkes* 1938-41 modifizierte) gab eine dezidiert ethnographische Deutung der literarisch-kulturellen Entwicklung des deutschen Sprachraums.⁶⁰ Mit den bereits im Titel markierten Zentralkategorien „Stamm“ und „Landschaft“ und der Reduktion historischer Prozesse auf das „Organon der völkischen Verbände und der geschlossenen Vorgänge“⁶¹ fixierte sie eine Form der Literaturbetrachtung, deren scheinbare Konjunktur nach 1933 der Wissenschaftsgeschichtsschreibung lange als Indiz für die restlose Anpassung an Imperative der politischen Umwelt galt (Kress 1971, S. 149; Meißl 1985). Was August Sauer in seiner Rektoratsrede *Literaturgeschichte und Volkskunde* von 1907 noch vorsichtig als ein Programm für eine kulturgeschichtlich erweiterte Literaturwissenschaft entworfen hatte, verwirklichte Josef Nadler auf beeindruckende und heftigen Widerspruch auslösende Weise. Einer 1914 vorgelegten theoretischen Begründung der *Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte* entsprechend, die eine Aufhebung ästhetischer Auswahlprinzipien zum Programm erhob, zeichnete sich seine *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* durch eine ungeheure Gegenstandserweiterung aus. Hatte sich die Literaturhistoriographie bislang auf poetische Texte kanonisierten Charakters konzentriert, versuchte Nadler nun die gesamte in Textform vorliegende Überlieferung darzustellen: Gleichberechtigt neben anerkannten dichterischen Werken standen Zeugnisse aller Wissenschaften, die bisher wenig beachtete lateinische und katholische Literatur, Mundart- und Heimatdichtung, Zeitungen und Journale, künstlerische und politische Manifeste, Äußerungen von Organisationen und Bünden sowie das auslandsdeutsche Schrifttum von den Balten bis zu den Amerikadeutschen. Entsprechend umfassend war das personelle Ensemble des Werkes; das Personenregister im vierten Band führte über 3000 Namen auf. Strukturierendes Ordnungsprinzip dieser Datenflut wurde die auf einem substantialisierten Stammesbegriff basierende Gliederung der deutschen Real- und Kulturgeschichte in drei große historische „Vorgänge“: (a) die Entwicklung der germanischen „Altstämme“ (Alemannen, Franken, Thüringer, Bayern), die aufgrund eines kontinuierlichen Zusammenhanges mit römisch-katholischem und romanischem Geist zu Erben der klassisch-antiken Überlieferung wurden; (b) die Entwicklung der „Neustämme“ (Meißner, Sachsen, Schlesier, Brandenburger, Altpreußen), die nach der Ostexpansion um 1050 durch Vermischung mit den slawischen Völkern östlich der Elbe-Saale-Linie im ostdeutschen Siedlungsgebiet entstanden und die „Romantik“ hervorbrachten sowie (c) die

⁶⁰ Josef Nadler: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*. Erster Band: *Die Altstämme*. Regensburg 1912 (Vorwort unterzeichnet mit 1911); Zweiter Band: *Die Neustämme von 1300, die Altstämme 1600-1780*. Regensburg 1913; Dritter Band: *Hochblüte der Altstämme bis 1805 und der Neustämme bis 1800*. Regensburg 1918; Vierter Band: *Der deutsche Staat. 1814-1914*. Aufl. Regensburg 1928. Die zweite Auflage erschien überarbeitet und mit revidierten Titeln: I. Bd. *Die altdeutschen Stämme. 800-1740*. Regensburg 1923, II. Bd. *Sachsen und das Neusiedelland. 800-1786*. Regensburg 1923, III. Bd. *Der deutsche Geist. 1740 - 1813*. Regensburg 1924. Die dritte Auflage erschien zwischen 1929 und 1932 mit unveränderten Titeln.

⁶¹ Josef Nadler: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, III. Bd. ²Regensburg 1924, S. 282.

„Sonderentwicklung“ im bayerisch-österreichischen Süden und Südosten, die in direkter Aufnahme antiker Kultur durch Einschmelzung aller Künste das „Barock“ geprägt hätte.

Auf Nadlers voluminöses Opus reagierte die disziplinäre Literaturwissenschaft mit harschen Einwänden und scharfer Kritik. Während sich Schriftsteller wie Hugo von Hofmannsthal oder Thomas Mann beeindruckt zeigten, monierten die universitären Sachwalter der Literaturforschung vor allem Nadlers Erklärungsprinzip, das geistig-kulturelle Erzeugnisse aus ethnographischen Parametern und politisch-sozialen Verhältnissen ableitete. In der Ablehnung dieses „soziologischen Positivismus“ (Rudolf Unger) war die Zunft einig – und verweigerte sich mehr oder weniger erfolgreich auch anderen zaghaften Anläufen zu einer sozialgeschichtlich oder soziologisch orientierten Literaturforschung. Denn vom Aufschwung der Sozialwissenschaften seit Beginn des 20. Jahrhunderts spürte man in der nach methodischer Orientierung suchenden deutschen Literaturwissenschaft weit weniger als von den zeitgleichen Entwicklungen in Philosophie und Kunstwissenschaft (Voßkamp 1993).

Soziologische und sozialgeschichtliche Ansätze

Die dennoch verfolgten Ansätze zu einer gesellschaftsbezogenen Thematisierung von Literatur, die unter Bezeichnungen wie „sozialliterarische Methode“ (Paul Merker), „psychogenetische Literaturwissenschaft“ (Fritz Brüggemann), „Geschmacksgeschichte“ (Levin Schücking) oder „soziologische Literaturgeschichtsforschung“ (Alfred Kleinberg) firmierten, wurden inspiriert von Karl Lamprechts universaler Kulturgeschichtsschreibung, die das geistige Leben aus wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zu erklären suchte. Nach Erhebung seiner Disziplin zu einer exakten Wissenschaft strebend, hatte der in Leipzig lehrende Historiker die Geschichte nicht als Folge von Ereignissen, sondern als gesetzmäßigen Ablauf materialer Entwicklungsstufen in Wirtschaft und Gesellschaft beschrieben. Eine gewisse Attraktivität gewannen auch die Kategorien der von Wilhelm Wundt entwickelten „Sozialpsychologie“, die der Literaturwissenschaft die Möglichkeit bot, ihre Grundlagen kulturhistorisch zu erweitern (Benda 1928, 20-25). Nachdem der Philosoph Erich Rothacker bereits 1912 Lamprechts Verdienste gewürdigt und Anschlussmöglichkeiten der Geisteswissenschaften aufgezeigt hatte,⁶² betonte der Germanist Paul Merker (1881-1945) in seiner Programmschrift *Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte* von 1921 die Fruchtbarkeit von Lamprechts Geschichtsauffassung für eine veränderte Untersuchungsperspektive: „An Stelle des Einzelwerkes und der Einzelpersonlichkeit, die sonst im Vordergrund des Interesses steht und den Ausgangspunkt, vielfach aber zugleich auch den Endpunkt der Betrachtung bildet, liegt hier der Schwerpunkt auf der *societas litterarum*, auf der allgemeinen geistigen und literarischen Struktur einer Epoche.“⁶³ Zur Erfassung dieser „geistigen und literarischen Struktur einer Epoche“ sollten neben biologischen und sozialen Bindungen des Autors weitere Faktoren des literarischen Lebens wie Publikum, poetische Theorie und Einfluss ausländischer Dichtungen untersucht und in ein umfassendes Tableau von Wirkungszusammenhänge integriert werden. Wären so die für alle kulturellen Produktionen gültigen „sozialpsychologischen Grundlagen“ ermittelt, könnten „höhere kulturpsychologische Gesetzmäßigkeiten“ ergründet und zu einer überzeugenden Periodisierung vorgedrungen werden.⁶⁴ – Neben den an Lamprechts Kulturgeschichte orientierten Varianten sozialhistorischer Literaturbetrachtung formierte sich in der vom Anglisten Levin L. Schücking (1878-1964) begründeten „Soziologie der literarischen Geschmacksbildung“ (München 1923, revidiert ³1961) ein Forschungsprogramm, das eine Publikumssoziologie unter besonderer Berücksichtigung von Produktions- und Distributionsbedingungen anbot und übergreifende Anerkennung fand. In der 1929 veröffentlichten Untersuchung

⁶² Erich Rothacker: *Über die Möglichkeit und den Ertrag einer genetischen Geschichtsschreibung im Sinne Karl Lamprechts*. Leipzig 1912 (= Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte 20).

⁶³ Paul Merker: *Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte*. Leipzig und Berlin 1921, S. 49.

⁶⁴ Ebenda, S. 64. Siehe auch den späteren Beitrag von Paul Merker: Individualistische und soziologische Literaturgeschichtsforschung. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 1 (1925), S. 15-27.

Die Familie im Puritanismus setzte Schücking diese theoretischen Überlegungen am konkreten historischen Beispiel um: Von den sozialen Hintergründen der Familientheokratie im England des 17. Jahrhunderts ausgehend, wies er ihren Einfluss auf den Roman der Folgezeit anhand puritanischer Hauszuchtbücher nach. – Dem in kultur- und literarhistorischen Arbeiten Franz Mehrings und anderer marxistischer Theoretiker entwickelten Programm einer materialistischen Literatursoziologie gelang es dagegen nicht, den Zirkel der universitären Wissenschaft zu beeinflussen.⁶⁵ Während in der Sowjetunion das marxistische Basis-Überbau-Modell seit den 1930er Jahren zu einem kanonisierten Deutungsmuster aufstieg (und später auch die Literaturwissenschaft in der DDR prägen würde), entsann man sich in der Bundesrepublik erst seit den 1960er Jahren und dem Ende einer werkimmanenten Abstinenz auf sozialgeschichtliche Verfahren, die nun zu einflussreichen Forschungsprogrammen avancieren sollten.

Die weitgehende Erfolg- und Folgenlosigkeit sozialhistorischer Ansätze in der Literaturforschung der ersten Jahrhunderthälfte erklärt sich zum einen aus den konzeptionellen und methodischen Defiziten der gerade als Universitätsfach etablierten Soziologie: Die noch junge Disziplin vermochte es nicht, plausible Modelle für eine soziologisch bzw. sozialgeschichtlich fundierte Beschreibung und Erklärung des Zusammenhangs von Gesellschaft und literarischer Kommunikation bereitzustellen. Andererseits verhinderte das geisteswissenschaftliche Selbstverständnis der universitären Literaturforschung und die Orientierung an einer idealistischen Werkästhetik die unvoreingenommene Aufnahme materialistischer Anläufe. Auch die Anstöße für eine Thematisierung sozialer und politischer Determinanten der Literatur, die von fachexternen und gleichsam undisziplinierten Forschern kamen, verhallten zumeist ungehört: Neben dem Staatsrechtler Carl Schmitt – der 1919 sein Buch *Politische Romantik* veröffentlichte, das in Anlehnung an den französischen Soziologen Taine und Seillière die romantische Bewegung als Formation der wurzellosen bürgerlichen Intelligenz definierte und deren „subjektivierten Occasionalismus“ mitsamt seiner ästhetisch motivierten Auflösung ontologischer Fundamente als Paradigma der Moderne beschrieb – sorgte der Wissenssoziologe Karl Mannheim für die Begründung einer modernen Intellektuellen-Geschichte, wurde aber wie Schmitt nur begrenzt wahrgenommen. Georg Lukács (1885-1971), der sich unter dem Einfluss des Marxismus zu einem materialistischen Kulturtheoretiker entwickelte, strebte nach seinen frühen Schriften *Die Seele und die Formen* (Budapest 1910; deutsch Berlin 1911) und *Die Theorie des Romans* (Berlin 1920) eine historisch-soziologischen Analyse künstlerischer und insbesondere literarischer Manifestationen und Prozesse an. Der im 1923 veröffentlichten Werk *Geschichte und Klassenbewusstsein* im Anschluss an Marx' Hegelauslegung gewonnene Begriff der „Verdinglichung des Bewusstseins“ sollte später wichtige geistige Bewegungen wie die „kritische Theorie“ der Frankfurter Schule und die Wissenssoziologie beeinflussen. Noch später sollten die literaturtheoretischen wie literaturgeschichtlichen Überlegungen Walter Benjamins (1892-1940) seine Sprengkraft entfalten: Der mit der Dissertation *Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik* in Bern promovierte Germanist versuchte sich mit der Abhandlung *Ursprung des deutschen Trauerspiels* 1925 an der Universität Frankfurt zu habilitieren, wurde aber unter unwürdigen Umständen zurückgewiesen. Das Werk konnte erst 1928 bei Rowohlt in Berlin erscheinen; seine eigentliche Wirkungsgeschichte begann – nachdem es der in Adornos Frankfurter Benjamin-Seminar ausgebildete Wilhelm Emrich in seiner 1934 erschienenen Dissertation *Paulus im Drama* fruchtbar aufgenommen hatte – jedoch erst unter gänzlich veränderten Konstellationen in der Bundesrepublik.

Schon jetzt kann darauf hingewiesen werden, dass die keimhaften sozialhistorischen Ansätze die Veränderungen innerhalb der universitär professionalisierten Literaturwissenschaft nach der Zäsur des Jahres 1933 nicht überleben sollten. Obwohl unmittelbar nach der NS-Machtübernahme programmatische Äußerungen eine soziologische

⁶⁵ Entwickelt u.a. durch Franz Mehring: *Die Lessinglegende*. Stuttgart 1893; Alfred Kleinberg: Soziologische Literaturgeschichtsforschung. In: *Die Gesellschaft* 2 (1925), S. 574f.; ders.: *Die deutsche Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen*. Berlin 1927. – Einen im weiteren Sinne literatursoziologischen Ansatz verfolgte auch Samuel Lublinski in seinen Schriften *Die Bilanz der Moderne* (Berlin 1904, ND Tübingen 1974) und *Der Ausgang der Moderne. Ein Buch der Opposition* (Dresden 1909, ND Tübingen 1976).

Ausrichtung der Literaturwissenschaft forderten, schwanden soziologische oder sozialgeschichtliche Fragestellungen fast gänzlich aus dem Spektrum der Forschung. Denn trotz der postulierten Konzentration auf „völkische“ Dimensionen von Literatur mangelte es an empirischen Parametern und deskriptiven Verfahren; der Rückgang auf einen mythisierten Begriff des Volkes, der nicht mehr auf eine Sprach- oder Kulturgemeinschaft, sondern auf eine vorsprachliche „Einheit des Blutes“ rekurrierte, machte soziologisch bzw. sozialwissenschaftlich fundierte Forschungen zum literarischen Leben und Produktionsprozess weitgehend unmöglich.

1. 3. 5 Beobachtung und Beschreibung. Formalismus und Strukturalismus

Während sich die deutsche Literaturwissenschaft unter dem Einfluss von Philosophie und Kunstwissenschaft der Konstruktion großangelegter „Synthesen“ widmete, vollzogen sich in der Literaturforschung der europäischen Nachbarn Veränderungen, die nicht zu unterschätzende Folgen haben sollten. In Frankreich fand seit Beginn des 20. Jahrhunderts das Programm einer „explication de textes“, das auf eine Analyse von Stil und Komposition literarischer Werke zielte, zunehmende Verbreitung an Universitäten und Lyzeen – auch wenn die normierte Verbindung von Lektüre und Interpretation eher ein Hilfsmittel der Pädagogik als ein methodologisches Prinzip der Literaturwissenschaft darstellte. Seit 1915 wandelte sich auch die Literaturwissenschaft in Rußland: In Moskau und Sankt Petersburg entstanden in den Arbeiten von Boris Michajlovic Ejchenbaum (1886-1956), Roman Osipovic Jakobson (1896-1982), Viktor Borisovic Šklovskij (1893-1984), Jurij Nikolajevic Tynjanow (1894-1943) und anderen jungen Philologen neuartige Beobachtungsverfahren, die im Unterschied zur auch hier herrschenden philologisch-historischen Behandlung von Literatur nach der spezifischen Differenzqualität poetischer Texte bzw. ihrer „?????????????“ (literarisch; Literarizität) fragten (Erlich 1955/1964; Striedter 1969; Hansen-Löve 1978). Ihre Bemühungen um eine eigene Terminologie für die Beschreibung literarischer Texte profitierten von den Vorleistungen einer Sprachwissenschaft, die – von der Phänomenologie Edmund Husserls in besonderer Weise angeregt – die Funktionen der menschlichen Sprache erforschte. Wenn Sprache als zentrales Zeichensystem und gleichsam natürlicher Prototyp jedes mit Bedeutung versehenen Ausdrucks angesehen wurde, hatte das weitreichende Folgen für ihre wissenschaftliche Behandlung: Linguistische Fakten waren nicht nur im Hinblick auf ihre historische Entwicklung, sondern auch in ihrem Funktionieren in aktuellen Sprachformen zu untersuchen. Zugleich konnte über die empirischen Daten der vergleichenden Sprachforschung hinausgegangen und eine universale Grammatik zur Beschreibung der „Sprache als solcher“ projiziert werden. Bei der Vermittlung von Husserls Überlegungen, in den epochemachenden *Logischen Untersuchungen* von 1900/01 niedergelegt, kam dem Philosophen Gustav Gustavovic Špet eine überragende Rolle zu. Er machte die Moskauer Philologen mit Begriffen wie „Bedeutung“, „Form“, „Zeichen“ und „Bezugsgegenstand“ bekannt. Nachdrücklich warnte Špet vor der Gefahr, Linguistik und Psychologie zu verwechseln, wie es die deutsche „Völkerpsychologie“ á la Wilhelm Wundt und Lazarus/Steinthal praktiziert hatte. Denn Kommunikation ist nach Špet allein als Faktum gesellschaftlichen Verkehrs und also nicht durch individual- oder kollektivpsychologische Spekulationen zu erklären. Alle Ausdrucksformen und namentlich die Sprache sollten nicht als sekundäre Erscheinungen oder sinnliche Symptome psychischer Vorgänge behandelt werden, sondern als eigenständige Realitäten, die als Objekte *sui generis* nach einer *strukturellen Beschreibung* verlangten.

Auf der Basis einer so begründeten Begrenzung bestand die Hauptaufgabe der Sprachforschung darin, die intersubjektive Bedeutung einer Äußerung und ihrer Komponenten festzustellen sowie die besonderen Zwecke von Arten des sprachlichen „Ausdrucks“ zu bestimmen. Literarische Texte gewannen in diesem Zusammenhang aus mehreren Gründen besondere Relevanz. Zum ersten waren sie aufgrund ihrer besonderen Eigenschaften gleichsam prädestiniert für die Exploration von *Formen* und *Funktionen*: Denn die poetische Sprache organisiert (nahezu alle) ihre Komponenten nach konstruktiven Prinzipien, um ästhetische Effekte zu erzielen. Zum zweiten bot die

Bearbeitung literarischer Texte forschungspraktische Vorteile: Die traditionelle Sprachwissenschaft hatte sich für deren Prinzipien und Funktionen bislang wenig interessiert; eine Beschäftigung mit ihnen konnte sich auf diesem Feld also leichter durchsetzen, ohne von traditionellen Regeln gehemmt oder blockiert zu werden. Ein dritter und wichtiger Grund ergab sich aus dem kulturellen Umfeld: Die in Russland besonders intensive futuristische Bewegung legte in ihren Texten die sprachlichen Mittel in einer Weise offen, dass es möglich wurde, das Laboratorium der modernen Dichtung gleichsam direkt und im Prozessieren zu studieren. Die Sprachexperimente von Velemir Chlebnikow, Alexej Krutschenych und dem jungen Wladimir Majakowskij unterstrichen die besondere Funktion der poetischen Sprache und unterschieden sie dezidiert von allen Arten der mitteilenden Sprache. Die gesteigerte Selbstreflexivität des Literatursystems inspirierte so eine Forschung, die sich im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einer organisierten Bewegung kristallisierte. 1915 gründete eine Gruppe von Studenten der Moskauer Universität den „Moskauer Linguistik-Kreis“; ein Jahr später vereinten sich in Sankt Petersburg junge Philologen und Literaturhistoriker in der „Общество изучения поэтического языка“ (Obščestvo izucenija poetičeskogo jazyka; dt. Gesellschaft zur Erforschung der poetischen Sprache), die unter der Abkürzung „? ???“ (Opojaz) bekannt wurde.

Treibende Kraft des Moskauer Linguisten-Zirkels wurde Roman Jakobson, der in Studien über die poetische Sprache Velemir Chlebnikows nicht nur eine Analyse der lyrischen Mittel und Verfahren gab, sondern zugleich die formalistische Konzeption von Dichtung und ihrer Erforschung darlegte. In der Petersburger „Gesellschaft zur Erforschung der poetischen Sprache“ profilierte sich Viktor Šklovskij, der mit dem bahnbrechenden Aufsatz „Искусство, как прием“ (Iskusstvo, kak priem; dt. Die Kunst als Verfahren) 1917 eine radikale Revision der bisherigen Vorstellungen vom poetischen Bild lieferte. Die in literarischen Texten gebrauchte Bildsprache erklärt nicht Unbekanntes mit Hilfe des Bekannten, sondern verfährt genau umgekehrt: Jede Form der Übertragung „verfremdet“ die gewohnte Wahrnehmung und lässt so etwas entdecken, was im konventionalisierten Umgang verschüttet bleibt. Indem die bewusst gestaltete Form künstliche Hindernisse zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem wahrgenommenen Objekt aufbaut, wird die Kette gewohnheitsmäßiger Verknüpfungen und automatischer Reaktionen unterbrochen. Das „Verfahren der Verfremdung“ (????? ??????????) lässt die sprachlich gegebenen Dinge überhaupt sehen, statt sie bloß wiederzuerkennen.

Das „Verfahren“ (?????), verstanden als Technik des bewussten Herstellens eines sprachlichen Kunstwerks durch Formung seines sprachlichen Materials und Deformierung seines Stoffes, d.h. der „Wirklichkeit“, stieg zum Schlüsselbegriff des Formalismus auf. „Wenn die Literaturgeschichte Wert darauf legt, eine Wissenschaft zu werden, muss sie das Verfahren als ihr einziges Anliegen erkennen“, erklärte Roman Jakobson in seiner 1921 in Prag veröffentlichten Aufsatzsammlung über moderne russische Poesie.⁶⁶ Er traf sich darin mit Viktor Šklovskij, der in einem vielzitierten Essay über Vasili Vasil’evic Rosanow im gleichen Jahr definitiv festlegte: „Ein literarisches Werk ist die Summe aller darin angewandten stilistischen Mittel.“⁶⁷ Andere Komponenten des literarischen Textes wie ideelle Gehalte oder historische Bezugsprobleme hielt man für zweitrangig oder sogar für gänzlich irrelevant. Untersucht (und durch Referate bei den Versammlungen des Moskauer Linguisten-Zirkels vorgestellt) wurden deshalb Attribute der poetischen Sprache wie Epetitha, konsonantische Häufungen in Versen, metrische Formen etc. Die dezidiert ahistorische Konzentration der formalistischen Literaturforschung auf Ausdrucksmittel und Verfahren hatte mehrere Ursachen. Zum einen korrespondierte sie den Bemühungen der noch jungen Schule, sich von Vorgängern und Konkurrenten im wissenschaftlichen Feld abzusetzen – und dazu gehörte vor allem die Abgrenzung von einer biographisch orientierten Philologie, die sich in der Erforschung des Nationaldichters Alexander Sergejewitsch Puschkin (ähnlich wie die Goethe-Philologie in Deutschland) in steriler Akkumulation unzusammenhängenden Detailwissens verloren hatte. Zum anderen schlossen die Formalisten mit

⁶⁶ Roman Jakobson: *Novejšaja russkaja poezija*. Prag 1921, S. 11.

⁶⁷ Viktor Šklovskij: *Rosanov*. Sankt Petersburg 1921, S. 15.

ihren apodiktisch vorgetragenen Geltungsansprüche an futuristische Traditionen an, zu denen auch das Auftreten als „Bürgerschreck“ gehörte. Nicht zuletzt wirft das apodiktische Auftreten der formalistischen Literaturforscher ein bezeichnendes Licht auf eine kulturelle Situation, die prononciertes Gebaren zu erfordern schien: Um sich in den stürmischen Jahren zwischen 1915 und 1920 Gehör zu verschaffen, musste laut gesprochen werden.

Eine Korrektur der einseitigen Konzentration auf die literarische Form setzte mit dem Wachstum der Bewegung seit Beginn der 1920er Jahre ein. Schon 1924 ersetzte Jurij Nikolajevic Tynjanow die statische Bestimmung des literarischen Werkes als Summe aller in ihm realisierten Mittel durch seine Modellierung als ästhetisches „System“, in dem jedes Verfahren eine bestimmte Funktion zu erfüllen hat. „Die Einheit eines literarischen Werkes liegt nicht in einem streng symmetrischen Ganzen, sondern in dynamischer Integration [...] Die Form eines literarischen Kunstwerks muss als dynamisch bezeichnet werden.“⁶⁸ Wurde so die Funktion der künstlerischen Mittel bzw. Verfahren in Abhängigkeit vom ästhetischen Gesamtzusammenhang eines Werkes beobachtet, konnte die historische Dimension nicht mehr vernachlässigt werden: Was zu einem bestimmten Zeitpunkt tragisch wirkte, konnte in einer anderen historischen Umgebung komische Effekte auslösen. Um also zwischen den verschiedenen Anwendungen eines „Verfahrens“ unterscheiden und deren Rolle innerhalb eines gegebenen ästhetischen Systems – ob Einzeltext, Gesamtwerk eines Autors oder literarische Bewegung – unterscheiden zu können, musste das literarische Faktum wieder in seinen geschichtlichen Bezügen beobachtet werden. Die Thematisierung der „literarischen Evolution“ schlug sich in zahlreichen Untersuchungen zu Autoren des „???????“ des „Goldenen Zeitalters“ der russischen Poesie nieder. Jurij Tynjanow schrieb über ?????????? ? ??????. ? ?????? ?????? (Dostoevskij und Gogol'. Zur Theorie der Parodie; 1921) und ?????????? ? ??????? (Archaisten und Puschkin; 1926), Boris Tomašewskij über ? ?? ??? (Puschkin; 1925). Boris Ejchenbaum verfasste die eindringlichen Studien ? ?????? ??????? (Der junge Tolstoj; 1922) und ? ????????? (Lermontov; 1924). Tomašewskij fixierte in der 1925 veröffentlichten Übersichtsdarstellung ?????? ?????????? erstmals auch den Terminus „Literaturtheorie“ als eigenständiges Arbeitsfeld einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit poetischen Texten.

Zugleich vollzogen sich innerhalb der formalistischen Bewegung interne Differenzierungsprozesse. Seit den Anfängen ihrer gegen die akademische Literaturwissenschaft gerichteten Forschungstätigkeit bestanden zwischen der Petersburger Gesellschaft für die Erforschung der poetischen Sprache (Opojaz) und dem Moskauer Linguisten-Kreis erhebliche Unterschiede, die vor allem die Beziehung zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft betrafen. Waren die in Petersburg konzentrierten Literaturhistoriker an der Linguistik als einem Handwerkszeug für literaturtheoretische Problemstellungen interessiert, so erblickten die in Moskau tätigen Sprachwissenschaftler in der Dichtung einen Prüfstein für ihre Methodologien. Mit anderen Worten: Für Viktor Šklovskij und Boris Ejchenbaum bildete die Sprachwissenschaft eine zentrale Hilfsdisziplin, während Roman Jakobson die Poetik als integralen Bestandteil der Linguistik behandelte. – Der wachsende Einfluss formalistischer Textumgangsformen unter jungen russischen Philologen und Literaturwissenschaftlern wurde unterbrochen, als sich nach 1925 die Literaturtheoretiker marxistischer Provenienz sammelten. Den Anfang der Kampagne machte Leo Trotzki, der in seinem 1924 in Moskau veröffentlichten Buch ?????????? ? ?????????? (Literatur und Revolution) in einem ganzen Kapitel gegen die „formalistische Schule“ und ihren angeblich „reaktionären Charakter“ polemisierte. Den Hauptangriffspunkt bildeten dabei nicht die deskriptiven Verfahren, die sich laut Trotzki auf ein Zählen wiederkehrender Vokale und Konsonanten, Silben und Beiwörter beschränkten und in ihrer Funktion als Hilfsmittel der Forschung sogar Anerkennung fanden. Kernstück von Trotzki's Polemik war vielmehr eine massive Attacke gegen Viktor Šklovskij, der in ??? ???? (Lauf des Pferdes; 1923) eine soziologische Interpretation von Literatur ad absurdum zu führen versucht hatte. Auch wenn Trotzki – im Unterschied zu einer sich bereits formierenden Kunstdoktrin sowjetischer Prägung – die Eigengesetzlichkeit der literarischen Evolution akzeptierte und die Beurteilung eines Kunstwerks „nach seinem eigenen Gesetz, das heißt nach dem Gesetz der Kunst“ forderte,

⁶⁸ Jurij Nikolajevic Tynjanow: *Problema stichotvornogo Jazyka*. Leningrad 1924, S. 10.

beharrte er auf dem Kompetenzanspruch des historischen Materialismus für ihre kausale Erklärung: „Nur der Marxismus kann erklären, warum und wie eine gegebene Richtung in der Kunst in der gegebenen geschichtlichen Periode entstanden ist.“

Trotz verschiedener Anstrengungen, einen gemeinsamen Nenner zwischen formalistischer und materialistischer Literaturforschung zu finden, geriet die auf Formen und Verfahren rekurrierende Beobachtung in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre in eine Krise, aus der sie sich nicht mehr erholen sollte. Ursache dafür waren nicht allein die kultur- und wissenschaftspolitischen Lenkungsansprüche des sowjetischen Staatsapparates, der ein mit dem Namen Stalins verbundenes Repressionssystem auszubilden und abweichende Meinungen mehr und mehr zu unterdrücken begann. Der allmähliche Zerfall des Formalismus ergab sich auch aus methodologischen Einseitigkeiten eines Forschungsprogramms, das es nicht geschafft hatte, überzeugende Antworten auf die Frage nach gesellschaftsgeschichtlichen Konditionen der literarischen Evolution zu finden. 1930 veröffentlichte die *Pravda* Viktor Šklovskijs reumütigen Artikel *Über die Formalisten* (Denkmal eines wissenschaftlichen Irrtums), in dem der vormalige Wortführer des Petersburger Zirkels zugab, den auf literarischem Gebiet ausgetragenen „Klassenkampf“ ignoriert und den literarischen Prozess von den zugrundeliegenden sozialen Kräften getrennt zu haben. Der Formalismus sei nun „eine Sache der Vergangenheit“; übrig bleibe eine „heute allgemein anerkannte Terminologie sowie eine Reihe von technologischen Beobachtungen“. Mit dieser von orthodoxen Marxisten als Tarnungsmanöver heftig verurteilten Erklärung (der Šklovskij noch eine weitere, nun von Autoritäten wie Marx, Engels, Plechanow und Mehring beglaubigte Distanzierung folgen ließ) war der Formalismus als organisierte Bewegung innerhalb der russischen Literaturwissenschaft beendet. Seine Wirkungen aber sind nicht zu unterschätzen. Diese tangierten weniger die universitäre Literaturforschung in Deutschland, die den Formalismus frühzeitig kennen lernen konnte – schon 1925 erschien in der *Zeitschrift für slavische Philologie* der Forschungsbericht *Formprobleme in der russischen Literaturwissenschaft* von Victor Maksimovic Žirmunskij (1891-1971); 1928 reiste Oskar Walzel nach Leningrad und Moskau (und galt danach missverständlicher Weise als einer der Wegbereiter formalistischer Methoden).⁶⁹

Die von den russischen Formalisten begonnene Exploration der Verfahren poetischer Texte fand vielmehr in Osteuropa und (nach kognitiven Wandlungsprozessen) in den USA ein Echo. Zentrale Instanz zur Vermittlung der auf *Form* und *Funktion* zentrierten Beobachtungsverfahren wurde Roman Jakobson, der seit 1920 in Prag lebte und die tschechischen Philologen mit dem russischen Formalismus vertraut machte. In dem sich 1926 formierenden Prager Linguistik-Kreis gab Jakobson die von ihm mitgeprägten Konzepte an junge tschechische Linguisten sowie an den linguistisch orientierten Ästhetiker Jan Mukarowsky, den Slawisten N. S. Trubetzkoy und den Anglisten René Wellek weiter. Aus dieser Verbindung von Sprach- und Literaturwissenschaftlern ging – nicht zuletzt unter dem wachsenden Einfluss der von Ferdinand de Saussure im *Cours de linguistique générale* 1916 begründeten Semiotik – eine fruchtbar erweiterte Behandlung von Texten hervor: Indem die Sprache nun als zentrales (wenn auch nicht als einzig mögliches) Zeichensystem aufgefasst wurde, konnte der literarische Text als Relation von Zeichen und Bedeutung beschrieben sowie regelgeleitet analysiert werden. Das beschränkende Diktum des Moskauer Linguisten-Kreises, Dichtung sei Sprache in ihrer „ästhetischen Funktion“ und durch Ermittlung ihrer „Verfahren“ zu erfassen, wich der Auffassung, die poetische Sprache sei (wie andere Zeichensysteme auch) ein zusammenhängendes Ganzes, in dem alle Teile aufeinander einwirkten und im relationalen Verhältnis von Elementen eine „Struktur“ ausbildeten. Mit diesem Perspektivwechsel wandelte sich der „Formalismus“ zu einem „Strukturalismus“, der weit mehr war als nur eine spezifische Textumgangsform. Schon die zeitgenössischen Akteure erkannten in ihm eine „allgemeine Denktendenz“ (Ernst Cassirer) bzw. ein „noetisches Prinzip“ (Jan

⁶⁹ Als „Schule Oskar Walzels“ erschien der Formalismus bei Anatoli Lunatscharskij: Die Kritik [1931]. In: Ders.: *Philosophie. Kunst. Literatur. Ausgewählte Schriften 1904-1933*. Hrsg. von Lydia Reinhardt. Dresden 1986, S. 201-256, hier S. 242. Vgl. dagegen jetzt Michael Dewey: „Wir sind ohne den ‚Geist‘ der Deutschen ausgekommen...“. Zum ambivalenten Verhältnis der russischen Formalisten zu den deutschen Geisteswissenschaften. In: *Scientia Poetica* 8 (2004), S. 69-96.

Mukarowsky), das sich sowohl in geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Linguistik als auch in Psychologie und Biologie durchsetzen konnte.

Zentralen Einfluss und Wirkungsmacht in den Literatur- und Kulturwissenschaften gewann der Strukturalismus nach einer erneuten transnationalen Wanderungsbewegung. Nachdem der Anglist und Komparatist René Wellek – er hatte in Prag dem um Roman Jakobson versammelten Linguisten-Kreis angehört und war durch seinen Bruder Albert Wellek bestens über die aktuelle Entwicklung in Psychologie und Soziologie informiert – 1939 als Dozent für englische Literatur an die University of Iowa gekommen war, verfasste er gemeinsam mit dem hier lehrenden Warren Austin die Übersichtsdarstellung *Theory of Literature* (New York 1949), die in den 1950er und 1960er Jahren zu einem international rezipierten Lehrwerk avancieren sollte. Das in 25 Sprachen übersetzte Werk verdankt seine Bedeutung dem Vermögen, ideelle Gehalt und emotionale Wirkung zum Gegenstand der Analyse zu machen sowie einer kompromisslosen Abweisung aller interpretierenden Fremdbestimmungen des literarischen Kunstwerks, namentlich durch soziologische und psychologische Vorurteile. Bis dieses Werk und die ihm zugrunde liegenden Prinzipien in der deutschen Literaturforschung wahrgenommen wurden, sollte allerdings geraume Zeit vergehen. Denn in Deutschland hatten sich mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten die politischen Rahmenbedingungen der Wissensproduktion geändert und auch Veränderungen in der institutionalisierten Literaturwissenschaft hervorgerufen. Diesen ist nun nachzugehen.

1. 3. 6 Im Spannungsfeld politischer Lenkungsansprüche. 1933-1945

Auf die Machtübertragung an die Nationalsozialisten reagierten namhafte Repräsentanten der universitären Literaturwissenschaft mit pathetisch artikulierter Zustimmung: Eine „neue Epoche der deutschen Geschichte“ sowie einen „Aufbruch des Geistes aus langer Fremdherrschaft“ konstatierte der Leipziger Ordinarius Hermann August Korff; vom „Wunder der deutschen Wende“ sprach Gerhard Fricke, der im Mai 1933 auch die Rede zur Bücherverbrennung in Göttingen hielt.⁷⁰ Die *Zeitschrift für Deutsche Bildung* veröffentlichte ein Sonderheft mit Stellungnahmen der Herausgeber, die unter Titeln *Die Wissenschaft vom deutschen Menschen in dieser Zeit* oder *Deutschunterricht und Nationalsozialismus* das politische Ereignis begrüßten und einen Bedeutungszuwachs der eigenen Tätigkeit gekommen sahen. Auch die *Zeitschrift für Deutschkunde* publizierte Ergebnisadressen. Selbst für die *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* war ein Sonderheft geplant, für das Mitherausgeber Erich Rothacker einen „ideologischen Aufsatz“ über den Nationalsozialismus aus der Feder des Rosenberg-Mitarbeiters Alfred Bäumler vorsah (Dainat/ Kolk 1995, 130).

Obwohl deutsche Schulmänner und Philologen im Frühjahr 1933 lauthals ihre Zustimmung zum neuen Staat deklarierten und mit einem „neuen Zeitalter“⁷¹ die Einlösung ihrer Hoffnungen auf eine Aufwertung der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur gekommen sahen, zählten sie nicht zu den Gewinnern der NS-Machtübernahme. Sorgen schon die Exzesse der nationalsozialistischen Studentenschaft und die dirigistischen Interventionen des politischen Systems in das Selbstbestimmungsrecht der Hochschulen im Jahr 1933 unter Fachvertretern für Unruhe, so markierte der Umbau des Wissenschaftssystems mit seinen verheerenden Folgen für die Germanistik deutlich die Missachtung, die das in seiner Wissenschaftspolitik uneinheitlich agierende Herrschaftssystem der professionalisierten Beschäftigung mit Literatur und Sprache entgegenbrachte. Die Zahl der Germanistik-Studenten sank von 1931 bis 1938 von 5361 auf 1049 Studierende; in der selben Zeit sank die Zahl der

⁷⁰ Hermann August Korff: Die Forderung des Tages. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 47 (1933), S. 341-345, hier S. 341; Gerhard Fricke: Über die Aufgabe und Aufgaben der Deutschwissenschaft. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 9 (1933), S. 494-501, hier S. 494.

⁷¹ So Walther Linden: Deutschkunde als politische Lebenswissenschaft - Das Kerngebiet der Bildung! In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 47 (1933), S. 337-341, hier S. 337.

Germanistik-Dozenten von 144 auf 114, was dem Stand von 1920 entsprach (Tietze 1987, 124f.; von Ferber 1956, 195f.) Eine Ursache für dieses offenkundige Desinteresse ist in den kulturpolitischen Präferenzen der braunen Machthaber zu finden: Die von Walter Benjamin bereits 1935 konstatierte und in neueren Forschungen detailliert rekonstruierte „Ästhetisierung des politischen Lebens“⁷² durch die Nationalsozialisten favorisierte insbesondere jene Medien, die eine kollektive und kontrollierbare Manipulation breiter Bevölkerungskreise ermöglichten. Gegenüber der massenwirksamen Performanz von Aufmärschen, Kundgebungen, Reichsparteitagen und der Suggestionskraft von Film und Theater kam der individualisierenden Lektüre literarischer Texte eine eher geringere Bedeutung zu. Hinzu trat ein nur schlecht bemänteltes Misstrauen der NS-Führungsschicht gegenüber der universitären bzw. akademischen Wissenschaft und die – namentlich vom „Führer“ der Bewegung mehrfach erklärte – Priorität von Körperertüchtigung und weltanschaulicher Erziehung, was zu einem Bedeutungsverlust humanistischer wie deutschkundlicher Bildungsinhalte an den Schulen und Gymnasien führte (Hopster/ Nassen 1983; Lauf-Immesberger 1987).

Institutionelle Rahmenbedingungen

In dieser Perspektive können die Ergebnisadressen von Hochschulgermanisten aus dem Jahr 1933 und die in den Folgejahre publizierten Bekenntnisse als Dokumente diffuser (und rasch enttäuschter) Illusionen, aber auch als rhetorische Maßnahmen zur Schadensbegrenzung gelesen werden – zumal in ihnen von geistiger Erneuerung oft, von institutioneller Umgestaltung des Lehr- und Forschungsbetriebs nur selten die Rede war.⁷³ Mittels verbaler „Selbstgleichschaltung“ hofften die politisch weitgehend konservativen Literaturwissenschaftler, von denen sich nur die wenigsten vor 1933 für die NSDAP engagiert hatten, staatliche Eingriffe moderieren zu können. Entgegen kam ihnen der Umstand, dass sich die angestrebte Reform der Hochschulen vorrangig auf personalpolitischer Ebene vollzog: Allein die rassistisch und politisch motivierten „Säuberungen“ nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933, die Beschneidung der universitären Selbstverwaltung im Herbst 1933 und die Einführung der Reichshabilitationsordnung vom 13. Dezember 1934 stellten direkt „erfolgreiche“ Eingriffe in das institutionelle Gefüge der Hochschulautonomie dar. Für eine nahezu bruchlose Überführung des Kaderbestands in das „neue Reich“ hatten Disziplin und Politik bereits vorher gesorgt – unter den Emigranten des Jahres 1933 waren nur wenige Literaturwissenschaftler vertreten, die eine Professur oder Dozentur inne hatten. Zu den aus Deutschland exilierenden Berufsgermanisten gehörten u.a. Richard Alewyn (außerordentlicher Professor in Heidelberg), Walter A. Berendsohn (außerordentlicher Professor in Hamburg), Melitta Gerhard (PD Kiel), Wolfgang Liepe (außerordentlicher Professor in Kiel), Hans Sperber (außerordentlicher Professor in Köln), Marianne Thalmann (PD Wien). Von den „Säuberungen“ des Jahres 1933 war nur ein Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls betroffen: Werner Richter, der 1932 als Ordinarius für Deutsche Philologie an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität berufen worden war und im November 1933 nach § 3 des Berufsbeamtengesetzes in den Ruhestand versetzt wurde. Wolfgang Liepe in Kiel war – wie Friedrich Gundolf in Heidelberg – nur Inhaber eines planmäßigen Extraordinariats mit den Rechten eines persönlichen Ordinarius (Dainat 1997, S. 103). Fatal wirkte sich die Ausgrenzung jüdischer Germanisten auf einzelne Fachgebiete und Arbeitsfelder aus: Hoffnungsvolle Romantikforscher wie Richard Samuel oder Georg Stefansky verließen das Land; aufopferungsvolle Editoren wie der Jean-Paul-Herausgeber Eduard Berend oder Josef Körner konnten nur noch in begrenztem Rahmen arbeiten. Der

⁷² Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: W. Benjamin: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 1, Teil 2. Frankfurt/M. 1974, Zitat in der ersten Fassung S. 467, in der zweiten Fassung S. 506.

⁷³ Allenfalls bei Benno von Wiese, F.K. Scheid: 49 Thesen zur Neugestaltung deutscher Hochschulen. In: *Volk im Werden* 1 (1933) H. 2, S. 13-21. Vorschläge unterbreitete auch Günther Weydt: Die germanistische Wissenschaft in der neuen Ordnung. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 9 (1933), S. 638-641.

akribische Bibliograph Alfred Rosenbaum wurde ebenso wie die Sprachwissenschaftlerin Agathe Lasch deportiert und ermordet. Georg Lukács und Walter Benjamin, die außerhalb der universitär institutionalisierten Germanistik einen wichtigen Beitrag zur Literaturforschung geleistet hatten, verließen 1933 Deutschland. Der aus der Redaktion der *Vossischen Zeitung* gedrängte Arthur Eloesser starb 1938 als verfeimter Jude in Berlin. Georg Ellinger – dessen dreibändige *Geschichte der Neulateinischen Literatur im 16. Jahrhundert* ohne Fortsetzung blieb – nahm sich hier 1939 das Leben.

Die juristisch sanktionierte Ausgrenzung jüdischer und politisch nicht konformer Wissenschaftler bildete *einen* zentralen und folgenreichen Eingriff in die Autonomie universitärer Forschung und Lehre; die Berufungspolitik, eine weitere staatliche Eingriffsmöglichkeit in die Wissenschaftsentwicklung, erwies sich als weniger steuerbar. Zwar wurden nach 1933 neben der bislang üblichen Begutachtung fachlicher und charakterlicher Qualifikation „Arier-Nachweis“ und „politische Einschätzung“ verlangt; neuere Untersuchungen zeigen jedoch, wie schwierig die Durchsetzung ministeriell oktroyierter Personalentscheidungen war und daß spätestens Ende der 1930er Jahre die Initiativen auf die Seite der scientific community übergang (Dainat 2003; zu „Niveaufahrung und Pluralitätsduldung“ als Prinzipien universitärer Personalpolitik auch Kolk 1998, 508-539; disziplinenübergreifend Kelly 1980). Weder die hochfliegenden Pläne zu einer umfassenden Universitätsreform im Sinne Ernst Kriecks noch die von Alfred Rosenberg favorisierte Idee einer „Hohen Schule“ konnten verwirklicht werden. Bereits drei Jahre nach der Machtergreifung wurde deutlich, dass sich die Konzepte für eine radikale Politisierung der Wissenschaftslandschaft nicht durchsetzen ließen. Die „politische Hochschule“ könne „erst in etwa einem Jahrzehnt verwirklicht werden durch Nachrücken eines weltanschaulich einwandfreien Nachwuchses“, in der Zwischenzeit aber man müsse „auf die peinlichen Bemühungen der derzeitigen Lehrstuhlinhaber, ‚Nationalsozialismus zu spielen‘, verzichten“, hieß es 1936 in einer Bilanz von Walter Groß, dem Leiter des *Rassepolitischen Amtes* der NSDAP und späterem Wissenschaftsverantwortlichen im *Amt Rosenberg*.⁷⁴

Den weitgehenden Erhalt vorhandener Strukturen und die Wahrung relativer Autonomie begünstigten mehrere Umstände. Auf der Ebene des Sozialsystems Wissenschaft und seiner Institutionen erleichterten das Fehlen eines einheitlichen Konzepts für eine gezielte Wissenschaftspolitik sowie die ungeklärten Kompetenzen unterschiedlicher wissenschaftsorganisatorischer Führungsgremien die Beibehaltung professioneller Standards. (In der NSDAP operierten die *Parteiamtliche Prüfungskommission* unter Reichsleiter Philipp Bouhler, die *Dienststelle zur Überwachung der gesamten politischen und weltanschaulichen Schulung der NSDAP* unter Alfred Rosenberg, die für Gutachten verantwortliche Parteikanzlei und der NSD-Dozentenbund. Die SS besaß mit dem – von zahlreichen Germanisten durchsetzten – Sicherheitsdienst und ihrer Lehr- und Forschungseinrichtung *Deutsches Ahnenerbe* eigene Instrumente, die eine Infiltration des Wissenschaftssystems anstrebten. Das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter Bernhard Rust agierte mit nie zuvor erreichter Kompetenzfülle, doch schwacher Machtstellung, da es nie gelang, seine staatlichen Befugnisse mit Parteidienststellen zu synchronisieren. Die traditionellen Wissenschaftsinstitutionen wie Universitäten und Akademien hielten nach einer größtenteils von Studenten gestalteten „revolutionären“ Phase weitgehend an Formen von Selbstverwaltung fest; weiter bestanden auch die von NSDAP-Mitgliedern und NS-Aktivisten infiltrierten disziplinären Kommunikationsgemeinschaften, deren Reputationshierarchien durch jene relativiert, doch nicht dominiert werden konnten.) Auf kognitiver Ebene profitierte das Wissenschaftssystem von der Inkohärenz des nationalsozialistischen Ideenhaushalts – selbst auf dem Gebiet der ideologisch fundamentalen Rassentheorie existierte keine offizielle „Lehre“, sondern konkurrierende „Rassenkunden“. Zugleich demonstrierte die universitäre Literaturwissenschaft in Gestalt prominenter Fachvertreter politische Konformität: Julius Petersen und Hermann Pongs, die 1934 die Redaktion der Zeitschrift *Euphorion* aus den Händen des ins Exil gezwungenen Georg Stefansky übernahmen,

⁷⁴ Zitiert nach Ahron F. Kleinberger: Gab es eine nationalsozialistische Hochschulpolitik? In: Manfred Heinemann (Hrsg.): *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*. Teil 2: *Hochschule, Erwachsenenbildung*. Stuttgart 1980. T. 2, S. 9-30, hier S. 11.

versahen das Periodikum mit dem sprechenden Titel *Dichtung und Volkstum* und erfüllten in vorausseilendem Gehorsam Ansprüche, die als solche von politischen Funktionsträgern noch gar nicht formuliert worden waren (Adam 1994, 38f.; Adam 1996).

Aus diesen Gründen verlief die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft (wie auch der anderen Philologien) in den Jahren der NS-Diktatur weitgehend in den seit Ende des 19. Jahrhunderts ausgeprägten Bahnen von Forschung und Lehre – wenn auch Verzerrungen der wissenschaftlichen Kommunikation und ein allgemeiner Niveauverfall unverkennbar waren (so schon Viëtor 1945; Voßkamp 1991, 701f.; Albert 1995, S. 152f.). Garant der bei aller deklarierten politischen Funktionsübernahme kontinuierlichen Wissenschaftsentwicklung war ein „eingespieltes Beharrungsvermögen“ (Tietze 1989, 229), das die Bindung an Traditionen und Standards auf institutioneller wie kognitiver Ebene gewährleistete. Bezeichnend für die Verzerrungen der wissenschaftlichen Kommunikation in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur waren die politischen Implikationen fachlicher Debatten und das weitgehende Fehlen regulärer Diskussionsforen. Wissenschaftliche Konflikte wurden von den beteiligten Akteuren zumeist als riskante Kollisionen mit möglichen Reaktionen seitens des polykratischen Herrschaftsapparates begriffen (Gaul-Ferenschild, 240-246; Dainat 1994b; Albert 1994, 48-67). Symptomatisch für das diskussionserstickende Klima, in dem die Politisierung aller Debatten zu unkalkulierbaren Risiken führen konnte, war der Umstand, dass Treffen von Hochschulgermanisten nach 1933 nicht mehr stattfanden – obwohl, wie Friedrich Naumann im November 1938 in einem vertraulichen Schreiben an das REM mitteilte, „der Wunsch nach diesen Zusammenkünften besteht“.⁷⁵ Der in den *NS-Lehrerbund* eingegliederte Germanistenverband vermochte gleichfalls nicht, den wissenschaftlichen Austausch zu organisieren. Sowohl der hochfliegende Plan für einen „Weltkongreß der Germanisten“ 1939 (der trotz intensiver Planungen durch den Krieg endgültig vereitelt wurde) wie die im Juli 1940 in Weimar stattfindende „Kriegseinsatztagung deutscher Hochschulgermanisten“ wurden durch das Reichserziehungsministerium projektiert: Unter Leitung von Gerhard Fricke, Franz Koch und Clemens Lugowski fanden sich vom 5. bis 7. Juli 1940 im Saal des Weimarer Goethemuseums 43 deutsche Sprach- und Literaturwissenschaftler zur ersten Fachtagung seit 1933 zusammen. Bereits im Dezember 1941 lag das fünfbändige Sammelwerk *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung* vor und wurde auf einer Buch- und Dokumentenschau unter dem Titel „Deutsche Wissenschaft im Kampf um Reich und Lebensraum“ an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg präsentiert (umfassend Hausmann 1998).

Die in den Kriegsjahren spürbaren Änderungen im Verhältnis des politischen Systems zu den Wissenschaften betrafen auch die universitäre Literaturforschung. Die prekäre Nachwuchssituation des Faches, bereits Ende der 1930er Jahre registriert, verhalf Wissenschaftlern zu Stellen und Ordinariaten, die die disziplinären Geschicke bis in die 1960er Jahre bestimmen sollten. Neben der Instrumentalisierung des literarischen Erbes zu kultureller Legitimationsbeschaffung in „Kriegseinsatz“-Beiträgen oder germanistisch unterstützten Gedenkveranstaltungen (Eichendorff-Woche 1942, Hölderlinfeier 1943) öffneten sich Freiräume für wissenschaftliche Projekte, an die in der Nachkriegszeit angeschlossen werden konnte. Die in einem weiteren germanistischen Gemeinschaftsunternehmen besiegelte Wendung zur Praxis der „Auslegung“⁷⁶ und die noch während des Krieges begonnenen Editionsprojekte sicherten die Kontinuität literaturwissenschaftlichen Arbeitens über das Kriegsende 1945 hinaus: Sowohl die 1939 von Julius Petersen projektierte Schiller-Nationalausgabe – deren erster Band nach Querelen um die Einleitung Friedrich Beißners 1943 erscheinen konnte – wie die 1943 begonnene Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, die mit der Wiedergabe von Lesarten bzw. Varianten nach Stufenmodell ein neues editorisches Verfahren praktizierte, wurden nach Kriegsende fortgeführt (Oellers 1996).

Die von Zeitzeugen retrospektiv beschriebenen „Freiräume im nationalsozialistischen Staat“ (Walter Müller-Seidel 1997, 155) sind jedoch nicht als Resultat bewusster Widerstandsleistungen zu interpretieren: An aktiver Opposition

⁷⁵ Friedrich Naumann an das REM. Brief vom 18. November 1938. BA 4901/2835, Bl. 125.

⁷⁶ Heinz Otto Burger (Hrsg.): *Gedicht und Gedanke. Auslegungen deutscher Gedichte*. Halle/Saale 1942.

gegen das Regime und seine verbrecherische Politik beteiligten sich deutsche Literaturwissenschaftler in der Regel nicht; Martin Greiner (der seine Universitätslaufbahn aus politischen Gründen aufgeben mußte und das letzte Kriegsjahr in einem Arbeitslager verbrachte) oder Rudolf Fahrner (der im Freundeskreis der Brüder Stauffenberg ein Manifest für ein von Hitler befreites Deutschland formulierte) waren seltene Ausnahmen.

Arbeitsfelder und Darstellungsformen

Neuere wissenschaftshistorische Untersuchungen haben gezeigt, dass Arbeitsfelder und Darstellungsformen der Literaturforschung in Deutschland auch unter den Bedingungen der NS-Diktatur eine gewisse Kontinuität wahrten: Philologische Grundlagensicherung in Form editorischer Texterschließung und –bereitstellung blieb der universitären Germanistik im „Dritten Reich“ wie schon in der Weimarer Republik ein vernachlässigbares Terrain; favorisiert wurden weiterhin großräumige „Wesensbestimmungen“ und Übersichtsdarstellungen, die – nach 1945 mehrfach wiederaufgelegt – Wissensstand und Problemstellungen konservierten und z.T. bis in die 1960er Jahre bestimmen sollten.⁷⁷ Einer in den 1910er und 1920er Jahren vorbereiteten Tendenz folgend, verschob sich der Schwerpunkt literaturwissenschaftlichen Arbeitens weiter von der philologischen Analyse zur Synthese, von der Forschung zur Darstellung, von der Arbeit am Detail zur Produktion von Sinnzusammenhängen. Die Ursachen dieser Bewegung waren fachinterner wie wissenschaftsexterner Natur: Wie in der antipositivistischen Wende zu Beginn des 20. Jahrhunderts versprachen synthetische Gesamtdarstellungen eine sinnvolle Ordnung der expandierenden literarhistorischen Detailkenntnisse und die Befriedigung kultureller Orientierungsbedürfnisse. Das von Wilhelm Dilthey begründete Programm einer umfassenden „Geistesgeschichte“, von der nachrückenden Wissenschaftlergeneration seit etwa 1910 entfaltet, prägte die öffentlichkeitswirksamen „Synthesen“ über die politische Zäsur des Jahres 1933 hinaus, ohne dass es zu deren durchgreifender Ideologisierung kam. Erst die zu Beginn der 1940er Jahre von unterschiedlichen Ausgangspunkten einsetzende Wendung zum „Werk“, deren Grundlagen und Folgerungen später noch genauer zu beleuchten sind, führte zu einer Ablösung umfassender „Synthesen“ durch auf Einzeltexpte fokussierte „Interpretationen“.

Der nach 1933 weiterwirkende Prestigeverlust von Überlieferungserschließung und -sicherung hatte fatale Folgen. Historisch-kritische Gesamtausgaben wurden zunächst überhaupt nicht und nach 1939 mit propagandistisch verwertbaren Zielstellungen in Angriff genommen; begonnene Editionen (Eichendorff, Görres, Jean Paul, Stifter, Wieland) führte man zumeist nur schleppend weiter. Wissenschaftlich nutzbare Studienausgaben waren selten; Recherche und Auswertung unpublizierter Quellen bildeten die Domäne einzelner akribischer Forscher. Der erwähnte Hang zur „Synthetisierung“ wirkte sich auch auf ein großangelegtes Editionsprojekt aus, das noch in der Zeit der Weimarer Republik begonnen worden war und im „Dritten Reich“ seine vielseitige Blüte erlebte, bevor es – nach Zerstörung der Verlagsstadt Leipzig – in der Nachkriegszeit eingestellt wurde: Das verlegerische Großprojekt „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“ aus dem Verlag Philipp Reclam mit epochen- und themenspezifisch gegliederten Textsammlungen von der Mystik bis zum Realismus brachte es auf immerhin 110 Bände. Schon 1929 hatte der Leipziger Reclam-Verlag die im Jahr 1928 von Hermann Böhlau Nachf. und dem Österreichischen

⁷⁷ Exemplarisches Beispiel sind die synthetischen Gesamtdarstellungen zur klassisch-romantischen Literatur, hier aufgelistet in chronologischer Folge ihres ersten Erscheinens: Franz Schultz: *Klassik und Romantik der Deutschen*. Bd. 1: *Die Grundlagen der klassisch-romantischen Literatur*. Stuttgart 1935, Bd. 2: *Wesen und Form der klassisch-romantischen Literatur*. Stuttgart 1940, ²1952; Richard Benz: *Die deutsche Romantik. Geschichte einer geistigen Bewegung*. Leipzig 1937, 5., durchges. Aufl. Stuttgart 1956; Rudolf Bach: *Tragik und Größe der deutschen Romantik. Ein Umriß*. München 1938, 2. überarb. und erw. Aufl. u.d.T. *Deutsche Romantik. Ein geistesgeschichtlicher Umriß*, 1948; Hermann August Korff: *Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte*. Bd. 3: *Frühromantik*. Leipzig 1940, ²1949; Paul Kluckhohn: *Das Ideengut der deutschen Romantik*. Halle 1941 (= Handbücherei der Deutschkunde 6), ³1966; Rudolf Haller: *Die Romantik in der Zeit der Umkehr. Die Anfänge der jüngeren Romantik 1800 -1808*. Bonn 1941; Erich Ruprecht: *Der Aufbruch der romantischen Bewegung*. (= Habil.-Schrift Freiburg 1943), als Buch München 1948.

Bundesverlag begonnene und auf 300 Bände berechnete Reihenedition übernommen, die die vom Positivismus des 19. Jahrhunderts geprägte Sammlung *Kürschners Nationalliteratur* ablösen sollte. Die Leitung des Großprojekts teilten sich anfänglich Walther Brecht, Dietrich von Kralik und Heinz Kindermann; nach seiner Zwangsemeritierung 1937 erschien Walther Brecht nicht mehr auf den Titelblättern. Namhafte Universitätsgermanisten, aber auch Repräsentanten der nationalsozialistischen Kulturpolitik wie der „Reichsdramaturg“ Rainer Schlösser verpflichteten sich zur Erstellung breit angelegter Text-Kompilationen, die mit umfangreichen Einleitungen und Erläuterungen einen repräsentativen Querschnitt durch die deutsche Literatur bieten sollten. Die Realisierung des ehrgeizigen Projekts erwies sich jedoch als schwierig und nur partiell erfolgreich. Die auf 20 Bände veranschlagte Reihe „Klassik“ (Herausgeber Emil Ermatinger), die Reihe „Irrationalismus/ Sturm und Drang“ (20 Bände geplant, Herausgeber Heinz Kindermann) und die Reihe „Eroberung der Wirklichkeit“ (40 Bände geplant, Herausgeber Heinz Kindermann) wurden kaum begonnen. Andere Reihen wie „Ältere Mystik“ (5 Bände geplant, Herausgeber Josef Quint), „Neuere Mystik und Magie“ (7 Bände geplant, Herausgeber Hans Ludwig Held), „Erneuerung des griechischen Mythos“ (5 Bände geplant, Herausgeber Wolfgang Schadewaldt), „Nationalpolitische Prosa von der Französischen Revolution bis zur deutschen Erhebung“ (6 Bände geplant, Herausgeber Rainer Schlösser) blieben Projekt. Abgeschlossen wurden dagegen die Reihen „Barocklyrik“ (3 Bände, Herausgeber Herbert Cysarz), „Barockdrama“ (6 Bände, Herausgeber Willy Flemming), „Aufklärung“ (15 Bände, Herausgeber Fritz Brüggemann) und „Romantik“ (24 Bände, Herausgeber Paul Kluckhohn). Band 1 der Reihe „Romantik“ – Ende 1943 gesetzt, während des Luftangriffs auf Leipzig im Dezember 1943 zerstört und trotz Kluckhohns Engagements vor der Einstellung der Verlagstätigkeit im August 1944 nicht wiederhergestellt – erschien 1950 im neuen Verlagsort Stuttgart und markierte das Ende der Textsammlung. Die aufgrund des beispielhaften Engagements von Paul Kluckhohn abgeschlossene Reihe „Romantik“ demonstriert zugleich, welch ambivalente Gestalt das Editionsgeschäft unter den Bedingungen politischer Zwänge aufwies: Während der 1933 veröffentlichte Band 7 den Roman *Florentin* von Moses Mendelssohns Tochter Dorothea Veit enthielt (und damit den ersten Neudruck seit seiner Erstausgabe 1801 bot), durfte ein von Josef Körner aufgefundenes und zum Druck vorbereitetes Notiz-Heft von Friedrich Schlegel nach der NS-Machtübernahme nicht erscheinen – in Rücksicht auf die nun herrschenden Verhältnisse strich Hauptherausgeber Kindermann es aus dem Programm (Klausnitzer 1999, S. 534f.). – Auch prestigeträchtige Gesamtausgaben stützten sich auf eingeführte Vorläufer. Zu ihnen zählen u.a. die *Mainzer Welt-Goethe-Ausgabe* (die unter Leitung von Anton Kippenberg, Julius Petersen und Hans Wahl ab 1937 als verbesserte Neuauflage der Weimarer Sophie-Ausgabe mit wesentlich vereinfachtem Apparat erschien) und die durch Benno von Wiese 1936/37 im Leipziger Bibliographischen Institut besorgte Schiller-Ausgabe in 12 Bänden.

Im Blick auf das Genre der literaturgeschichtlichen Gesamtdarstellung lässt sich eine fortlaufende Diskrepanz zwischen Erwartung und Einlösung feststellen. Trotz mehrfach artikulierter Hoffnungen seitens des politischen Systems und vielfältiger Bemühungen durch universitäre und außeruniversitäre Philologen blieb eine kanonische Literaturgeschichte im nationalsozialistischen Sinne aus. Bis in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre die ersten für NS-Deutschland verfassten Literaturgeschichten erschienen, behalf man sich mit einem (mehrfach beklagten) Rückgriff auf ältere Werke, die teilweise noch aus dem 19. Jahrhundert stammten. Die ab 1937 erscheinenden literaturgeschichtlichen Gesamtdarstellungen vermochten die „dringende und in letzter Zeit oft erhobene Forderung nach einem Gesamtbild unserer Dichtungsgeschichte aus nationalsozialistischem Geist“⁷⁸ jedoch nur partiell zu bedienen. Eine politisch konforme und vom Wissenschaftssystem rückhaltlos anerkannte Geschichte der deutschen Literatur boten weder Hellmuth Langenbuchers vom Standpunkt des völkischen Agitators verfaßter Abriß *Deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart* (Berlin 1937) noch Franz Kochs *Geschichte deutscher Dichtung* (Hamburg 1937, 2. erw. Aufl. 1938, 3. erw. Aufl. 1940, 4. erw. Aufl. 1941, ⁵1942, ⁶1943, ⁷1944). Walther Lindens *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Leipzig 1937; 2. erw. Auflage 1940; 3.

⁷⁸ Joachim Müller: Schrifttumsbericht Allgemeines und Grundsätzliches. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 52 (1938), S. 372.

durchges. Aufl. 1941), Josef Naders *Literaturgeschichte des deutschen Volkes* und Paul Fechters neubearbeitete *Geschichte der deutschen Literatur* (Berlin 1941) trafen auf mehr oder weniger explizit artikulierte Kritik. Während das Werk des Berliner Ordinarius Franz Koch im *Völkischen Beobachter* als „Spitzenleistung nationalsozialistischer Forschungsarbeit“⁷⁹ gelobt wurde, doch allein in den Zeitschriften der Deutschkunde-Bewegung wohlwollende Besprechungen ertete, gingen die Fachkollegen zum vollmundigen Pathos des akademischen Außenseiters Walther Linden deutlicher auf Distanz. Auch die „völlig neu bearbeitete“ stammesethnographische Literaturgeschichte Josef Naders konnte sich nicht als gültige Geschichte der deutschen Literatur etablieren. Besonderes Misstrauen seitens politischer Observanten ertete schließlich die von katholischem Standpunkt aus verfasste *Geschichte der deutschen Seele* des Münsteraner Ordinarius Günther Müller, der in der Literaturentwicklung von früher Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert einen „deutsch-gotischen Grundzug“ wirken sah.⁸⁰ Während Fachkollegen anerkennend reagierten, war Müller den „Gegnerforschern“ im Sicherheitsdienst der SS ein besonderer Dorn im Auge: Im SD-Bericht *Lage und Aufgaben der Germanistik und deutschen Literaturwissenschaft* von 1938/39 erschien er als „katholischer Exponent in der Germanistik“ und „besonders gefährlich“ (Simon 1998, 11, 13); 1943 wurde er unter Gewährung eines Forschungsstipendiums in den Ruhestand versetzt und gezwungen, Münster zu verlassen (Heiber 1991, 724-729). Trotz ihrer Differenzen stimmten die zwischen 1933 und 1945 vorgelegten Literaturgeschichte in zwei fundamentalen Zielstellungen überein: Zum einen in der expliziten Intention, eine Kontinuität der Literaturentwicklung von der germanischen Heldenepik bis in die „volkhafte Dichtung der Gegenwart“ herauszuarbeiten und auf (biologische) Eigenschaften personaler Urheber zurückzuführen; zum anderen in der gleichfalls offen erklärten Absicht, weltanschaulich und volksgemeinschaftlich formierende Funktionen zu übernehmen. Eine in ihrer Tragweite kaum zu überschätzende Konsequenz hatten diese Zielstellungen für Darstellung und Erklärung des literarischen Entwicklungsprozesses: Da die Berücksichtigung länder- und kulturenübergreifender Einwirkungen als „wissenschaftliche Irrlehre“ galt, figurierten gesamteuropäische Phänomene wie Barock, Romantik oder der Realismus des 19. Jahrhunderts als „dichterische Ausprägungen, wie sie nur der deutsche arthafte Geist schaffen konnte“.⁸¹ Wenn „fremdartige“ Einflüsse auf die Literaturentwicklung thematisiert wurden, geschah es nicht sachlich, sondern mit dezidiert feindseliger Wertung: So galten beispielsweise in der Behandlung der „Goethezeit“ Juden, namentlich die in den Berliner Salons wirkenden Jüdinnen Henriette Herz, Dorothea Veit und Rahel Levin mit ihrem „noch gar nicht abzuschätzenden Einfluß auf das deutsche Schrifttum“ als verantwortlich für die irritierenden Züge der Romantik; „literatenhafte Haltung“ und „geistiges Rentnertums“ wurden ihrem Wirken zugeschrieben.⁸²

Detailuntersuchungen und Einzeldarstellungen zu Autoren und ihren Werken blieben weiterhin vielfältig und in ihrer konzeptionellen wie methodischen Ausrichtung plural. Massiv drangen politisch induzierte Deutungs- und Wertungskriterien dann in die Literaturforschung ein, wenn sich ihre Betreiber als überzeugte Nationalsozialisten verstanden bzw. die staatstragende Ideologie zur Karriereförderung zu nutzen suchten – etwa im Fall des von Karl Goedeke 1856 begonnenen, 1928 von der *Deutschen Kommission* der Preußischen Akademie der Wissenschaften übernommenen und seit 1938 unter Leitung von Georg Minde-Pouet fortgeführten Kompendiums *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung*. Die geplante „Neue Folge“ des bio-bibliographischen Unternehmens sollte, den von Franz Koch entworfenen „neuen Grundsätzen“ folgend, im Gegensatz zur bisherigen chronologischen Anordnung die Autoren nun in alphabetischer Reihenfolge auführen; ein später zu erstellender Einleitungsband sollte „eine zusammenfassende geistesgeschichtliche Darstellung unter Berücksichtigung der Landschaften und

⁷⁹ Bernhard Payr: *Geschichte deutscher Dichtung*, von Prof. Dr. Franz Koch. In: *Völkischer Beobachter* vom 5.12.1937.

⁸⁰ Günther Müller: *Geschichte der deutschen Seele. Vom Faustbuch zu Goethes Faust*. Freiburg 1939, S. 6.

⁸¹ Walther Linden: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, S. 6.

⁸² Franz Koch: *Geschichte deutscher Dichtung*, S. 171, 169. Ähnlich Walther Linden: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, S. 321.

Stämme, der Rasse usw.“ liefern.⁸³ Eine „besondere Aufgabe der neuen Bände“ sei es, „den Einfluss des Judentums auf die deutsche Literatur seit 1830 darzustellen“ – sowohl „in jeder Biographie des chronologischen Teils“ wie in der zusammenfassenden Darstellung des Einleitungsbandes, „hier namentlich auch mit Bezug auf Presse, Zeitschriften, Literatur u.a.“⁸⁴ Während die Akademie hinsichtlich der Stigmatisierung von Sekundärliteratur taktierte, bestand die *Parteiamtliche Kontrollkommission* auf der Kennzeichnung auch von Autoren von Sekundärliteratur mit dem Zusatz „JD“ und der Erwähnung ihrer „jüdischen Vermischung oder Versippung“.⁸⁵ Zugleich lehnte sie die Aufnahme der von Robert F. Arnold in jahrzehntelanger Arbeit erstellte Anzengruber-Bibliographie mit der Begründung ab, es könne nicht angehen, „daß in irgendeiner Weise auf der Arbeit des Juden Professor Arnold gefußt wird“.⁸⁶ Der in diesen Planungen virulente Antisemitismus als unmittelbare Konkretisierung der nationalsozialistischen Rassendoktrin hatte in der deutschen Literaturwissenschaft schon vorher seine willigen Propagandisten gefunden. Unter den 15 erstberufenen Mitgliedern der *Forschungsabteilung Judenfrage* des *Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands* befanden sich mit Franz Koch und Johannes Alt zwei Ordinarien für deutsche Literaturgeschichte, die als exponierte Parteigänger des Regimes nach 1933 Lehrstühle erhalten hatten. Hochschullehrer wie Karl Justus Obenauer betreuten Dissertationen mit unmissverständlichen Wertungen,⁸⁷ Doktoranden wie Elisabeth Frenzel suchten sich entsprechende Themenstellungen selbst.⁸⁸ Wie noch zu zeigen sein wird, blieben diese Einsätze trotz ihrer Assimilation an rassentheoretische Versatzstücke aus dem Ideenhaushalt der Nationalsozialisten in den Grenzen ihrer ideologischen Voraussetzungen befangen und vermochten es nicht, innerhalb des weiterhin divergierenden Methodenspektrums eine dominierende Rolle zu übernehmen. Die professionalisierte Literaturforschung, schon in den 1920er Jahren stammes- und rassenkundlichen Erklärungsmustern reserviert gegenüberstehend, richtete sich entgegen verbaler Absichtserklärungen und diverser Anläufe nicht nach einem verbindlichen Paradigma aus; eine „biologische Literaturbetrachtung“, die dezidiert die Frage nach Erbanlagen und „rassischer Herkunft“ der Autoren in den Mittelpunkt stellte, wurde nicht von einem Mitglied der scientific community, sondern von dem fränkischen Studienrat Ludwig Büttner projiziert.⁸⁹ Weitgehend erfolglos blieben auch die Versuche außerdisziplinärer Dilettanten, das Interesse der staatstragenden Partei und ihrer Führer an der germanischen Vor- und Frühgeschichte für ihre Zwecke zu nutzen: Die angeblich altfriesische *Ura-Linda-Chronik*, vom deutsch-holländischen Privatgelehrten Herman Wirth gegen den Einspruch disziplinärer Gelehrter als Beleg für die These von der Existenz einer „arktisch-atlantischen Urheimat“ der indoarischen Stämme verteidigt, wurde nochmals 1934 öffentlich und unter reger medialer Anteilnahme als ein dem 19. Jahrhundert entstammendes Plagiat erwiesen. Auch die (von der SS alimentierte) Suche nach den Gralsburgen endete ohne Ergebnis.

⁸³ Die Preußische Akademie der Wissenschaften an das REM. Brief vom 24. November 1938. Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Akten der Preußischen Akademie der Wissenschaften (1812-1945). Deutsche Kommission 1928-1938, II-VIII, Bd. 29, Bl. 152.

⁸⁴ Ebenda.

⁸⁵ REM an Preußische Akademie der Wissenschaften. Brief vom 26. Januar 1939. Ebenda, unnummeriert.

⁸⁶ Ebenda.

⁸⁷ U.a. die Promotionsschrift von Hans Karl Krüger: *Berliner Romantik und Berliner Judentum. Mit zahlreichen bisher unbekanntem Briefen und Dokumenten*. Bonn 1939, der mit einem Aufruf zur „unerbittlichen Verteidigung des eigenen Lebensraumes gegen jeden fremdrassigen Eindringling“ (S. 136) schloss. Obenauer betreute auch die Dissertation von Hans Rössner: *Georgekreis und Literaturwissenschaft. Zur Würdigung und Kritik der geistigen Bewegung Stefan Georges*. Frankfurt/M. 1938, die den Kampf gegen die „geistige Verjudung“ (S. 11) des Kreises in den Mittelpunkt stellte.

⁸⁸ Elisabeth Frenzel: *Die Gestalt des Juden auf der neueren deutschen Bühne*. Bühl-Baden 1940, als Buchhandelsausgabe u.d.T. *Judengestalten auf der deutschen Bühne*. München 1940.

⁸⁹ Ludwig Büttner: *Literaturgeschichte, Rassenkunde, Biologie. Wege und Aufgaben der rassenkundlichen Literaturbetrachtung*. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 52 (1938), S. 337-347; ders.: *Gedanken zu einer biologischen Literaturbetrachtung*. München 1939.

Kontinuitätslinien, Brüche, Innovationen

Was die im Jahr der nationalsozialistischen Machergreifung publizierten „Bekennerschreiben“ von Fachvertretern immer wieder als Indizien einer „krisenhaften“ und „chaotischen“ Situation herausstellten – die Pluralität von Wissensansprüchen, die Fraktionierung von Schulen und Richtungen und die fortlaufenden Auseinandersetzungen um Konzepte und Verfahren – hatte als Produkt des wissenschaftlichen Modernisierungsprozesses schon frühzeitig zu Klagen geführt: Seit der Trennung von Alt- und Neugermanistik und den fortschreitenden Prozessen ihrer Binnendifferenzierung, die in der Lösung von philologischer Mikrologie und exakter Quellenkritik ihren Ausgang genommen hatte, beherrschte eine fortgesetzte Verfallsdiagnostik die Stellungnahmen zur Verfassung der deutschen Literaturwissenschaft. Die bis in die 1930er Jahre fortgeschriebenen Krisendiagnosen präfigurierten die unmittelbar nach der Machtergreifung vorgelegten Ortsbestimmungen und Neuentwürfe einer Disziplin, die sich – insbesondere durch Partizipation an der Deutschkunde-Bewegung nach der Jahrhundertwende – stets auch als Sachwalter „deutschen Geistes“ und „deutscher Kultur“ verstanden hatte und dieses Selbstverständnis nun mit spezifischen Modifikationen forcierte. Hatte in den auf „Geist“ und „Leben“ rekurrierenden Bemühungen der um 1910 antretenden Germanistengeneration die „Scherer-Schule“ und ihr vorgeblicher „Positivismus“ die zu bekämpfende Vaterfigur eingenommen, dem akademisches Spezialistentum und Lebensferne vorgeworfen wurden, reaktivierten und überboten die programmatischen Entwürfe von 1933 diese Affekte, wenn sie sich gegen methodische Zersplitterung, Werterelativismus und quantitative Überproduktion der jüngsten Fachentwicklung wandten. In den Manifesten Gerhard Fricke, Walther Lindens und Karl Viëtors figurierte die Aufhebung polarisierter Klassen- und Interessengegensätze als Vorbild für eine Gesundung ihrer an „Relativismus“ und „Liberalismus“ krankenden Disziplin; in Analogie zur „Gleichschaltung“ des verwirrenden politischen Spektrums suchte man nach einem methodologischen Fundament, das eine Übereinkunft der auseinanderdriftenden Richtungen und Schulen versprach und einer geeinten Germanistik als dem „Kerngebiet der Bildung“ (W. Linden) neue Reputation sichern sollte. Übereinstimmung bestand in der Ablehnung eines als „positivistisch“ denunzierten Wissenschaftsverständnisses: Die Verabschiedung von „Wertfreiheit“ und „Voraussetzungslosigkeit“ sollte die Kontingenz differierender Zugriffe überwinden, ein als verderblich empfundener Pluralismus durch Einigung auf *ein* Paradigma aufgehoben werden. „Damit wird die Überwindung der schlimmen Zersplitterung, ja der akuten Auflösung möglich, in der sich die deutsche Literaturwissenschaft befand“, hoffte Gerhard Fricke und projizierte eine perspektivische Erkenntnistheorie, die an Stelle der „Willkür des einzelnen Individuums bzw. eines sektenhaften Kollektivindividuums“ eine „völkisch-ganzheitliche“ Deutungs- und Wertungsinstanz setze.⁹⁰ Einigkeit herrschte – zumindest verbal – ebenfalls hinsichtlich der Zentrierung der „völkischen Gemeinschaft“ zum Ausgangs- und Zielpunkt der Literaturforschung: Wenn „Dienst am Leben“ und „Kunde vom deutschen Wesen“ nun die hervorragenden Aufgabe der Germanistik seien, habe sie „all ihr objektives Wissen in den Dienst einer subjektiven Wertung“ zu stellen – „aber einer Wertung, deren Wertmaßstäbe aus dem völkisch organisierten Leben stammen, weil sie eben im Dienste dieses Lebens stehen.“⁹¹

Die immer wieder behauptete, doch methodisch ungeklärte Substitution von „Wertfreiheit“ und „Voraussetzungslosigkeit“ durch die Einnahme „völkisch-ganzheitlicher“ Deutungs- und Wertungsperspektiven suggerierte jedoch allenfalls Einvernehmen. Ein diskursiver Wertbildungsprozess war den vorgelegten Entwürfe ebenso wenig vorausgegangen wie sich eine ernsthafte Diskussion anschloss. Die Einebnung von Gegensätzen realisierte sich primär durch Beschwörung nationalpädagogischer Werte, die noch im Jahr der Machtergreifung auf Kritik von Fachvertretern stießen. Sechs Jahre später klassifizierte ein umfangreicher Bericht des Sicherheitsdienstes der SS die 1933 verfassten Programme als „Konjunkturschrifttum“, das „bereits heute vergessen sei“; die „völlig

⁹⁰ Gerhard Fricke: Über die Aufgabe und Aufgaben der Deutschwissenschaft, S. 495.

⁹¹ Hermann August Korff: Die Forderung des Tages, S. 344, Sperrung im Original.

überstürzte ‚Umschaltung‘ auf dem Wissenschaftsgebiet“ hätte „gerade liberale Germanisten“ motiviert, „sich durch solche oberflächlich ausgerichteten Programme eine weltanschauliche und politische Deckung zu verschaffen.“⁹²

Die SD-Observanten der Wissenschaftslandschaft sahen die nach 1933 vollzogenen Entwicklungen mehr oder weniger richtig. Die hochfliegenden Programmschriften mit ihren Entwürfen einer monoparadigmatischen und politisch dienstbaren Germanistik erwiesen sich als nicht einlösbare Versprechen; divergierende Methoden prägten die Literaturforschung weiterhin. Diesen Befund bestätigten auch die beteiligten Akteure: Als Paul Kluckhohn 1940 einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft seit der „Machtergreifung“ gab, erkannte er in der kognitiven Binnendifferenzierung des Faches nach der „geistesgeschichtlichen Wende“ um 1910 einen weitaus stärkeren Innovationsschub als in den disziplinären Umorientierungen nach 1933. Die seit der Jahrhundertwende verfolgten Richtungen in Literaturgeschichtsschreibung und Literaturwissenschaft hätten auch im Dritten Reich weitergewirkt; durch die Verlagerung des wissenschaftlichen Interesses „auf den Problemkomplex Volk und Dichtung, auf die Dichtung als Ausdruck der Substanz Volk und auf die Bedeutung der Dichtung für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit“ seien die Differenzen zwischen unterschiedlichen Deutungs- und Erklärungsansätzen nicht aufgehoben worden.⁹³ Die kognitive Binnendifferenzierung des Faches belegte Kluckhohn durch Hinweise auf unterschiedliche und nach 1933 fortgesetzte Forschungsprogramme: Neben der dominierenden Geistesgeschichte habe Nadlers stammesethnographische Literaturgeschichtsschreibung an Wirkungskraft gewonnen. Daneben seien verschiedene Neuansätze zu konstatieren, so eine „existentielle Literaturbetrachtung“. Eine „rassenkundliche Literaturwissenschaft“ sei dagegen nur „ansatzweise oder vorschnell mit zweifelhaftem Erfolg in Angriff genommen“. – Die hier artikulierte Akzeptanz eines wissenschaftlichen Pluralismus korrespondierte der Einsicht Julius Petersens, der 1939 den ersten Band seiner methodologischen „Summe“ *Die Wissenschaft von der Dichtung* vorlegt hatte und angesichts der „vielfach widerstrebenden Richtungen“ einen „kritischen Überblick ... über alle Methoden, die an literaturwissenschaftliche Aufgaben anzusetzen sind“, bieten wollte.⁹⁴ Dass er dabei vorrangig auf Ansätze und Programme rekurrierte, die weit vor 1933 entstanden waren, bestätigte, dass sich weder die von parteiamtlichen Wissenschaftsgremien bevorzugte Rassenkunde noch stammestheoretische Reduktionen als leitende Paradigmen durchsetzen konnten. (Für die Bemühungen um Wahrung professioneller Standards sprachen die durch keine Invektiven getrüben Bezüge auf Arbeiten französischer und englischer Literarhistoriker ebenso wie die sachliche Erwähnung verfeimter Autoren wie Ernst Barlach, Walter Hasenclever, Heinrich Heine, Franz Kafka und Else Laske-Schüler; vgl. auch Boden 1987). Akzeptierte man den offensichtlich unaufhebbaren Pluralismus stillschweigend, gingen in der Frage seiner Bewertung die Meinungen auseinander. Franz Koch, 1939 vom Reichserziehungsministerium zu einer Stellungnahme hinsichtlich des geplanten „Weltkongresses der Germanisten“ aufgefordert, beklagte neben der institutionellen Unfähigkeit der deutschen Germanistik zur Ausrichtung einer internationalen Tagung die weitgehende Ergebnislosigkeit einer erhofften paradigmatischen Wende. Zwar vollziehe sich „gerade in den geisteswissenschaftlichen Methoden ein grundsätzlicher Umbruch“, der „zweifellos und wiederum begreiflicherweise auf dem Gebiete der Germanistik das stürmischste Tempo gewonnen“ habe. Von einer Darstellung der nach 1933 erzielten wissenschaftlichen Ergebnisse im internationalen Maßstab aber sei angesichts offenkundiger Defizite abzuraten.⁹⁵ Als das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung am 20. Juli 1939 die Pläne für ein „Welttreffen der Germanisten“ vorerst ad acta legte, hieß es in der als vertraulich eingestuften Begründung: „Der weltanschauliche Umbruch auf

⁹² *Lage und Aufgaben der Germanistik und deutschen Literaturwissenschaft*. In: Gerd Simon (Hrsg.): *Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS*, S. 8f.

⁹³ Paul Kluckhohn: *Deutsche Literaturwissenschaft 1933-1940*. In: *Forschungen und Fortschritte* XVII (1941), S. 33-39; wieder abgedruckt in: Sander L. Gilman (Hrsg.): *NS-Literaturtheorie. Eine Dokumentation*. Frankfurt/M. 1971, S. 244-264, Zitat S. 246f.

⁹⁴ Julius Petersen: *Die Wissenschaft von der Dichtung: System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft*. Berlin 1939 1. Bd.: *Werk und Dichter*. Vorwort, o. S.

⁹⁵ Vgl. Franz Koch an das REM. Brief vom 6.1. 1939. BA 4901/2835, B. 141-143, hier Bl. 143.

dem Gebiete der Germanistik läßt es geboten erscheinen, diesem Plan erst dann näherzutreten, wenn die Ergebnisse nationalsozialistischer Wissenschaftsarbeit auf diesem Gebiete zu einer gewissen Reife gelangt sind.“⁹⁶

Diese knappen Hinweise dürften den Fortbestand einer gewissen konzeptionellen und methodischen Vielfalt der Literaturforschung auch unter den Bedingungen nationalsozialistischer Lenkungsansprüche dokumentiert haben. Fragt man nach den konkreten Realisationen dieser konzeptionellen und methodischen Vielfalt und berücksichtigt nicht nur Programmentwürfe und Selbstbeschreibungen, sondern die Gesamtheit der Forschungsleistungen sowie Lehrer-Schüler-Verhältnisse, Lehrstuhlbesetzungen, Forschungs- und Editionsprojekte und die Tätigkeit der Fachorgane, ergibt sich folgender Befund:

(1) Die Varianten der geistesgeschichtlichen Literaturforschung behaupteten ihre dominierende Stellung. Weder stammesethnographische Literaturbetrachtung noch rassentheoretisch begründete Reduktionen oder die seit Ende der 1930er Jahre verfolgten Ansätze der später wirkungsmächtigen „werkimmanenten Interpretation“ konnten sie verdrängen (Dainat/ Kolk 1995, 127). Die ungebrochene Dominanz zeigt sich auch in der Personal- und Berufungspolitik: Zwar lässt sich in der NS-Zeit keine ausgeprägte Präferenz für eine bestimmte methodische Ausrichtung erkennen, dennoch war die Mehrzahl der nach 1933 neuberufenen Ordinarien in akademischer Sozialisation und ihren Arbeiten der Geistesgeschichte verpflichtet – so Gerhard Fricke, der 1934 eine ordentliche Professur in Kiel erhielt; Heinz Kindermann, der 1937 von Danzig nach Münster wechselte oder Walther Rehm, der 1938 einen Ruf nach Gießen annahm. 1938 besetzte Herbert Cysarz, der zumindest in seiner berichtigten Rhetorik der Geistesgeschichte nahe stand, den Lehrstuhl Walther Brechts in München. Mit Paul Böckmann, Hans Pyritz und Friedrich Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, die Ende der 1930er bzw. Anfang der 1940er Jahre zu ordentlichen Professoren berufen wurden, gelangten geistesgeschichtlich orientierte Wissenschaftler in akademische Schlüsselpositionen, die sie auch nach Ende des Regimes behielten. Sie sicherten die Kontinuität des Programms über das Jahr 1945 hinaus. Das auf Wilhelm Dilthey zurückgehende Integrationsprogramm der kulturhistorischen Wissenschaften, das in den länger verfolgten Richtungen von „Ideen-“ und „Problemgeschichte“ methodisch einflussreiche Ableger hervorgebracht hatte, zielte auf die Erschließung einer in Dichtung und Literatur objektivierten und transpersonalen Einheit („Geist“), deren genetische Entwicklungsstufen aus vorgängig zusammengefassten Werken bzw. Werkgruppen herauspräpariert werden sollten. Dieser überwiegend epochenspezifisch gedachte „Geist“ war bereits in den 1910er und 1920er Jahren mit nationalspezifischen Dispositionen (und entsprechenden Bewertungen) aufgeladen worden; „westliche Aufklärung“ und „Deutsche Bewegung“, die „Ideen von 1789“ und die „Ideen von 1914“ avancierten zu Realisationen diametraler geistiger Prinzipien.⁹⁷ Diese Separationen zogen weitreichende Konsequenzen nach sich. Mit der Ausblendung gesellschaftsgeschichtlicher Determinanten, dem wachsenden Einfluss lebensphilosophischer Vorstellungen und der zunehmenden Akzeptanz nationalistischer Wertungsmuster verabschiedete die deutsche Literaturforschung schon vor 1933 die Idee einer im gesamteuropäischen Kontext vollzogenen Kulturbewegung weitgehend (Dainat 1998). Die sich nach der NS-Machtergreifung verstärkende Präferenz für das Deutsche und seine nebulösen Attribute schränkte die Thematisierungen geistig-kultureller Austauschbeziehungen oder sozioökonomischer Faktoren noch mehr ein. Exemplarisch dafür waren die Beiträge des Gemeinschaftswerkes *Von deutscher Art in Sprache und Dichtung*. Dem im Vorwort formulierten Anspruch, „deutsche Art“ und „deutsches Wesen“ zu entbergen, folgten alle Abhandlungen; besonders starke Oppositionskonstruktionen aber prägten den in Band 4 enthaltenen Themenkomplex *Die schöpferische Selbstverwirklichung in der Goethezeit*. Die Ermittlung eines spezifisch deutschen Wesens in den Kulturbewegungen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts vollzog sich

⁹⁶ REM an Auswärtiges Amt, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda u.a. Rundschreiben vom 20.7. 1939. BA 4901/2835, B. 150-154, hier Bl. 150.

⁹⁷ So schon bei Herman Nohl: Die Deutsche Bewegung und die idealistischen Systeme. In: *Logos IV* (1911), S. 356-364, zitiert nach dem Wiederabdruck in H. Nohl: *Die deutsche Bewegung. Vorlesungen und Aufsätze zur deutschen Geistesgeschichte 1770-1830*. Hrsg. von Otto Friedrich Bollnow und Frithjof Rodi. Göttingen 1970, S. 78-86, hier S. 78.

durch rigide Abgrenzungen, die in Denkfiguren und martialischer Rhetorik demonstrierten, wie Vorgaben der politischen Umwelt und langfristig wirksame Deutungsmuster des literaturwissenschaftlichen Diskurses nun die Rede über Literatur dirigierte. Heinz Kindermann bestimmte in seinem Beitrag *Die Sturm- und Drangbewegung im Kampf um die deutsche Lebensform* die erste Phase der „deutschen Bewegung“ als „bewußt kämpferischen Akt, der sich gegen alle Fremdzüge des aufklärerischen Weltbildes, vor allem aber auch gegen jene westlich vorgeformten, mechanistisch-individualistischen Eigenheiten wendet, die jede aktive Hingabe des Einzelnen an die großen Gemeinschaften des Staates, des Reiches, der Nation unterbinden“ (S. 6). Wolfdietrich Rasch fasste *Herders deutsche Weltanschauung* im strapazierten Begriff der „organischen Anschauungsweise“ zusammen, die als „Gegenschlag gegen den westlich-rationalistischen Dualismus und Mechanismus“ entstanden sei (S. 65). Karl Justus Obenauer fixierte u.d.T. *Die Naturanschauung der Goethezeit* ein spezifisch deutsches Naturverhältnis in gegensätzlichen, im „deutschen Gemütsgrund“ jedoch zusammenfallenden Erlebnisformen: typisch deutsch sei, die Natur mythisch *und* spekulativ, empfindsam *und* sachlich zu begreifen sowie als „Gegenstand eines arteigenen lebendigen Frommseins“ zu erleben (S. 202f.). Paul Merker konstatierte in seinem Vergleich *Deutsche und skandinavische Romantik* die „stärkere seelische Differenzierung“ der deutschen Romantik und erklärte den Unterschied zwischen „naiverem, naturgebundenerem, unproblematischerem Norden“ und der „tieferen“ deutschen Literatur aus „rassischen Bedingtheiten“ (S. 249). Ernst Beutler schließlich suchte zu zeigen, daß der *Faust* kein „Weltgedicht“, sondern eine „Metaphysica Teutsch“ sei (S. 251). Dazu bemühte er eine geistesgeschichtliche Traditionsreihe dynamisch-vitalistischer Weltansicht, die mit Paracelsus und Jakob Böhme begonnen habe und über Leibniz und Schelling bis zu Goethes Abwehrkämpfen gegen den französischen Geist reiche.

Doch versanken keineswegs alle der Geistesgeschichte verpflichteten Beiträge der Literaturforschung in eine heroische Rhetorik zur wortreichen Umkreisung „deutschen Wesens“. Beispiele für mögliche Alternativen – und zugleich für die kontinuierliche Fortsetzung längerfristig verfolgter Programme – waren u.a. der 1940 veröffentlichte dritte Band von Hermann August Korffs Lebenswerk *Geist der Goethezeit*, die begriffsgeschichtlichen Explorationen Rudolf Ungers sowie die problemgeschichtlichen Forschungen Walther Rehms zur deutsch-antiken Begegnung, die der Münchener Privatdozent und nachmalige Gießener und Freiburger Ordinarius in der umfangreichen Monographie *Griechentum und Goethezeit* (Leipzig 1936, ²1938, ⁴1969) und in zahlreichen Einzelstudien vorlegte.

(2) Die konzeptionell heterogenen Anläufe zu einer stammesethnographisch bzw. rassentheoretisch fundierten Literaturforschung profitierten von den Veränderungen in der politischen Umwelt nur bedingt. In der Frontstellung gegen die „idealistische Hypostasierung des Individuums“ (Franz Koch) übereinstimmend, betonten sie die Abhängigkeit literarischer Produktionen von „überindividuellen Gemeinschaftsformen“ wie „Volk“, „Stamm“, „Landschaft“ und „Rasse“ und schienen mit ihren deterministischen Reduktionen der eklektischen NS-Weltanschauung am nächsten zu kommen. Josef Nadlers ethnographische Literaturgeschichte, die bereits in den 1910er Jahren „Stamm“ und „Landschaft“ als Zentralkategorien fixiert und literarhistorische Prozesse auf das „Organon der völkischen Verbände“ zurückgeführt hatte, erschien zwar neu bearbeitet zwischen 1938 und 1941 im Berliner Propyläen-Verlag und erntete vermehrte Aufmerksamkeit – doch direkte Anschlüsse blieben selten und sein Werk sowohl Fachvertretern wie politischen Instanzen suspekt. Während ein umfänglicher Beitrag in der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* Nadlers stammeskundliche Schrifttumsgeschichte als Geburtsurkunde einer „in statu nascendi“ befindlichen und „noch namenslosen“ Wissenschaft würdigte (und sie mehr oder weniger deutlich aus dem Diskurs der Literaturwissenschaft ausschloss), gingen nationalsozialistische Kollegen unverblümt auf Distanz. Bedenken wissenschaftspolitischer Entscheidungsträger gegen den (katholisch gebundenen) Schrifttumshistoriker wirkten sich auf Nadlers akademische Karriere und zugleich auch auf die Literaturforschung aus: Als der Wiener Ordinarius 1939 zum korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt werden sollte (wofür sich alle Mitglieder der *Deutschen Kommission* und vorrangig Julius Petersen eingesetzt hatten), verhinderte ein

„entschiedener Einspruch von Seiten der Partei“ die Behandlung seiner Wahl im Plenum. Daraufhin kündigte Nadler die Arbeit an der Hamann-Ausgabe und attestierte der Akademie, fachlich falsch beraten und administrativ unzulänglich geführt zu sein.⁹⁸ Nach mehrfachen Beschwichtigungsversuchen lenkte der Wiener Ordinarius ein und unterzeichnete eine den Streit beilegende Erklärung; die Ausgabe der Werke Hamanns blieb dennoch bis Kriegsende unrealisiert. Erst 1949 konnte im Wiener Herder-Verlag der erste Band erscheinen, dem sich bis 1954 in pünktlicher Jahresfolge fünf Bände anschlossen. – Die Ursachen für die Erfolglosigkeit der stammesethnographischen Literaturforschung sind in den retardierenden Momenten innerhalb des Wissenschaftssystems zu suchen: Nadlers Erklärung literarischer Entwicklungen aus Familiengeschichte und Landschaftserlebnis, bereits in den 1920er Jahren skeptisch beobachtet und zurückgewiesen, vermochte sich unter den nur scheinbar günstigeren Rahmenbedingungen nicht durchzusetzen. Selbst der Anschluss an die 1934 noch zurückgewiesenen Prinzipien der Rassestheorie zeitigte nicht den erhofften Erfolg: In seiner Rezension der „völlig neu bearbeiteten“ und seit 1938 erscheinenden *Literaturgeschichte des deutschen Volkes* bemerkte Karl Justus Obenauer, auch in der Neubearbeitung trete „das Eigenleben der deutschen Stämme stärker hervor als die in Blut der Rasse gegründete Gemeinschaft. Den Gesichtspunkt der gemeinsamen Rasse hat Nadler nicht deutlich zugrunde gelegt; er hätte sich dann auch zu durchgreifenderen Änderungen entschließen müssen.“⁹⁹

Die hier angemahnte Berücksichtigung der „Rasse“ sollte für andere Arbeiten zur deutschen Literatur konstitutive Bedeutung gewinnen – ohne dass der Rückführung des literarischen Produktionsprozesses auf rassenbiologische bzw. konstitutionstypologische Determinanten personaler Träger hegemonialer Einfluss zuwuchs. Der Rassebegriff – „zentrale Kategorie der Literaturwissenschaft des Dritten Reiches, die sie von allen vorhergehenden Bestrebungen absetzt“¹⁰⁰ – blieb trotz politischer Konformität und umfassender Propagierung ein der Universitätsgermanistik äußerliches Attribut; der Mangel an Anschluss- und Durchsetzungsfähigkeit zeigte sich mit der Zäsur des Jahres 1945, als der Zusammenbruch des NS-Systems das sang- und klanglose Ende rassentypologischer Klassifikationen brachte.

(3) Für die in den 1920er Jahren beobachtbaren literatursoziologischen Ansätze bedeutete die politische Zäsur des Jahres 1933 keine Sternstunde. Zwar entstanden unmittelbar nach der Machtergreifung programmatische Entwürfe, die die Vermutung nährten, eine soziologisch oder sozialhistorisch orientierte Literaturforschung komme der verbalen Hinwendung zu „Volk“, „Volkstum“ und „völkischen“ Werten durchaus entgegen. Der Geist der Zeit und das Bedürfnis, literarische Kommunikation und Produktion zu steuern, schien eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den sozialen Voraussetzungen für Produktion, Distribution und Konsumtion von Literatur zu favorisieren – doch die idealistische Abneigung vieler Repräsentanten des Faches gegenüber sozialhistorischer Forschung verhinderte die Ausweitung solcher Ansätze. Zugleich schlug die in den Bekennerschreiben demonstrativ erklärte „Völkisierung“ der Forschung negativ aus: Die Erhebung von „Volk“ und „Volkstum“ zu Ausgangs- und Zielpunkt der literaturwissenschaftlichen Praxis vollzog sich eher in der Beschwörung von Werten als durch begriffliche Explikation; der inflationär gebrauchte Volksbegriff wurde nur selten aus dem mythischen Dunkel geraunter Phrasen entborgen, die „Volk“ nicht mehr als ethnische Einheit in Sprache und Kultur, sondern als „Schicksalsgemeinschaft“ in einer „vorsprachlichen Einheit des Blutes“ verorteten. Der zähe Widerstand gegen soziologische Empirie, die mit bürgerlicher Gesellschaft, Materialismus oder Marxismus gleichgesetzt wurde, einte die ihren konservativen Idealismus pflegenden Fachvertreter. 1942 konnte Hans Pyritz in einer Übersicht über die

⁹⁸ Archiv der BBAW, Akten der Preußischen Akademie der Wissenschaften (1812-1945), Deutsche Kommission, Sign.: II-VIII, Bd. 37.

⁹⁹ Karl Justus Obenauer: Josef Nadler, *Literaturgeschichte des deutschen Volkes*. In: *Zeitschrift für deutsche Bildung* 15 (1939), S. 280.

¹⁰⁰ Gisela Brude-Firnan: *Völkisch-rassische Literaturbetrachtung*. In: Walter Falk, Victor Zmegac, Gisela Brude-Firnan: *Literaturwissenschaftliche Betrachtungsweisen II*. Bern, Frankfurt/M., New York, Paris 1989 (= Germanistische Lehrbuchsammlung 65/ II), S. 151-205, hier S. 193.

Entwicklung der Romantikforschung feststellen, daß „sozioliterarische Methoden“ in der Gegenwart „erledigt“ seien.¹⁰¹

(5) Als wohl wichtigste kognitive Innovation innerhalb der universitätsgermanistischen Literaturforschung der NS-Zeit entstanden Ende der 1930er Jahre verschiedene Programme, die in ihrer Wendung zum Einzelwerk und seiner ästhetischen Konfiguration als Anfänge der später wirkungsmächtigen „werkimmanenten Interpretation“ gelten können: (a) Bestrebungen, poetische Texte als Ausdruck poetisch geformter Individualität zu behandeln und mit Emil Staiger „zu begreifen, was uns ergreift“; (b) Bemühungen, formale Gestaltungsprinzipien von Gattungen und Einzelwerken zu analysieren; (c) Versuche, das Gehalt-Gestalt-Gefüge des literarischen Werkes in Analogie zu natürlichen Prozessen „morphologisch“ zu deuten. Alle diese Anläufe, zu denen auch Paul Böckmanns in den 1930er Jahren begonnenen Recherchen für die 1949 veröffentlichte *Formgeschichte der deutschen Dichtung* zu rechnen sind, suchten zu einer „immanenten“ Erfassung des literarischen Kunstwerks vorzudringen, um so die Kontingenz geistesgeschichtlicher, stammesethnologischer oder rassenkundlicher Typologisierungen zu überwinden. Den programmatischen Kernpunkt der auf das „Werk“ fixierten Zugänge bildeten Maximierungsannahmen zur Rechtfertigung der Eigenständigkeit der literaturwissenschaftlichen Interpretation: Indem man das literarische Kunstwerk als in höchstem Maße kohärent, bedeutungsträchtig, gestalthaft erklärte, konnte das eigentliche Ziel der Beschäftigung mit Literatur im ästhetisch ausgezeichneten Gegenstand angenommen und jede „außerliterarische“ Behandlung dieser Texte – von psychologischen bis „politisch-tendenzhaften Betrachtungen“ – als a priori verfehlt erklärt werden (Danneberg 1996; Dainat 1997, 125f.). Befördert wurden diese Bemühungen von Heideggers Hölderlin-Exgesen und dem in ihnen demonstrierten Rückzug von vordergründiger Aktualisierung sowie von den Forderungen der Schule nach im Unterricht verwendbaren Interpretationen und Interpretationshilfen.

Überschaut man die Formen eines wissenschaftlichen Umgangs mit Literatur in der Zeit zwischen 1933 und 1945, sind widerstreitende Befunde zu konstatieren. Geprägt von einer oft nur schwer zu trennenden Melange aus Differenzierungsbestrebungen und dem Drang zu metahistorischer Integration, fand die germanistische Literaturforschung in der NS-Zeit zu Einsichten und Wissensbeständen, die als innovativ gelten können: Eine präzisere Vermessung der deutschen Mystik, die Fixierung der literaturgeschichtlichen Epoche „Biedermeier“, die weitere Bearbeitung der (systemkonformen) Gegenwartsliteratur sowie die Wendung zur textimmanenten Interpretation waren Ergebnisse einer Modernisierung innerhalb mehr oder weniger traditioneller Strukturen (Boden 1996; Gärtner 1997, 64-66). Eines der letzten Ergebnisse dieser Bemühungen um den Anschluss an aktuelle Entwicklungen im Kunst- und Literatursystem war die von Franz Koch betreute und am 20. April 1945 an der Berliner Universität verteidigte Dissertation *Dichterische Gestaltung der ethischen Probleme im Werke E. G. Kolbenheyers* von Ingeborg Neubert, die nach ihrer Heirat ein Jahr später Ingeborg Drewitz heißen und zu einer namhaften Schriftstellerin der BRD aufsteigen sollte (Höppner 1998, 125-127). Zugleich nahm die universitäre Literaturwissenschaft im Verzicht auf kritische Reflexionen ihrer Leistungsbeziehungen und ihres Verhältnisses zur gesellschaftlichen Umwelt verhängnisvolle und z.T. nicht wieder gutzumachende Verluste und Verfehlungen in Kauf: Von der schweigend hingenommenen Vertreibung jüdischer Kollegen über die Ignoranz bestimmter literarischer Tendenzen, Arbeitsformen und Erklärungsprinzipien bis hin zur willfährigen Teilnahme an den Maßnahmen kultureller Legitimationsbeschaffung im geisteswissenschaftlichen „Kriegseinsatz“. Nicht hinterfragte Loyalität gegenüber einem militanten Staat und weitgehende Opportunität gegenüber einer inhumanen Staatspartei führten trotz der immer wieder vorgebrachten Formeln vom aufopferungsvollen „Dienst“ an der Literatur zu jenen Defiziten, die der Literaturforschung teuer zu stehen kamen: Die kognitive Unergiebigkeit der Reden über „deutsche Art“ und „deutsches Wesen“ konnte durch überbordende Rhetorik nicht übertüncht werden; Erschließung und

¹⁰¹ Hans Pyritz: Vorlesung Die deutsche Romantik. Dreistündige Vorlesung SS 1941. Handschriftliches Manuskript aus dem Nachlaß Hans Pyritz. Deutsches Literaturarchiv Marbach. A: Pyritz. Ohne Signatur, Bl. 13.

Archivierung, Edition und Kommentar – zentrale Aufgaben einer verantwortungsbewussten Literaturforschung – wurden mit verhängnisvollen Folgen vernachlässigt.

Bis es in der professionalisierten Literaturforschung in BRD und DDR zu einem wirklichen Wandel in Kanon und Deutungsmustern kam, sollten noch Jahre vergehen. Erst mit dem Ausscheiden der älteren, in der Zeit der Weimarer Republik und der NS-Herrschaft akademisch sozialisierten Germanistengeneration und dem Nachrücken einer jungen, überwiegend nach 1945 ausgebildeten Kohorte (für die in der BRD Carl Otto Conrady, Eberhard Lämmert, Walter Müller-Seidel, Wolfgang Preisendanz und Albrecht Schöne, in der DDR Claus Träger, Edith Braemer, Inge Diersen, Hans Jürgen Geerds, Hans Kaufmann, Siegfried Streller und Ursula Wertheim standen) setzten sich endgültig jene Transformationen durch, die neben einer Perspektivierung der sozialen Dimensionen literarischer Produktions- und Rezeptionsprozesse auch zu einer Problematisierung der eigenen wissenschaftlichen Praxis führten.

1. 3. 7 Getrennte Wege, gemeinsame Probleme. 1945– 1966

Der Zusammenbruch des NS-Regimes und die damit verbundene politische Zäsur hatte für das Wissenschaftssystem und also auch für die Literaturwissenschaft in Deutschland weitreichende Folgen – selbst wenn diese nicht unmittelbar 1945 und in den darauffolgenden Jahren, sondern teilweise erst Jahrzehnte später offensichtlich werden sollten. Wichtig wurde die von den Siegermächten verfügte Teilung des Landes, die divergierende kultur- und wissenschaftspolitische Rahmenbedingungen für die universitäre bzw. akademische Beschäftigung mit Literatur schuf. In der Sowjetischen Besatzungszone führte eine zunächst rigorose Entnazifizierungspolitik und die Abwanderung von Wissenschaftlern zu einer desolaten Personalsituation, die eine von der Besatzungsmacht intendierte Umgestaltung der Wissenschaftslandschaft erschwerte und die Bewahrung fachspezifischer Standards auch im Rahmen veränderter Konstellationen möglich machte. Der institutionelle wie konzeptionelle Neuaufbau der universitären Literaturwissenschaft in der SBZ und der späteren DDR erfolgte nicht als kurzfristiger Umbruch, sondern als komplizierter und langwieriger Prozess, der erst mit der Etablierung einer neuen Generation von Hochschullehrern Ende der 1950er bzw. Anfang der 1960er Jahre abgeschlossen war. – Auch in den westlichen Besatzungszonen und der gleichfalls 1949 gegründeten BRD dominierte in den zwei Jahrzehnten nach der politischen Zäsur des Jahres 1945 weitgehend Kontinuität: Die Institutionen einer professionalisierten Erforschung und Vermittlung von Literatur nahmen relativ rasch wieder ihre Arbeit auf; ihr Personalbestand blieb – nach Austausch einzelner „Sündenböcke“ wie Herbert Cysarz (München), Karl Justus Obenauer (Bonn) oder Hermann Pongs (Göttingen) – mehr oder weniger erhalten. Emigranten hatten nur selten eine Chance, ihren gewaltsam unterbrochenen Einsatz für die Literatur fortzusetzen; kommunikative Plattformen und Reputationshierarchien gewannen nach einiger Zeit wieder die alte Bedeutung.

Die personellen und konzeptionellen Kontinuitätslinien der deutschen Literaturwissenschaft demonstriert der 1942 veröffentlichte Sammelband *Gedicht und Gedanke*. Der im Verlag von Max Niemeyer erschienene Band, dessen Vorwort der Herausgeber Hans Otto Burger auf einem Truppenübungsplatz verfasst hatte, enthielt nicht nur 30 *Auslegungen deutscher Gedichte*, die in Verfahren und Darstellungsform die „textimmanenten Interpretationen“ der Nachkriegszeit vorwegnahmen, sondern versammelte auch wichtige Akteure der Literaturforschung nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft: Joachim Müller, der im literaturwissenschaftlichen Gemeinschaftswerk das Gedicht *Durchwachte Nacht* der Anette von Droste-Hülshoff erläutert hatte, wirkte von 1951 bis 1971 als Professor in Jena und wurde hier zum Lehrer von DDR-Germanisten wie Edith Braemer, Helmut Brandt, Hans Richter, Rainer Rosenberg, Hans Günther Thalheim oder Ursula Wertheim. Der gleichfalls beteiligte Ordinarius Ferdinand Josef Schneider blieb bis zu seinem Tode 1954 Lehrstuhlinhaber an der Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale. Beiträge, die in den Westzonen bzw. der späteren Bundesrepublik weiterwirken sollten, waren Hermann Schneider

(seit 1921 bis zur Emeritierung 1954 ordentlicher Professor für ältere deutsche Literatur in Tübingen), Paul Böckmann (von 1938 bis 1958 Professor in Heidelberg, danach bis zur Emeritierung 1965 in Köln), Günther Müller (1946-56 Professor in Bonn), Friedrich Sengle (1952-59 Professor in Marburg, 1959-65 in Heidelberg, 1965-78 in München) und Heinz Otto Burger (1944-61 Professor in Erlangen, 1961-69 in Frankfurt/Main). Mit einer Interpretation von Hölderlins Ode *Heidelberg* war auch der in Zürich wirkende Emil Staiger vertreten, der zu einem der wichtigsten Protagonisten der „werkimmanenten Interpretation“ und einem der prominentesten Fachvertreter nach 1945 aufsteigen sollte. Knapp ein Vierteljahrhundert nach seiner Beteiligung am Sammelband *Gedicht und Gedanke* brach Staiger mit seiner Züricher Rede *Literatur und Öffentlichkeit* am 17. Dezember 1966 dann jenen Streit vom Zaun, der endlich zu einer kritischen Reflexion der (auch mit seinem Namen verbundenen) Ausrichtung der Literaturwissenschaft und ihren normativen Vorannahmen führen sollte. Im gleichen Jahr thematisierte der Münchener Germanistentag erstmals öffentlich die Verfehlungen der „deutschen Wissenschaft“ in der NS-Zeit und initiierte eine kritische Reflexion über politische Funktionen und Funktionalisierungen der Literaturforschung (von Wiese/ Henss 1967, Lämmert u.a. 1967). Doch es geschah noch mehr. In den USA erschien Susan Sonntags Essaysammlung *Against Interpretation*, dessen (bereits 1964 entstandener) Titel-Aufsatz statt einer „Hermeneutik“ eine „Erotik der Kunst“ forderte; in Baltimore begann Ende Oktober 1966 der Kongress „The Languages of Criticism and the Science of Man“, der eine kritische Diskussion strukturalistischer Konzepte und somit den Poststrukturalismus einleitete.

Bis dahin hatten sich in der Literaturwissenschaft in Ost und West tiefgreifende Veränderungen vollzogen, die im folgenden knapp zu skizzieren sind. Der erste Abschnitt rekonstruiert die Bewegungen von Restauration und Modernisierung in der universitären Beschäftigung mit Literatur in der BRD und in Westeuropa. In einem zweiten Schritt werden die komplizierten und widerspruchsvollen Versuche zur Gestaltung einer neuen Literaturforschung in der DDR und in Osteuropa nachgezeichnet, die – ähnlich wie die Vorgänge in der BRD und Westeuropa – übergreifenden Prozessen der Wissenschaftsentwicklung korrespondierten.

Restauration und Modernisierung. Literaturwissenschaft in der BRD und in Westeuropa

Als im September 1945 die Göttinger Universität als erste deutsche Hochschule nach Kriegsende wieder öffnete, erlebte sie (wie ihre Nachfolger Jena und Freiburg, im November Hamburg und Tübingen) einen bis dahin ungekannten Ansturm von Studierwilligen. Die Zahl der Immatrikulationsanträge, die den jeweils gültigen Numerus Clausus oft um ein Mehrfaches überschritt, war eine Folge des Krieges: Angehöriger sehr vieler Jahrgänge, unter ihnen ehemalige Soldaten und Kriegsgefangene, wollten auf einmal ein Studium aufnehmen. Ungewöhnlich war auch die überproportional große Menge von Studierenden in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern: Enthusiastisch suchte man nach Orientierung und Werten, die im zeitweise sehr erfolgreichen Studium Generale wie in einer sich nun humanistisch gerierenden Literaturwissenschaft gefunden werden sollten. Rückbesinnung auf universale Werte und überzeitliche Geltungsansprüche suggerierte jedenfalls die Rhetorik, die professionelle Sachwaltern der Literaturforschung nun an den Tag legten. Der Tübinger Ordinarius Paul Kluckhohn, der 1934 einen Auswahlband *Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung* vorgelegt hatte, schrieb über *Die Idee des Menschen in der Goethezeit* (Stuttgart 1946); Hellmuth Langenbucher, als Leiter des Gesamtlektorats der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums und Hauptschriftleiter des *Börsenblatts für den deutschen Buchhandels* ein „Literaturpapst“ des NS-Staates, erstellte unter dem Pseudonym Hermann Engelhard jetzt Klassikerausgaben für den Stuttgarter Cotta-Verlag und gab 1955 ein Lyrik-Lesebuch „für Feier und Besinnung in Schule und Haus“ heraus, das deutliche mache, „daß die Menschheit weder religiöse, noch rassische, noch nationale

Grenzen kennt“.¹⁰² Die Restauration humanistischer Ideale blieb nicht auf den Westen Deutschlands beschränkt. Der Leipziger Ordinarius Hermann August Korff, im Jahr 1933 eifriger Bekenner, kompilierte 1947/48 eine zweibändige Anthologie unter dem Titel *Edel sei der Mensch*; Joachim Müller, von 1937 bis 1944 Mitherausgeber und Schriftleiter der *Zeitschrift für Deutschkunde*, veröffentlichte 1948 seinen Vortrag *Die völkerverbindende Kraft der Weltliteratur*. – Humanistische Wendungen und rhetorisches Pathos konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass institutionelle Gliederung und personale Strukturen des Wissenschaftssystems weitgehend erhalten blieben. Doch nicht nur Institutionen und Personen überlebten den realgeschichtlichen Umbruch (wenn sie nicht zu offensichtlich kompromittiert waren) – auch Konzepte, Methoden und Werte der Literaturforschung bestanden fort.

Institutionelle und personale Rahmenbedingungen. Die Gestaltung der universitären Literaturwissenschaft in den westlichen Besatzungszonen und der 1949 gegründeten Bundesrepublik (wie auch in der SBZ bzw. der späteren DDR) vollzog sich im Rahmen überkommener institutioneller Strukturen und personaler Konstellationen: Zwar gingen die Universitäten in Königsberg, Prag, Posen und Straßburg verloren und die Gießener Hochschule büßte für 12 Jahre den Universitätsstatus (mitsamt Philosophischer Fakultät) ein; doch entstanden neue Germanistische Seminare an den neu gegründeten Universitäten Mainz, Saarbrücken und an der Freien Universität im Amerikanischen Sektor Berlins, die in ihrer Binnengliederung die seit Ende des 19. Jahrhunderts bewährte Einteilung in Neue bzw. Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Ältere deutsche Literatur/ Sprachwissenschaft behielten. Weitgehend konstant blieb auch das Personal, das hier lehrte und forschte. Nur wenige der politisch diskreditierten Hochschullehrer verloren für immer ihre Stellen. Zu ihnen zählten Ernst Bertram (1922-1946 ordentlicher Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Köln), Herbert Cysarz (1938-1945 ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität München), Gustav Bebermeyer (1933-1945 ordentlicher Professor für Deutsche Volkskunde an der Universität Tübingen); Alfred Götze (1925-1945 ordentlicher Professor für deutsche Philologie, besonders für Sprachgeschichte und ältere Literatur an der Universität Gießen), Franz Koch (1936-45 ordentlicher Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität), Arno Mulot (1939-1945 Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Hochschule für Lehrerbildung Darmstadt), Friedrich Neumann (1927-1945 ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Göttingen), Karl Justus Obenauer (1935-1949 ordentlicher Professor für Neuere deutsche Sprache und Literaturgeschichte an der Universität Bonn), Hermann Pongs (1929-1942 ordentlicher Professor für deutsche Literatur an der TH Stuttgart, 1942-45 ordentlicher Professor für deutsche Philologie, insbesondere Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Göttingen). In Österreich traf es Karl Polheim (1929-1945 ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Graz) und Josef Nadler (1931-1945 ordentlicher Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Wien). Zahlreiche der entlassenen Professoren wurden jedoch später mit vollen Bezügen emeritiert. Etliche von ihnen unterrichteten auch im erzwungenen Ruhestand weiter, so wie etwa Gustav Bebermeyer, der bis 1975 germanistische Lehrveranstaltungen an der Universität Tübingen anbot. Auch schwer belastete Literaturwissenschaftler wie Gerhard Fricke, Hennig Brinkmann, Willi Flemming und Otto Höfler gelangten – zum Teil nach längerer Unterbrechung – wieder in Amt und Würden. Besonders eklatant war der Fall des österreichischen Germanisten Heinz Kindermann: Gegen den Willen der Fakultät 1936 an die Universität Münster berufen und 1943 auf den neuerrichteten theaterwissenschaftlichen Lehrstuhl nach Wien zurückgekehrt, wurde er 1945 außer Dienst gestellt – doch 1954 trotz zahlreicher Proteste wieder in sein Amt eingesetzt und bis zur Emeritierung 1969 als Professor

¹⁰² Hellmuth Langenbacher (Hrsg.): *Ins Herz hinein. Ein Hand- und Lesebuch für Feier und Besinnung in Schule und Haus*. Bad Reichenhall 1955, S. 684. Unter dem Pseudonym Hermann Engelhard edierte er die Werke von Wilhelm Hauff (Stuttgart 1951), Theodor Storm (Gesamtausgabe in 3 Bänden. Stuttgart 1958) und Nikolaus Lenau (Sämtliche Werke. Briefe. Stuttgart 1959).

beschäftigt. Die Herstellung personeller Kontinuität basierte auf jener kollektiven Bereitschaft zum Verdrängen und Beschweigen, die noch ein halbes Jahrhundert später die sensibilisierte Forschung und die Öffentlichkeit bewegen sollte: Das 1995 mit nachhaltigem Medienecho aufgedeckte Doppelleben des Literaturhistorikers Hans Ernst Schneider, der in der SS-Organisation *Deutsches Ahnenerbe* den „Germanischen Wissenschaftseinsatz“ im besetzten Europa koordiniert hatte, bevor er unter dem Namen Hans Schwerte in der Bundesrepublik zum Lehrstuhlinhaber und Hochschulrektor aufsteigen konnte, belegt in besonders drastischer Weise das Beharrungsvermögens eines Wissenschaftssystems, in dem Netzwerke und Einstellungen mit nachhaltiger Resistenz auf die Brüche der Realgeschichte reagierten. Ob der Fall Schneider/ Schwerte eine „gruppenkollektive Vergessens- und Ignorierungsbereitschaft“ dokumentiert (Jäger 1998, S. 165) oder dessen wechselvolle Biographie die westdeutsche Gesellschaft repräsentiert, die sich mit der Verarbeitung von Erfahrungen vom Nationalsozialismus zur Demokratie entwickelt habe (Leggewie 1998), ist an dieser Stelle nicht zu entscheiden. Als sicher kann jedoch gelten, dass dem Bruch auf politischer Ebene nur wenige sichtbare Veränderungen in der wissenschaftlichen Praxis korrespondierten und dass namentlich die deutsche Literaturwissenschaft eine bereits 1933 demonstrierte Einheit von „politischer Diskontinuität und wissenschaftsgeschichtlicher Kontinuität“ auch im Jahr 1945 zu wahren wusste (so Voßkamp 1990, 242; präzisiert durch Barner/ König 1996 sowie Gärtner 1997).

Denn nicht nur auf der Ebene der Institutionen und Personen folgte die universitäre Beschäftigung mit Literatur den seit Ende des 19. Jahrhunderts ausgeprägten Bahnen. Als stabil erwiesen sich zugleich die kommunikativen Plattformen der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Während nur wenige philosophische Zeitschriften überlebten, zeigten literaturwissenschaftliche Periodika eine erstaunliche Beständigkeit. Die renommierten Organe *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (DVjS), *Germanisch-Romanische Monatsschrift* (GRM) und *Zeitschrift für deutsche Philologie* (ZfdPh) erschienen nach unterschiedlich langen Pausen wieder; der zu *Dichtung und Volkstum* umbenannte *Euphorion* erlebte eine Wiedergeburt unter altem Namen (Adam 1994; Adam 1996). Die einer traditionellen Philologie verpflichteten *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* wie die *Zeitschrift für deutsches Altertum* behielten sogar ihre Herausgeber. Ohne Fortsetzung blieben dagegen die schulpädagogisch ausgerichteten Organe *Zeitschrift für deutsche Bildung* und *Zeitschrift für Deutschkunde*; neu begründet wurden die Fachblätter *Wirkendes Wort* und *Der Deutschunterricht*. – Kontinuität prägte auch das akademische und literaturwissenschaftliche Vereinswesen. Der 1952 gegründete Deutsche Germanistenverband berief sich ausdrücklich auf die 1912 gegründete Vorgängerorganisation gleichen Namens (Röther 1980, S. 328f). Nahezu alle literarischen Gesellschaften, die mit ihren Veranstaltungen und Zeitschriften ein Wirkungsfeld der universitären Literaturforschung bildeten, bestanden weiter. Doch überlebten nicht nur die weniger kompromittierten Gesellschaften, die das Andenken Goethes oder der Annette von Droste-Hülshoff pflegten – auch die willfährig instrumentalisierten Grabbe-, Eichendorff- und Wilhelm-Raabe-Gesellschaft konnten sich nach Phasen mehr oder weniger langer Unterbrechung wieder etablieren. Um sich von ihrer befleckten Vorgängerin abzugrenzen, wurde die Hebbel-Gesellschaft 1947 neu begründet. Die Kleist-Gesellschaft, die sich 1933 bereitwillig selbst „gleichgeschaltet“ hatte, löste sich ganz auf; die 1960 konstituierte Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft sah sich nachdrücklich nicht als deren Rechtsnachfolgerin an. Kontinuität besonderer Art demonstrierte der Umgang mit Friedrich Hölderlin: Die 1943 unter Schirmherrschaft von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels begründete Hölderlin-Gesellschaft brachte nicht nur ein Jahrbuch hervor, das (nach Aufgabe des Namens *Iduna*, unter dem es 1943/44 erschien) seit 1947 fortgesetzt wurde. In ihr sammelten sich zugleich die Editionsphilologen, die nach Kriegsende die während der NS-Zeit begonnene Große Stuttgarter Ausgabe der Werke Hölderlins weiterführten. Nun finanzierte die französische Militärregierung das Projekt, das vorher das Propagandaministerium unterstützt hatte (Kahlefeldt 1993, 163; Oellers 1996, 111). Auch die noch vom Berliner Groß-Ordinarius Julius Petersen konzipierte und während des Krieges begonnene Schiller-Nationalausgabe fand ihre Fortsetzung: Den neunten Band mit den Dramen *Maria Stuart* und *Die Jungfrau von Orleans* gab 1948 Gerhard Fricke heraus, der als Redner bei der Bücherverbrennung in Göttingen und als Mitherausgeber des Sammelwerkes

Von deutscher Art in Sprache und Dichtung – dem Beitrag der Germanistik zum „Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften“ – solche Gefolgstreue demonstriert hatte, dass er 1941 als Ordinarius an die Reichsuniversität Straßburg berufen wurde. Nach diversen Stationen lehrte Fricke von 1961 bis 1966 als Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Köln – und hielt hier zu Beginn des Sommersemesters 1965 vor seinen Studenten eine Rede, die erstmals offen eigene und disziplinäre Verfehlungen während der NS-Zeit benannte sowie Gründe für ein Engagement im Dritten Reich anzugeben versuchte (Fricke 1997; dazu Schnabel 1997).

Konzepte und Methoden. Der weitgehenden Kontinuität auf institutioneller und personeller Ebene entsprach die Beibehaltung von Konzepten und Methoden – sofern diese nicht nachhaltig diskreditiert waren. Möglich wurde diese Beständigkeit durch Weichenstellungen, die das Wissenschaftssystem in den Jahren der NS-Herrschaft vorgenommen hatte: Zum einen war die universitäre Literaturforschung zumindest partiell einem kognitiven Eigensinn verpflichtet geblieben und hatte sich nicht vollständig an das eklektische Ideenreservoir des Nationalsozialismus assimiliert. Weder stammesethnographische Literaturgeschichtsschreibung noch rassentheoretische Deduktionen hatten zu dominierenden Paradigmen avancieren können; der Zusammenbruch der NS-Herrschaft bedeutete das klanglose Ende der ihnen verpflichteten Textumgangsformen. Diese (bereits vor 1933 bekundete) Resistenz galt nach 1945 als Beleg für eine vermeintliche Autonomie: Von Josef Nadlers stammeskundlicher Literaturgeschichte habe sich die disziplinäre Gemeinschaft „rechtzeitig und energisch abgesetzt“, betonte Horst Oppel in seinem 1953 veröffentlichten Bericht *Zur Situation der Allgemeinen Literaturwissenschaft*, um die Integrität einer Disziplin hervorzuheben, die „politisierende Sprecher wie K. J. Obenauer, H. Kindermann, W. Linden und F. Koch ihr Programm einer ‚volkhaften Literaturwissenschaft‘ ausposaunen ließ, während sie gleichzeitig in aller Stille unverdrossen und mit dem nötigen Ernst weitergearbeitet hat“ (Oppel 1953, 9f.). Die hier gepriesene „unverdrossene Arbeit“ geschah freilich nicht „in aller Stille“, sondern bestand in einer bereits Anfang der 1940er Jahr visibilisierten Umstellung des Umgangs mit Literatur, die für konzeptionelle und methodische Kontinuität in der Nachkriegszeit sorgte: Es war die von verschiedenen Anstößen inspirierte Beschäftigung mit dem „Werk“ und seine „Auslegung“, die im erwähnten Sammelband *Gedicht und Gedanke* von 1942 sichtbar wurden, bevor sie nach 1945 zur zentralen Thematisierungsweise und Darstellungsform aufsteigen konnten.

Die Exponierung des „sprachlichen Kunstwerks“ zum primären Gegenstand der Forschung und seine „immanente Interpretation“ war jedoch keine Reaktion auf politische Lenkungsansprüche oder wissenschaftliche Deformationen in der NS-Zeit, sondern vielmehr ein Resultat längerfristiger und komplexer Entwicklungen. Die institutionalisierte Beschäftigung mit Literatur, die es trotz programmatischer Verlautbarungen im Jahr 1933 nicht vermocht hatte, sich auf ein methodologisches Fundament zu einigen und als „politische Lebenswissenschaft“ zum „Kerngebiet der Bildung“ (Walter Linden) aufzusteigen, suchte seit Mitte der 1930er Jahre verstärkt nach Konzepten, die eine neuerlich drohende „Grundlagenkrisis“ durch Eröffnung neuer Forschungsfelder überwinden und verlorene Kompetenzen zurückgewinnen sollten. Chancen zur Ablösung der innovationsunfähigen und als „Handbuchwissenschaft“ stagnierenden Geistesgeschichte boten sowohl Heideggers Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung als auch die phänomenologische Ästhetik Roman Ingardens, die nach harscher Zurückweisung noch Anfang der 1930er Jahre nun verstärkt zu wirken begann (Krenzlin 1979, 131-157). Zugleich zeigten fortgesetzte Detailforschungen zu Gattungs-, Stil- und Formproblemen die Chance, das Einzelwerk aus geistesgeschichtlich, stammestheoretisch oder rassenkundlich konditionierten Kontexten herauszulösen und in seiner ästhetischen „Gestalt“ zu erfassen. Schon 1929 hatte der bei Friedrich Gundolf in Heidelberg ausgebildete Paul Böckmann den Literaturwissenschaftlern des George-Kreises attestiert, einen „neuen sinn für die dichterische sprache, für die gestaltende kraft des künstler, für die innere unvergleichbarkeit seines werkes“ geweckt zu haben, der vor allem der

„immanenten Interpretation des einzelnen Dichters“ zugute gekommen sei.¹⁰³ Auf diese Anläufe rekurrierend, hatte sich Ende der 1930er Jahre ein breiteres Spektrum von Forschungsrichtungen formiert: Neben den Versuch, dichterische Zeugnisse als Ausdruck poetisch geformter Individualität zu exponieren und „zu begreifen, was uns ergreift“ (Emil Staiger), traten Bemühungen zur Analyse von formalen Gestaltungsprinzipien in Gattungen bzw. Einzelwerken sowie Bestrebungen, das Gehalt-Gestalt-Gefüge des literarischen Werkes in Analogie zu natürlichen Prozessen „morphologisch“ zu deuten. Die intensiviertere Beschäftigung mit dem „Werk“, dessen ästhetische Dimensionen maximiert und außerliterarischen Bezügen vorgeordnet wurden (Danneberg 1996), löste einen Schub an Innovation und interner Differenzierung aus, der den neuen Konzepten Durchsetzungskraft innerhalb der fachinternen Debatten sicherte und Wolfgang Kayser 1948 von einem „neuen Abschnitt in der Geschichte der literarischen Forschung“¹⁰⁴ sprechen ließ. Gleichzeitig reagierte die Disziplin mit der Wendung zum „Werk“ auf wissenschaftsexterne Anforderungen: Die Deutschlehrausbildung, die das Fach abzusichern hatte, verlangte nach didaktisch vermittelbaren Interpretationen von Dichtungen, die im Mittelpunkt des schulischen Deutschunterrichts standen. Mit der Abkehr von den großräumigen Synthesen der Geistesgeschichte und der Exponierung des „Werkes“ zum primären Gegenstand interpretatorischer Praxis schien ein Ausweg aus der Krise gefunden, die seit der Desillusionierung der Hoffnungen auf ein basales methodologisches Fundament akut geworden war und 1945 offen zum Ausbruch kam. Programmatisch formulierte es Karl Viëtor im Jahr des Kriegsendes: „Der Hauptgegenstand der Bemühungen hat das gestaltete Werk in seiner sinnlich-spirituellen Ganzheit zu sein – ein Phänomen ‚sui generis‘, nicht ein Spiegel oder Ausdruck von Kräften und Bewegungen anderer Sphären. Dadurch bekommt die Interpretation wieder den Platz, der ihr gebührt: sie wird wieder zur Haupt- und Grundkunst des Literaturwissenschaftlers“ (Viëtor 1945, 912).

Die Bewegung, die das literarische Kunstwerk zum Ausgangs- und Zielpunkt der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung erhob, folgte jedoch keinem homogenen Programm. Im Gegenteil. Während die von Emil Staiger initiierte Richtung das von der Dichtung ausgelöste „Gefühl“ zur Quelle ästhetischen Empfindens und seine Auslegung zum Ziel literaturwissenschaftlichen Arbeitens erklärte,¹⁰⁵ favorisierten Wolfgang Kayser und der ihm folgende Flügel eine „Formanalyse“, die nach einer zeitgenössischen Beobachtung „unverkennbar auf das Berechenbare, den Kalkül und das Regelmäßige“¹⁰⁶ hinauslief. Dennoch sind Berührungspunkte nicht zu übersehen: Der Schweizer Germanist Emil Staiger – der 1932-34 Mitglied der Nationalen Front war und seine Probevorlesung an der Universität Zürich im Wintersemester 1934/35 dem Roman *Volk ohne Raum* des NS-Schriftstellers Hans Grimm gewidmet hatte (Schütt 1996) – konzentrierte sich seit dem Rückzug aus politischem Engagement auf die als „vollkommen“ bestimmten „Kunstgebilde“ der deutschen Literatur und suchte zu ermitteln, „wie alles im Ganzen und wie das Ganze zum Einzelnen stimmt“.¹⁰⁷ Die von Wolfgang Kayser während seiner Zeit in Lissabon verfasste und 1948 veröffentlichte Grundlegung *Das sprachliche Kunstwerk* ging von einem europäisch dimensionierten Literaturbegriff aus und zielte auf die „Ganzheit des einzelnen Werkes“ als ein „in sich geschlossenes sprachliches

¹⁰³ Paul Böckmann: Rezension: Max Kommerell, *Der Dichter als Führer*. In: *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 48 (1929), S. 189-195, hier S. 190, Kleinschreibung im Original.

¹⁰⁴ Wolfgang Kayser: *Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*. Zweite, erg. Aufl. Bern 1951. Vorwort zur ersten Aufl. 1948, S. 5.

¹⁰⁵ So schon Emil Staiger: *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller*. Zürich und Leipzig 1939, S.13: „Doch eben dies, was uns der unmittelbare Eindruck aufschließt, ist der Gegenstand literarischer Forschung; daß wir begreifen, was uns ergreift, das ist das eigentliche Ziel aller Literaturwissenschaft.“ Noch deutlicher ders.: *Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte*. Zürich 1955, S. 13: „Das Kriterium des Gefühls wird auch das Kriterium der Wissenschaftlichkeit sein.“

¹⁰⁶ Clemens Hesselhaus: *Auslegung und Erkenntnis. Zur Methode der Interpretationskunde und der Strukturanalyse mit einer Einführung in Dantes Selbstausslegung*. In: Richard Alewyn, Hans-Egon Hass, Clemens Hesselhaus (Hrsg.): *Gestaltprobleme der Dichtung. Festschrift für Günther Müller*. Bonn 1957, S. 259-282, hier S. 264.

¹⁰⁷ Emil Staiger: *Die Kunst der Interpretation*, S. 14 und 15.

Gefüge“.¹⁰⁸ Nationalphilologische Beschränkungen überwindend, erhob auch Kaysers Konzept von Literaturbeobachtung einen Anspruch, der Staigers Programm korrespondierte: Im Zentrum seiner Bemühungen stand das „besondere Vermögen solcher literarischen Sprache, eine Gegenständlichkeit eigener Art hervorzurufen, und der Gefügecharakter der Sprache, durch den alles in dem Werk Hervorgerufene zu einer Einheit wird“.¹⁰⁹

Die von Günther Müller seit Beginn der 1940er Jahre projektierte „morphologische Literaturwissenschaft“ suchte dagegen nach einem strukturellen Zugriff auf die „Gestalt“ des dichterischen Werkes – und schloss an intensiv geführte Diskussionen um eine Neugestaltung des Wissenschaftssystems an, die in Kultur- und Naturwissenschaften seit den 1920er Jahren geführt worden waren (Klausnitzer 2000). Günther Müller war der einzige Literaturwissenschaftler, der sich an dem durch die Naturwissenschaftler Wilhelm Troll und Karl Lothar Wolf zwischen 1941 und 1945 organisierten *Gestalt-Kolloquium* an der Hallenser Universität beteiligte; seine Schrift *Die Gestaltfrage in der Literaturwissenschaft und Goethes Morphologie* erschien 1944 in der Schriftenreihe *Die Gestalt*, in deren „Editorial Board“ neben dem Psychologen Johannes von Allesch, dem Mathematiker und Kepler-Herausgeber Max Caspar, dem Mineralogen Paul Niggli, dem Biologiehistoriker Emil Ungerer, dem Chemiker Conrad Weygand und dem Biologen Richard Woltereck auch die Philosophen Hans Georg Gadamer und Kurt Hildebrandt, der Jurist Ernst von Hippel, der Altphilologe Walter Friedrich Otto, der Thomas-Kantor Günther Ramin, der Theologe Friedrich Karl Schumann und der Kunsthistoriker Hans Sedlmayr vertreten waren. Mit der direkten Applikation der in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften entfalteten Idee des „ewig Einen, das sich vielfach offenbart“ auf das dichterische Kunstwerk, das als ein gestaltetes und gestalthaftes Ganzes in Analogie zum „Formtypus“ der Pflanze zu begreifen sei, führte Müller in mehrfacher Hinsicht morphologische Vorgaben fort und suchte sie mit den Bedürfnissen der Literaturforschung kompatibel zu machen. Zum einen übernahm er das emphatische Organismusdenken für eine Heuristik, die innovative und anschlussfähige Beschreibungsinstrumentarien bereitzustellen schien: Prinzipien der morphologischen Botanik, in die sich Müller durch die Aufsatzsammlung *Gestalt und Urbild* des Botanikers Wilhelm Troll einweihen ließ, direkt auf literarische Texte übertragend, konnten Bauformen der natürlichen Pflanzengestalt und die ihnen zugeschriebenen Kräfte („Vertikal- und Spiraltendenz“, „Führkraft“ und „Schwellkraft“) in der Gestalt der dichterischen Werke wiedererkannt und benannt werden. Der so praktizierte Anschluss an den „neuen Aufbruch des biologischen Denkens“¹¹⁰ schlug eine Brücke zur neuen Leitdisziplin des Wissenschaftssystems und offerierte Distinktionsgewinne gegenüber einer Geistesgeschichte, die ihre konzeptionellen und methodischen Vorgaben vor allem der Philosophie entnommen hatte. Zugleich erhoffte auch Günther Müller in Übereinstimmung mit zahlreichen Projektanten gestalthafter Wissenschaftsprogramme, durch „bewußte Ausrichtung an Goethes Morphologie“ den neuzeitlichen Differenzierungsprozess des Wissenschaftssystems umkehren und „hinter die Aufspaltung von Geistes- und Naturwissenschaften und von vielen anderen dogmatischen Fixierungen“ zur „Einheit des immerfort zeugenden und zerstörenden Lebens zurückfinden“ zu können.¹¹¹ Die weitreichendsten Ergebnisse einer so begründeten „morphologischen Literaturwissenschaft“ waren Müllers Beiträge zur Narratologie (insbesondere zur Bedeutung der Zeit in Erzähltexten) und Eberhardt Lämmerts Dissertation *Bauformen des Erzählens*, die aus der kleinen Interpretationsgemeinschaft der in Müllers Bonner Oberseminar aufgenommenen Studenten und der hier

¹⁰⁸ Wolfgang Kayser: *Das sprachliche Kunstwerk*, S. 5.

¹⁰⁹ Ebenda, S. 14.

¹¹⁰ Günther Müller: *Die Gestaltfrage in der Literaturwissenschaft und Goethes Morphologie*. Halle/S. 1944 (= *Die Gestalt* 13). Hier zitiert nach dem Wiederabdruck in Günther Müller: *Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze*. In Verbindung mit Helga Egner hrsg. von Ele na Müller. Tübingen 1968, S.146-224, S. 147f.

¹¹¹ Ebd., S. 149.

gepflegten „Askese des genauen Hinsehens, Messens und Vergleichens“¹¹² hervorging und zu einem mehrfach nachgedruckten „Klassiker“ der Literaturforschung werden sollte.

Eine weitere für die westdeutsche Literaturwissenschaft der Nachkriegszeit bedeutsame Variante des Umgangs mit dem „Werk“ prägte Paul Böckmann, der 1949 den ersten Band einer *Formgeschichte der deutschen Dichtung* vorlegte. Auch diese Darstellung suchte nach einer Alternative zur geistesgeschichtlichen Literaturforschung und wollte dazu die „Verfahrensweisen der Dichter“ untersuchen, um durch „genaue Textbeobachtung“ die „Vorstellungs- und Kompositionsweise“ bestimmen und die „jeweilige Sprachfähigkeit und Sprachleistung“ in ihrer historischen Bestimmtheit markieren zu können.¹¹³ Den innovativen Anspruch des fast 700 Seiten starken Buches (wie auch die Ignoranz gegenüber der Literaturforschung jenseits der deutschen Grenzen) dokumentierte das Vorwort: Da die verfolgte Fragestellung – „Leistung und Bedeutung der poetischen Werke von der Form her zu erläutern“ – bisher „kaum irgendwo grundsätzlicher aufgegriffen und durchgeführt“ worden sei, stelle das Unternehmen einen Vorstoß ins „Neuland“ dar, bei dem sich der Forscher „eigene Wege“ bahnen müsste.¹¹⁴ Spezifisch für die neuartige „formgeschichtliche Betrachtungsweise“ sei eine „entschiedene Umwendung in der Blickrichtung“: „Sie sucht Dichtung als Dichtung zum Forschungsgegenstand zu machen und sieht sich deshalb genötigt, bis zur konkreten Struktur des jeweiligen Werkes vorzufragen.“¹¹⁵ – Auf den ersten Band dieser *Formgeschichte*, der u.d.T. *Von der Sinnbildsprache zur Ausdruckssprache* die Wandlungen literarischer Konfigurationen vom Mittelalter bis zur Neuzeit behandelte, folgte jedoch keine Fortsetzung; der angekündigte zweite Band des Unternehmens *Die Entfaltung der Ausdruckssprache* blieb aus. Die bis 1973 viermal aufgelegte *Formgeschichte der deutschen Dichtung* wie auch ihr Verfasser hatten dennoch einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die sich langsam wandelnde Literaturwissenschaft im Westen Deutschlands. Als Surrogat für eine in der NS- und Nachkriegszeit ausgebliebene Rezeption formalistischer und strukturalistischer Beschreibungsverfahren bereitete die Thematisierung formhistorischer Entwicklungen die Aufnahme der vom russischen Formalismus und tschechischen Strukturalismus entwickelten Konzepte und Instrumentarien vor: Der spätere Popularisator des Formalismus Jurij Striedter war ein Schüler Paul Böckmanns, der als einflussreicher „Großordinarius“ in Heidelberg und Köln zum Lehrer und Anreger mehrerer Generationen von Germanisten wurde. Unter seinen über 60 Doktoranden befanden sich neben Walter Müller-Seidel und Hans-Henrik Krummacher der Goethe-Spezialist Rolf Christian Zimmermann und der Humoristikforscher Wolfgang Preisendanz; noch 1967 betreute Böckmann die Dissertation von Jürgen Petersen *Die Rolle des Erzählers und die epische Ironie im Frühwerk Thomas Manns* und wirkte so auf die Erzählforschung in der Bundesrepublik. (Nicht ohne Grund erschien 1964 die von W. Müller-Seidel gemeinsam mit W. Preisendanz herausgegebene Festschrift zum 65. Geburtstag des gemeinsamen Lehrers u.d.T. *Formenwandel* mit Aufsätzen über „Formen“, „Kunst der Darstellung“, „Sprache als Erzählform“ und „Gestaltwandlung“ etc.)

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Wichtige Texte der deutschen Literaturwissenschaft nach der politischen Zäsur des Jahres 1945 (Emil Staigers *Grundbegriffe der Poetik* von 1946 und die 1955 publizierte Aufsatzsammlung *Die Kunst der Interpretation*; Wolfgang Kayzers 1948 veröffentlichte „Einführung in die Literaturwissenschaft“ *Das sprachliche Kunstwerk*, die Beiträge zur „morphologischen Poetik“ von Günther Müller und die 1949 gedruckte *Formgeschichte der deutschen Dichtung* von Paul Böckmann) waren Resultat langfristig verfolgter Forschungen.

¹¹² Eberhard Lämmert: Brief an einen Literaturhistoriker. In: Siegfried Unseld (Hrsg.): *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?* Frankfurt a. M. 1972, S. 152-163, hier S. 153; wieder in E. Lämmert: *Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960-1990*. Stuttgart 1991, S. 209-217, hier S. 210.

¹¹³ Paul Böckmann: Über die Leistung der Dichtung im Zeichen der Bewußtseinskritik. Dankesworte zum 5. November 1984. In: P. Böckmann: *Dichterische Wege der Subjektivierung. Studien zur deutschen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*. Tübingen 1999, S. 441-446, hier S. 444.

¹¹⁴ Paul Böckmann: *Formgeschichte der deutschen Dichtung*. Bd. 1: *Von der Sinnbildsprache zur Ausdruckssprache*. Hamburg 1949, S. 1.

¹¹⁵ Ebenda, S. 2.

Sie dokumentierten divergierende Bewegungen, die fast zwei Jahrzehnte zuvor eingesetzt hatten und nun systematische Darstellungen fanden. Übereinstimmend beförderten sie eine Umstellung der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, mit der sich die Autonomie der Disziplin auch unter veränderten Rahmenbedingungen bewahren ließ: Die Konzentration auf das ästhetisch maximierte und als relationales Beziehungsgefüge gedachte Werk erlaubte es, neue Frage- und Problemstellungen zu thematisieren und zugleich ahistorische Konstruktionen festzuschreiben (Gärtner 2001, Scherer 2005). Als Ersatz für die in Deutschland noch immer ausbleibende Rezeption formalistischer Konzepte erbrachten diese proto- bzw. pseudostrukturalistischen Ansätze zwar partielle konzeptionelle wie methodologische Modernisierungsleistungen. Die in ihnen virulenten goethezeitlichen Ganzheitskonzepte leiteten aber ihre Gattungsvorstellungen ebenso wie die Auffassung von einem harmonischen Zusammenhang zwischen Gestalt und Gehalt. Widerspruchsvoll vollzog sich auch die Erschließung neuer Gegenstandsbereiche. Die bislang eher misstrauisch observierte Moderne fand trotz Hugo Friedrichs Bestseller *Die Struktur der modernen Lyrik* von 1956 – der als „Struktur“ das zu erfassen suchte, was früher „Stil“ hieß – nur langsam Aufmerksamkeit; selbst der international aufgeschlossene Wolfgang Kayser stand neueren Entwicklungen eher skeptisch gegenüber (Grossegessse/ Koller 2001). Auch die vielfältigen Beziehungen zwischen deutscher und europäischer Literaturentwicklung blieben vorerst ein Stiefkind der germanistischen Literaturforschung.

Genau diesen Beziehungen widmeten sich zwei literaturwissenschaftliche Monographien, die als Ergebnis langfristig verfolgter Forschungen von Romanisten nach 1945 erschienen: Erich Auerbachs 1946 veröffentlichtes Buch über „dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur“ *Mimesis* war Resultat der Arbeit im Istanbuler Exil; das zwei Jahre später von Ernst Robert Curtius vorgelegte Werk *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* ging auf langjährige Vorarbeiten in Bonn sowie auf rege Reiseerfahrungen im europäischen Ausland zurück. Ernst Robert Curtius (1886-1956), der eine kontinuierliche akademische Karriere absolviert hatte – 1920-24 war er Ordinarius für Romanische Philologie in Marburg, 1924-1929 in Heidelberg, von 1929 an bis zu seiner Emeritierung 1951 in Bonn – hatte bereits unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkrieges für eine Aussöhnung mit dem „Erbfeind“ geworben und 1922/24 als erster Deutscher nach dem Weltkrieg an den „Décades de Pontigny“ teilgenommen. Seine Beschäftigung mit Autoren wie André Gide, Paul Claudel und Romain Rolland löste innerhalb und außerhalb der disziplinierten Romanistik heftige Kontroversen aus. Neben der Arbeit an seinem Werk *Die französische Kultur* (Berlin 1930) erschloss er sich in den 1920er Jahren auch die Moderne. Nachdem er im Warnruf *Deutscher Geist in Gefahr* (Stuttgart 1932) eine Erneuerung der europäischen Kultur aus dem Geist des christlich-romanischen Mittelalters propagiert hatte, zog er sich zwischen 1933 und 1945 aus der Öffentlichkeit zurück und widmete sich der wissenschaftlichen Fundamentierung dieses kulturpolitischen Programms. In den „Ausdruckskonstanten“ der Literatur und namentlich im übernationalen lateinischen und mittellateinischen Schrifttum, das die grundlegende griechisch-römische Antike stetig rezipiert und umgewandelt hatte, entdeckte er nun eine Einheit verbürgende Klammer, die er in der 1948 in Bern veröffentlichten Summe *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* entfalten sollte. Hier belegte Curtius – auch durch Aby Warburg und dessen Schule angeregt – die Kontinuität der abendländischen Kulturentwicklung durch die Rekonstruktion von Topoi, d.h. von bestimmten Denk-, Ausdrucks- und Anschauungsformeln, deren Nachleben von der antiken Rhetorik bis in die volkssprachliche Literaturen der Neuzeit er nachzeichnete. Mit der Kritik an Unschärfe und Ungeschichtlichkeit von Curtius' Toposbegriff wurde deren Erforschung zu einem eigenen Arbeitsfeld der Literaturwissenschaft. – Eine ähnlich weitreichende Perspektive entwickelte Erich Auerbach (1892-1957), der von 1930 bis zur Zwangspensionierung wegen seiner jüdischen Herkunft 1935 Professor in Marburg war, in seinem im Exil entstandenen Buch *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Trotz (oder vielleicht gerade wegen) der beschränkten Bibliotheksverhältnisse in Istanbul und dem mangelnden Zugang zu aktueller Forschungsliteratur verfasste er eine anregende Literaturgeschichte, die sich nicht an nationale und epochale Grenzen hielt: Ihr Bogen spannt sich von Homer und dem Alten Testament bis zu Virginia Woolf und Marcel Proust. Jedes der 20 Kapitel geht von einer ausgewählten Textpassage aus, die detailliert stilistisch analysiert wird,

um auf dieser Basis zur Rekonstruktion der „Wirklichkeitssicht“ des Gesamtwerkes aufzusteigen. Im Vergleich mit Parallel- und Kontraststellen bei zeitgenössischen Autoren wird schließlich ein Bild des Charakters oder „Geistes“ der jeweiligen Epoche entworfen.

Internationalisierung und Neuorientierung. Der Erfolg der unterschiedlichen, im Begriff der „textimmanenten Interpretation“ zusammengefassten Bewegungen der universitären Literaturwissenschaft in den westlichen Besatzungszonen und der späteren Bundesrepublik ergab sich nicht nur aus ihrer scheinbar sachlichen Hinwendung zum ästhetisch maximierten „Werk“, das als ein relationales Gefüge aufgefasst und mit intensiver Aufmerksamkeit beobachtet wurde. Die Durchsetzungskraft dieser Ansätze speiste sich auch aus analog ablaufenden Prozessen der Wissenschaftsentwicklung im Ausland, die – nach nur eingeschränkter Wahrnehmung in der Zeit zwischen 1933 und 1945 – nun verstärkt rezipiert wurden. Aus dem angelsächsischen Sprachraum und im Besonderen aus den USA drangen die Arbeiten von Philologen wie Cleanth Brooks (*Modern poetry and the tradition*; 1939), Robert Penn Warren (*Understanding poetry*; 1938) oder William K. Wimsatt jr. (*Literary criticism*; 1957, mit Cleanth Brooks). Gemeinsamen Nenner und begriffliches Label dieser Ansätze markieren die 1941 erschienene Monographie *The New Criticism* von John Crowe Ransom und die 1947 veröffentlichten *Studies in the structure of poetry* von Cleanth Brooks: Der literarische Text gilt als gleichsam organische Einheit bzw. „achieved unity“,¹¹⁶ dessen Komplexität und Ambiguität allein durch intensive genaue Lektüre („close reading“) zu erfassen und nicht durch Rekurs auf biographische, psychologische oder sozialhistorische Faktoren zu erklären ist. In dieser Maximierung ästhetischer Eigenschaften bei gleichzeitiger Abweisung vermeintlich verstellender Kontexte traf sich das als „New Criticism“ benannte Forschungsprogramm mit jener „explication de texte“, die als Reaktion auf historisch-biographische und soziologische Kausalanalysen in der romanistischen Literaturwissenschaft der 1930er und 1940er Jahre Geltung gewonnen hatte und in Leo Spitzers 1949 veröffentlichter Programmschrift *A method of interpreting literature* ihre systematische Darstellung fand. Eine wirkungsmächtige Synthese dieser Ansätze mit Programmen formalistisch-strukturalistischer wie geistesgeschichtlicher Herkunft demonstrierte die Übersichtsdarstellung *Theory of Literature*, die René Wellek und Austin Warren 1949 vorlegten. Zentraler Anspruch der seit 1939 an der Universität von Iowa lehrenden Forscher war, „in unserem wissenschaftlichen Horizont international zu sein, die rechten Fragen zu stellen, ein *Organon* der Methode vorzulegen“ – und dabei „weder eklektisch wie die deutschen, noch doktrinär wie die russischen Werke“ aufzutreten.¹¹⁷ Ohne Reflexion ihrer gravierenden Unterschiede stellte das Vorwort zur zweiten Auflage denn auch die Monographien *Gehalt und Gestalt im dichterischen Kunstwerk* von Oskar Walzel [1923], *Teoria literatury* von Boris Tomaschweskij [1925] und *Die Wissenschaft von der Dichtung* von Julius Petersen [1939] als der eigenen Position nahe stehende Partner nebeneinander; im späteren Rückblick stilisierte Wellek das gemeinsame Werk als Diskussion der wichtigsten „Continental developments“.¹¹⁸ – Auch wenn die an der Universität von Chicago versammelten „New Aristoteleans“ um Ronald S. Crane schon in den 1950er Jahren intervenierten, blieb die akademische Vorherrschaft von neukritischen Textumgangsformen bis in die 1960er Jahre ungebrochen und Welleks/Austins Buch ein einflussreiches Lehrwerk an amerikanischen wie westeuropäischen Universitäten.

Doch trotz scheinbarer Einrichtung in restaurierten Verhältnissen zeichneten sich in der universitären und außeruniversitären Beschäftigung mit der literarisch-kulturellen Überlieferung schon in den 1950er Jahren Veränderungen ab. Diese entsprangen zum einen den zunehmend intensivierten Austauschprozessen zwischen den Wissenschaftsdisziplinen und Wissenschaftskulturen im Rahmen nationenübergreifender Entwicklungen. (Hier nur

¹¹⁶ Cleanth Brooks: *The well wrought urn. Studies in the structure of poetry* [1947]. Reprint London 1968, S. 169.

¹¹⁷ René Wellek, Austin Warren: *Theorie der Literatur [Theory of Literature; 1949]*. Frankfurt/M. 1972, S. 7f. (Vorwort der Verfasser [zur zweiten Auflage 1955]).

¹¹⁸ René Wellek: *Destroying Literary Studies* [1983]. In: Daphne Patai, Will H. Corral (Eds.): *Theory's Empire. An Anthology of Dissent*. New York 2005, S. 41-51, hier S. 41.

knapp zu erwähnen sind Verschiebungen im kulturellen Haushalt der westeuropäischen Nachbarn und namentlich in Frankreich, die auch auf das intellektuelle Milieu der Bundesrepublik ausstrahlten: Ein von Jean Paul Sartre geprägtes *écrivain engagé*, das Begriffe wie Engagement, Wahl, Solidarität existenzialistisch aufgeladen hatte, fand in Roland Barthes' *écriture courte* eine wirkungsmächtige Modifikation. Dessen zunächst in Zeitschriften veröffentlichte und 1957 als Buch publizierte *Mythologies* – in deutscher Übersetzung 1964 u.d.T. *Mythen des Alltags* erschienen – bezogen den Strukturalismus kulturkritisch auf die französische Gesellschaft und ihre Selbstdeutungen. Die zeichentheoretisch begründeten Beobachtungen sozialer und kultureller Zusammenhänge erwiesen die Leistungsfähigkeit strukturalistischer Verfahren, die zur Szientifizierung der Humanwissenschaften antraten und sich mit entsprechender Fortschritts- und Modernisierungsemphase gegen historische und hermeneutische Selbstbescheidung positionierten. Die Ausbildung einer solchen Perspektive erfolgte freilich nicht voraussetzungslos: Seit der produktiven Begegnung zwischen Roman Jakobson und Claude Lévi-Strauss in New York hatte der linguistisch bzw. ästhetisch orientierte Strukturalismus eine ethnologische Erweiterung erfahren, die ihrerseits auf Erzähltextanalyse und Literaturtheorie zurückwirkte.) Ausweitung und Vernetzung der wissenschaftlichen Kommunikation führten schließlich zur Bildung von ländergrenzenüberschreitenden Organisationen, die den Kontakt zwischen Literaturforschern noch heute organisieren: 1955 wurde in Rom die Internationale Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG) gegründet, nachdem zuvor die Fédération Internationale des Langues et Littératures Modernes ihre Arbeit aufgenommen hatte.

Veränderungen innerhalb der textinterpretierenden Disziplinen resultierten zum anderen aus dem – im deutschen Sprachraum besonders signifikanten – Nachrücken einer Generation, deren Angehörige in den 1920er Jahren geboren waren und mit ihren Qualifikationsschriften sowie nachfolgenden Projekten die bislang von älteren Jahrgängen beherrschten Fächer verändern sollten. In der Philosophie und Soziologie waren es Jürgen Habermas (*1929), Niklas Luhmann (*1927), Rainer Lepsius (*1928), Ralf Dahrendorf (*1929); in der Literaturwissenschaft Eberhard Lämmert (*1924), Albrecht Schöne (*1925), Karl Otto Conrady (*1926), Peter Szondi (*1929). Angehörige dieser Generation leiteten mit ihrem Interesse an der literarischen Moderne endlich auch eine Auseinandersetzung mit irritierenden Umbrüchen im Kunst- und Literatursystem ein: Dieter Wellershoff (*1925) promovierte 1952 über Gottfried Benn, bevor er 1958 Herausgeber der ersten Benn-Gesamtausgabe wurde; Martin Walser (*1927) schrieb seine Doktorarbeit über die epische Dichtung Franz Kafkas, um dann als Reporter beim SDR zu arbeiten und (nach erstem Kontakt bei der Aufzeichnung einer Tagung im Oktober 1951) zwei Jahre später als Beiträger zur Gruppe 47 eingeladen zu werden.

Die von diesen Bedingungen beförderten Entwicklungen der Literaturforschung in der Bundesrepublik Deutschland und in Westeuropa können an dieser Stelle nicht detailliert nachgezeichnet werden. In starker Abstraktion lassen sich jedoch wesentliche Parameter eines veränderten wissenschaftlichen Umgangs mit Literatur in den 1950er Jahren knapp benennen. (a) Eine avancierte Forschung schloss an Traditionen der Literatursoziologie und der Kritischen Theorie an, die bereits in der Zeit der Weimarer Republik entstanden waren und nach der Remigration von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer verstärkt zu wirken begannen. Von einer massiven medialen Präsenz insbesondere Adornos befördert, wuchs in der akademischen wie in der breiten Öffentlichkeit das Interesse für soziale und sozialhistorische Parameter der kulturellen Produktion. Aktuelle Entwicklungen avancierten zum Gegenstand vorurteilsfreier Analyse: „Die Kulturindustrie gehört zu unserer Wirklichkeit, statt an ihr gebildet zu nörgeln, sollte man ihre Gesetzmäßigkeiten erforschen“, forderte Hans Magnus Enzensberger, der 1929 geborene Verfasser einer Dissertation über Clemens Brentanos Poetik in der 1954 gegründeten Zeitschrift *Akzente*.¹¹⁹ – Als eine personale Schnittstelle für die Philologisierung kunstsoziologischer Fragestellungen fungierte der bei Emil Staiger in Zürich ausgebildete Peter Szondi (1929-1971), dessen lebensgeschichtliche Erfahrungen ihn gegenüber

¹¹⁹ Hans Magnus Enzensberger: Literatur und Linse und Beweis dessen, dass ihre glückhafte Kopulation derzeit unmöglich ist. In: *Akzente* 3 (1956), S. 207-217, hier S. 213.

der Feier des „Gültigen“ in der Interpretationspraxis seines Lehrers misstrauisch machten. Schon 1954 erschien im erneuerten *Euphorion* sein auch in der Darstellungsform außergewöhnlicher Aufsatz *Friedrich Schlegel und die romantische Ironie*, der die Geschichtsauffassung des Frühromantikers herausarbeitete und in der Artikulation im Fragment die Tragik des an seinem Insuffizienzgefühl leidenden Individuums benannte (Adam 1997, 248). Seine 1956 im Suhrkamp-Verlag erschienene Promotionsschrift *Theorie des modernen Dramas* entwickelte innovative Positionen gegen Geltungsannahmen der werkimmanenten Interpretation, indem sie das Postulat von einer Harmonie zwischen Gehalt und Gestalt auflöste und die Unzulänglichkeit der von einem goethezeitlichen Literaturverständnis ausgehenden Kategorien für die Beschreibung und Deutung neuerer Literatur dokumentierte. Mit anderen Worten: Sie errichtete nicht mehr ein „vollständiges Gebäude ästhetischer Architektur, sondern relativiert die Baupläne, die sie vorfindet“ (Sparr 2002, 170). Die Reichweite dieses relativierenden Umgangs mit vorfindlichen „Bauplänen“ war beträchtlich. Szondis *Theorie des modernen Dramas* erlebte rasch mehrere Auflagen und zahlreiche Besprechungen in den großen Feuilletons; schon 1957 wurde die Arbeit bei Josef Kunz in Frankfurt/M. in einem universitären Seminar behandelt. Die auch davon in Gang gesetzten Diskussionen über das Verhältnis von „Werk“ und „Geschichte“ korrespondierten einer Kontroverse, die auf dem Mannheimer Germanistentag von 1962 unter dem Titel *Literaturgeschichte und Interpretation* verhandelt wurde.

(b) Gegen einfühlend-verstehende und formanalytisch-beobachtende Zugänge der Werkimmanenz formierten sich in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre unterschiedliche Bewegungen zu einer Modernisierung der Literaturforschung, die in ihrer empirisch-rationalen Fundierung übereinstimmten und ihre Kraft oft nach Verzögerungen entfalteten. Hierzu zählen neben narratologischen Untersuchungen zu den *Bauformen des Erzählens* von Günther Müllers Schüler Eberhard Lämmert (erstmalig 1955) und gattungstypologischen Recherchen der Schüler von Paul Böckmann vor allem auch die Bemühungen um eine „exakte Literaturwissenschaft“ von Max Bense (1910-1990), der seit 1949 den Lehrstuhl für Philosophie der Technik, Wissenschaftstheorie und mathematische Logik an der Technischen Hochschule Stuttgart inne hatte und auf der Suche nach den Gesetzmäßigkeiten von Sprache und menschlichem Bewusstsein auch poetische Artefakte als Gegenstand heranzog. Geleitet vom Diktum „Texttheorie deutet nicht, sondern stellt fest“, suchte er historisierende und spekulative Methoden abzuwehren und machte etwa statistisch feststellbare Verteilung von Häufigkeiten beliebiger Textkonstituenten zum Gegenstand analytischer Forschungen. – Einen gewichtigen Beitrag für die empirisch-rationale Begründung der Literaturforschung leistete auch Käthe Hamburger (1896-1992), die 1957 als erste Frau in der Bundesrepublik Deutschland in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft habilitiert wurde – und damit nach Melitta Gerhard (1927 in Kiel) und Anni Metz (1944 in Kiel) die dritte habilitierte Wissenschaftlerin in diesem germanistischen Teilfach überhaupt war (Dane 2000, 192). Die Thesen zu ihrer Habilitationsschrift *Die Logik der Dichtung* hatte sie während des Exils in Schweden entwickelt; das 1957 erschienene und 1968 verbesserte Buch wurde jahrzehntelang kontrovers diskutiert und gilt heute als ein Klassiker der Literatur- und Gattungstheorie. Auch wenn die von Hamburger behaupteten textinternen Kriterien zur Bestimmung von Fiktionalität heute nahezu durchgängig falsifiziert sind (und sich die besondere Qualität fiktionaler Texte nur unter Berücksichtigung semantischer, pragmatischer und institutioneller Parameter identifizieren wie analysieren lässt), schmälert dieser Umstand die Verdienste Käthe Hamburgers nicht: Ihre sprachtheoretische Grundierung und Gliederung von Dichtungsarten eröffneten die Möglichkeit, zentrale Begriffe zur Beschreibung und Erklärung literarischer Phänomene präzise zu bestimmen; die Orientierung an Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen erlaubte es, systematische Beziehungen zwischen Literatur und Philosophie herzustellen.

(c) Noch weiter reichende Varianten des Bezugs von literarischen Texten und philosophischen Fragestellungen entfaltete ein Werk, das erstmalig 1960 erschien und trotz zahlreicher nicht unproblematischer Aussage zur Geschichte der textinterpretierenden Disziplinen vielfältige Impulse gab. Hans Georg Gadamer's Buch *Wahrheit und Methode* entwickelte die „Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik“ und setzte mit der Exponierung des Verstehens zur „universale[n] Bestimmtheit des Daseins“ auch literaturwissenschaftliche Diskussionen in Gang.

Eine ihrer Folgen war eine Tagungsreihe, deren erste Veranstaltung im Juni 1963 am Gießener Institut für Poetik und Hermeneutik stattfand und deren Vorlagen und Verhandlungen ein Jahr später durch Hans Robert Jauss herausgegeben wurden: Der Austausch zum Thema *Nachahmung und Illusion* bildete den Auftakt literaturtheoretischer Sondierungen, die später unter dem Dach der Konstanzer Universität fortgeführt wurden und in der Verschränkung systematischer Überlegungen und historischer Fallstudien die Fruchtbarkeit interphilologischer Arbeit dokumentierten. Die daraus hervorgehende Schriftenreihe *Poetik und Hermeneutik* sicherte den Anschluss an internationale Diskussionen. Anregungen für die hier entwickelte, durch den Romanisten Hans Robert Jauss und den Anglisten Wolfgang Iser auch monographisch entfaltete Aufmerksamkeit für die komplexen Vorgänge der Rezeption literarischer Texte hatte Gadamer geliefert: Mit einer ebenso berühmten wie problematischen Metapher umschrieb er „Verstehen“ als „Verschmelzung“ vermeintlich selbständiger „Horizonte“, als „Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen“ und damit als Resultat und weiterwirkendes Moment von „Wirkungsgeschichte“. Damit verband sich eine starke Auszeichnung der kulturellen Tradition und ihrer Autorität: Da auch die historische oder philologische Hermeneutik der „Geltung von Sinn“ zu dienen habe, könne dieser Sinn – trotz zeitlicher und kultureller Differenz – nur aus dem Geltungsanspruch der Überlieferung abgeleitet sein. Diese strikt bewahrende These sollte nicht unwidersprochen bleiben. 1967 überprüfte Jürgen Habermas – der auch eine fundierte Kritik von Diltheys Einfühlungsmodell vorgelegt hatte – im Rahmen sozialwissenschaftlichen Theoriebildung den von Gadamer betonten Universalitätsanspruch der Hermeneutik bzw. seine Auffassung von Sprache als Meta-Institution. Da Sprache von sozialen Systemen wie Arbeit und Herrschaft abhängig sei, dürfe auch der Geltungsanspruch sprachlich vermittelter Tradition nicht unbefragt bleiben: Die Kraft der Reflexion bewähre sich gerade darin, dass sie den Anspruch von Traditionen auch abweisen kann. Anstelle eines traditionsorientierten Sinnverstehens projizierte Habermas eine „Sinnkritik“ mit emanzipatorischem Potential, das er wissenschaftstypologisch in den Sozialwissenschaften angelegt sah und als deren Muster die Psychoanalyse Sigmund Freuds begriffen wurde: Dieser selbstreflexiven „Tiefenhermeneutik“ gehe es (z. B. in der *Traumdeutung*) um die Entzifferung des vom Texturheber nicht bzw. nicht bewusst Intendierten anhand der Spuren, die es im Text gleichwohl hinterlässt – und zwar mit dem Ziel, den eigenen Bildungsprozess einzusehen und dessen pathogene Elemente aufzulösen. Wirkungen der philosophischen Hermeneutik und ihrer kritischen Reflexion, die zu methodischen Innovationen in der Literaturwissenschaft der Bundesrepublik führen, setzten jedoch erst in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre ein. Zuvor vollzogen sich Veränderungen, die im Jahr 1966 eine gleichsam ereignishafte Verdichtung erfahren sollten. Bevor diese Ereignisse und ihre Konsequenzen – die noch die Gegenwart der institutionalisierten Literaturwissenschaft betreffen – abschließend skizziert werden, sind knapp die Entwicklungen in der Literaturwissenschaft in der DDR und in Osteuropa zu umreißen.

1. 3. 8 Monoparadigmatischer Rahmen, heterogene Züge. DDR und Osteuropa

Als im Herbst 1945 die Universität Jena und in den darauffolgenden Monaten die insgesamt sechs Universitäten der Sowjetischen Besatzungszone wiedereröffnet wurden, wahrte die universitäre deutsche Literaturwissenschaft zumindest auf institutioneller Ebene Kontinuität: Wie zuvor (und wie in den westlichen Besatzungszonen) gliederte sich die Disziplin in die Abteilungen für ältere Sprache und Literatur bzw. neuere Literatur; jeder Abteilung waren entsprechende Ordinariate, Extraordinariate sowie Planstellen für Dozenten und Assistenten zugeordnet. Ein provisorischer Lehrplan sah eine paritätische Ausbildung in beiden Fächern vor (Boden 1997, 120). Die bisherige Einrichtung des Wissenschafts- und Hochschulsystems schien fortzubestehen – nur das Personal dafür fehlte. Während in Leipzig mit Theodor Frings und Hermann August Korff zwei renommierte Gelehrte zur Verfügung standen, die dem Alter nach zwar bereits zu emeritieren waren, jedoch weiter lehren wollten und als politisch nicht belastet galten, sah es an den anderen Hochschulen düster aus: In Berlin waren alle vier Lehrstühle vakant, nachdem

Franz Koch, Hans Kuhn und Hans Pyritz wegen Parteimitgliedschaft entlassen wurden und der Altgermanist Julius Schwietering sich nicht zurückgemeldet hatte. (Bis auf Koch konnten die Angehörigen der „Berliner Schule“ ihre Karrieren fortsetzen: Hans Kuhn wirkte von 1946 bis 1978 als Professor für Altgermanische und nordische Philologie in Kiel; Hans Pyritz war von 1947 bis zum Tod 1958 Professor für Deutsche Philologie an der Universität Hamburg. Schwietering sollte von 1946 bis zur Emeritierung 1952 als Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Frankfurt/M. lehren.) In Jena war die neuere Abteilung unbesetzt, da sich der bisherige Stelleninhaber Arthur Witte vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen das Leben genommen hatte; der Ordinarius der älteren Abteilung Carl Wesle galt wegen eines zweifachen Aufnahmeantrags in die NSDAP als politisch belastet. In Halle behielt der politisch unbelastete Ferdinand Josef Schneider seinen seit 1921 besetzten Lehrstuhl (hatte allerdings wie die seit 1925 amtierenden Leipziger Professoren Korff und Frings die Altersgrenze erreicht); der Altgermanist Georg Baesecke hingegen war 1933 in die NSDAP eingetreten und sollte deshalb nicht weiter lehren. In Rostock war die neuere Abteilung unbesetzt, nachdem Willi Flemming durch Wechsel in den Westen seiner Entlassung zuvorkam; in Greifswald galten beide Ordinarien (Leopold Magon und Hans Friedrich Rosenfeld) als belastet.

Diese komplizierte Personalsituation bildet einen Ausgangspunkt für die Entwicklung der professionalisierten Literaturforschung in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der 1949 gegründeten Deutschen Demokratischen Republik. Zwar strebten Besatzungsmacht und politische Instanzen der DDR nach einer Umgestaltung des Bildungs- und Wissenschaftssystems auf der Basis weltanschaulicher Vorgaben – der Mangel an dafür geeigneten Akteuren aber führte dazu, dass sich dieser Prozess nur langsam und widerspruchsvoll vollzog. Literaturwissenschaftler, die beim geplanten Neuaufbau der universitären Wissenskulturen hätten mitwirken können, standen anfangs nur in sehr begrenztem Maße zur Verfügung; Träger sozialistischer oder gar kommunistischer Überzeugungen hatte es schon in der Weimarer Republik kaum mehr gegeben (Jessen 1999, 32; Saadhoff 2006, 29-32). Zwar fanden Emigranten mit marxistischer Einstellung wie Alfred Kantorowicz, Hans Mayer, Gerhard Scholz oder aktive Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime wie der Romanist Werner Krauss (der wegen Mitarbeit in der Harnack-Schulze-Boysen-Gruppe zum Tode verurteilt worden war) den Weg in die Universitäten der SBZ/DDR. Doch erst mit dem Auftreten einer neuen Generation von Wissenschaftsakteuren zu Beginn der 1960er Jahre wurde eine auf der Basis des Marxismus-Leninismus stehende Literaturforschung dauerhaft durchgesetzt. Damit sind zugleich Rahmenbedingungen benannt, die die Entwicklung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur in der SBZ/DDR sowie in Osteuropa konditionierten und von der Literaturforschung in der Bundesrepublik Deutschland bzw. in Westeuropa und Nordamerika unterschieden: Politische Lenkungsansprüche griffen in den autoritär regierten Staaten weitaus stärker und direkter in Wissenschaftsprozesse ein als in den demokratischen Systemen des Westens; ideologisch motivierte Versuche zur monoparadigmatischen Ausrichtung des Wissenschaftssystems gehörten zum Selbstverständnis des Staatssozialismus und waren nicht nur partiell erfolgreich. Dennoch war die professionalisierte Literaturforschung in der DDR und in Osteuropa keine willfährige „Magd der Politik“ oder gar eine „blinde Wissenschaft“ (so Lehmann 1995), die bruchlos die von staatlichen und parteilichen Instanzen kommunizierten Erwartungen umsetzte. Obwohl die Instanzen der Kultur- und Wissenschaftspolitik nicht als unsichtbare Größen agierten, sondern mit einer Mixtur aus offensichtlicher Einflussnahme und nur zum Teil versteckter Repression die Akteure des Wissenschaftssystems an die Prämissen der marxistisch-leninistischen Weltanschauung zu binden suchten, ließ sich die Literaturwissenschaft nicht auf eine Zulieferinstanz der Ideologie-Produktion oder bestätigende Institution parteipolitischer Beschlüsse reduzieren. Zwischen Wissenschaft und Politik in der DDR (wie in anderen autoritären Staaten Osteuropas) formierte sich vielmehr ein „vielfach vermitteltes symbiotisches Verhältnis gegenseitiger Beeinflussung und Durchdringung“ (Kocka 1998, 439), bei dem es neben ideologisch induzierten Homogenisierungen auch zu heterogenen Entwicklungen innerhalb einer monoparadigmatischen Forschungslandschaft kommen konnte (Danneberg/ Schernus/ Schönert 1995; präzisierend Funke 2004; Rosenberg

1997; Rosenberg 2000; Saadhoff 2006). Diese Vorgänge konnten länder- und zeitspezifisch variieren: Während in der Sowjetunion nach Stalins Verlautbarung zu Fragen der Sprachwissenschaft partielle Modifikationen der dogmatisierten Vorstellungen vom Basis-Überbau-Verhältnis möglich wurden, die nach dem XX. Parteitag der KPdSU und insbesondere seit Beginn der 1960er Jahre zu einer intensiven (und auch in Westeuropa wahrgenommenen) Bearbeitung text- und kultursemiotischer Fragestellungen führten, setzten vergleichbare theoretische Interessen in der DDR später ein: Erst 1967 wurde dem Vorschlag für eine Arbeitsstelle für Literaturtheorie an der Akademie der Wissenschaften in Berlin (Ost) zugestimmt, deren Konzeption von Werner Mittenzwei, Manfred Naumann und Robert Weimann ausgearbeitet worden war und deren Leitung der vom Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED kommende W. Mittenzwei übernahm. Ein wegweisendes Ergebnis des aus dieser Arbeitsstelle und anderen Akademie-Instituten 1969 hervorgegangenen Zentralinstituts für Literaturgeschichte wurde der von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Manfred Naumann erarbeitete Band *Gesellschaft. Literatur. Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht* (1973), der mit der bis dahin dominierenden Widerspiegelungskonzeption brach und in seiner Orientierung auf kommunikativ-funktionale Prozesse der bundesdeutschen Rezeptionsästhetik reagierte.

Institutionelle und personale Bedingungen. Die institutionellen Bedingungen für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit Literatur hatten sich mit der politischen Zäsur des Jahres 1945 grundlegend geändert: Die Konditionen der Wissenschaftsentwicklung im Osten Deutschlands – wie auch in den anderen osteuropäischen Staaten und in der Sowjetunion – wurden von politischen Planungs- und Steuerungsinstanzen diktiert, die über ein geschlossenes ideologisches Konzept zum Aufbau einer staatssozialistischen Gesellschaft verfügten und auf dieser Grundlage auch eine mehr oder weniger kohärente Kultur- und Wissenschaftspolitik konzipierten. Doch sowohl den Kulturoffizieren der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland als auch den Politikern in der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung bzw. im Staatssekretariat für Hochschulwesen wurde rasch klar, dass die angestrebte Ersetzung der bisherigen politischen und kulturellen Eliten durch ausgewiesene Marxisten, die eine „antifaschistische Umgestaltung“ und den Aufbau des Sozialismus vorantreiben sollen, nur mittel- bzw. langfristig realisierbar sein würde: Die personelle Verfassung des Hochschulsystems war infolge des Krieges und einer zunächst rigorosen Entnazifizierungspolitik so desolat, dass an den meisten Universitäten der SBZ nicht einmal die Mindestanforderungen zur Aufnahme des Lehrbetriebs gedeckt werden konnten.

Dementsprechend wandelte sich die Strategie. Gegenüber den verbliebenen „bürgerlichen“ Wissenschaftlern demonstrierte man Offenheit und Toleranz (zumal die Hoffnung bestand, auch diese Forscher für den Aufbau einer neuen Gesellschaft gewinnen zu können). Das Ziel einer rückhaltlosen „Säuberung“ des gesamten Bildungs- und Erziehungssystems von nazistisch belasteten Lehrern und Professoren wurde im Interesse eines reibungslosen Funktionierens des akademischen Betriebs relativiert und später ganz aufgegeben – schon im Juni 1946 erfolgte die Berufung von Leopold Magon zum ordentlichen Professor für Germanistik an die Universität Greifswald; der gleichfalls aufgrund seiner Mitgliedschaft in der NSDAP belastete Ordinarius Georg Baesecke war bereits unmittelbar nach Wiedereröffnung der Universität Halle im November 1945 in sein Amt zurückgekehrt. Joachim Müller, 1942 im Sammelband *Gedicht und Gedanke* vertreten und wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft 1945 aus dem Schuldienst entlassen, wurde 1951 als Professor für Neuere und Neueste Literaturgeschichte an die Universität Jena berufen. – Toleranz demonstrierten auch publizistische Plattformen wie die international ausgerichtete Kulturzeitschrift *Sinn und Form* oder die auf Ausgleich bedachte Zeitschrift *Ost und West*, die eine Vermittlungsfunktion zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit einnahmen. Die Geschichte beider Periodika wirft aber auch ein bezeichnendes Licht auf die begrenzten Möglichkeiten in der SBZ/DDR: Peter Huchel, der die Redaktion von *Sinn und Form* 1949 auf Wunsch von DDR-Kulturminister Johannes R. Becher übernommen hatte, erregte mit seiner unorthodoxen Editions politik zunehmend offiziellen Unwillen und gab – nach wiederholten schweren Vorwürfen, u.a. auf der Bitterfelder Konferenz 1959 – im Jahr 1962 seine Tätigkeit auf, druckte aber noch

einige seiner berühmtesten und politisch schärfsten Gedichte (*Der Garten des Theophrast, Traum im Tellereisen, Winterpsalm*) ab. Der Begründer der Zeitschrift *Ost und West*, der Publizist und Schriftsteller Alfred Kantorowicz (1899-1977) wurde nach deren verordneter Einstellung 1949 mit einer universitären Position abgefunden: Seine Professur für Neueste deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin war eine der ersten Stellen für Gegenwartstexte und Kantorowicz – persönlich mit zahlreichen emigrierten Schriftstellern bekannt sowie Begründer des Heinrich-Mann-Archivs an der Berliner Akademie der Künste – avancierte zu einem Pionier der literaturwissenschaftlichen Exil-Forschung. Nachdem er sich geweigert hatte, eine Resolution gegen den ungarischen Aufstand zu unterzeichnen, verließ er im August 1957 die DDR und widmete sich bis zu seinem Tod 1979 in Hamburg der Erforschung der Exilliteratur.

Zugleich setzten gezielte Maßnahmen zur Schaffung einer neuen, marxistisch-leninistischen Wissenschafts-Elite ein. Da deren Angehörige aus dem Kreis der Arbeiter und Bauern kommen sollten, um den Charakter der Hochschulen als Bildungsstätten der Besitzenden zu brechen, wurden schon 1948 „Arbeiter- und Bauernfakultäten“ gegründet, die einen aufgrund seiner Klassenzugehörigkeit vermeintlich politisch besonders zuverlässigen Kaderbestand auf seine universitäre Ausbildung vorbereiten sollten. Die Ausbildung an den Hochschulen wurde durch außeruniversitäre Seminare und Lehrgänge ergänzt, die einen ausgewählten Teilnehmerkreis mit neuen Gegenständen und Verfahren vertraut machen sollten. Einer der Aktivisten dieses Kurssystems war Gerhard Scholz (1903-1989), der nach der Rückkehr aus der Emigration seit 1947 als persönlicher Referent des Präsidenten der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung, Paul Wandel, wirkte und 1948 einen Arbeitskreis für Literatursoziologie für Nachwuchswissenschaftler und Studenten an der Berliner Humboldt-Universität begründete. Der Schulung durch Scholz – der 1949 die Nachfolge von Hans Wahl als Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar antrat und hier 1950/51 den staatlich einberufenen Germanistenlehrgang für Nachwuchswissenschaftler und Lehrer der Arbeiter- und Bauernfakultäten leitete, bevor er von 1959 bis 1969 als Professor für neuere und neueste deutsche und nordische Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin lehrte – entstammten zahlreiche bedeutende Germanisten der DDR; zu ihnen zählen u.a. Edith Braemer, Inge Diersen, Hans-Jürgen Geerds, Eva Kaufmann, Hans Kaufmann, Peter Müller, Dieter Schlenstedt, Silvia Schlenstedt, Siegfried Streller, Peter Weber und Ursula Wertheim. Mit der Rekrutierung talentierter Forscher und ihrer Ausbildung durch marxistische Wissenschaftler suchte man diese Angehörigen der „wissenschaftlich-technischen Intelligenz“ nicht nur der Verfügung „bürgerlicher“ Professoren zu entziehen, sondern zugleich neue Loyalitäten zu schaffen: Mit der Bindung von Beobachtungsverfahren und Deutungsprinzipien an die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus wurde die Überzeugung von der führenden Rolle der staatstragenden Partei SED, die Orientierung am sowjetischen Vorbild und die Ausrichtung der Wissensproduktion auf gesellschaftlichen Nutzen implementiert. Die sich seit 1948 zuspitzende Blockkonfrontation sowie die Gründung zweier deutscher Staaten 1949 beschleunigten diesen Prozess. Im Zuge des 1951 verkündeten „Aufbau des Sozialismus“ verschärfte die SED und die von ihr dominierten Institutionen nach einer zunächst liberalen Politik ihre Anstrengungen, den Marxismus-Leninismus als Bildungs- und Erziehungsideal sowie als ideologisches Fundament des Wissenschaftssystems zu etablieren. Dazu wurden institutionelle Weichenstellungen vorgenommen, die den Lehr- und Forschungsbetrieb in der DDR nach sowjetischem Vorbild gestalteten: Die Einführung des zehnmonatigen Studienjahres, die Übernahme der Aspirantur zur Förderung des Nachwuchses und die Entwicklung staatlicher Studienpläne, die Lehrstoffe und Leistungsanforderungen für die Studierenden eindeutig fixierten, gaben Muster der universitären Ausbildung vor, die (unter partiellen Modifikationen) bis zum Ende der DDR bestimmend bleiben sollten. Auch wenn die Einheit von Forschung und Lehre nicht gänzlich aufgegeben wurde, verlagerten sich Forschungsaktivitäten zunehmend an die angesehene Akademie der Wissenschaften sowie an die von der SED geschaffenen Parteiinstitute. Das 1952 gegründete Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Akademie der Wissenschaften setzte zumindest anfänglich jedoch vor allem jene philologischen Unternehmen fort, die schon die seit 1905 bestehende Deutsche Kommission gepflegt hatte: Neben das von Jacob und Wilhelm Grimm 1852 begonnene *Deutsche Wörterbuch* und

diverse Spezialwörterbücher trat nun ein Marx-Engels-Wörterbuch und das (von Wolfgang Schadewaldt projektierte und durch die DFG mitgetragene) Goethe-Wörterbuch; die langfristigen Editionsprojekte (Goethe, Wieland, Jean Paul) wurden durch Ausgaben der Werke Friedrich Maximilian Klingers und Georg Forsters ergänzt (Dornhof 1997). 1960 erfolgte die Errichtung eines Akademie-Instituts für romanische Sprachen und Kultur, das sein Initiator Werner Krauss bis zur Emeritierung 1966 leitete. Schon 1951 war durch Hans Holm Bielfeldt ein Institut für Slawistik gegründet worden. Nach der Akademie-Reform 1969 sollten die literaturwissenschaftlichen Abteilungen dieser philologischen Institute zusammengefasst werden und das Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR bilden, das mit der Öffnung zu internationalen und interphilologischen Problemstellungen leitende Funktionen für die Wissenschaftslandschaft der DDR übernahm (Boden/ Böck 2004).

Ein weiteres Mittel zur Umsetzung der seit Beginn der 1950er Jahre verfolgten Strategie, die Literaturwissenschaft in eine marxistisch-leninistische Gesellschaftswissenschaft umzuwandeln und mit entsprechendem akademischen Nachwuchs zu versorgen, war die Schaffung publizistischer Foren. Der in Leipzig lehrende Hans Mayer und der in Berlin wirkende Romanist Werner Krauss gaben seit 1955 die Schriftenreihe *Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft* heraus, von der bis 1963 immerhin 19 Bände erschienen. Gerhard Scholz initiierte zusammen mit Hans Kaufmann und Hans Günther Thalheim die Reihe *Germanistische Studien*, deren Titel zwischen 1964 und 1984 gedruckt wurden. Die 1955 gegründete Zeitschrift *Weimarer Beiträge* blieb das zentrale Periodikum für „Theorie und Geschichte der deutschen Literatur“ (seit 1957 „Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte“), auch wenn es Fachorgane mit berührenden Gegenständen und seit 1980 die *Zeitschrift für Germanistik* gab (Schandera/ Bomke/ Ende/ Schade/ Steinhorst 1997). Der Titel der Zeitschrift war ebenso mit Bedacht gewählt wie ihr Herausgeberkollektiv: Analog zu den in der DDR zelebrierten Dichter-Ehrungen (1949 Goethe, 1953 Herder, 1954 Lessing, 1956 Heine und 1959 Schiller) und zur Gründung der „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar“ (NFG) stellte das Periodikum *Weimarer Beiträge* das humanistische Erbe der deutschen Literatur und namentlich die als progressiv erachteten Leistungen der Klassik ins Zentrum. Erste Herausgeber waren der Schriftsteller Louis Fürnberg, der aus Mähren stammte, 1946 aus palästinensischem Exil in die CSR zurückgekehrt und 1954 nach Weimar übergesiedelt war, und der 1954 bei Joachim Müller in Jena promovierte Hans-Günther Thalheim, der als Lehrer an der sogenannten „Vorstudienanstalt“ der Leipziger Universität 1951 zum Weimarer Germanisten-Lehrgang bei Gerhard Scholz delegiert worden war. Die so symbolisierte Koalitionspolitik prägte denn auch das Erscheinungsbild der ersten Jahrgänge: Neben Texten marxistisch orientierter Nachwuchswissenschaftler wie Edith Braemer, Hans Jürgen Geerds und Ursula Wertheim wurden Beiträge des „bürgerlichen“ Professors Joachim Müller und z.T. umfangreiche Arbeiten westlicher Wissenschaftler, u.a. des in Cambridge lehrenden Walter H. Bruford veröffentlicht.

Die hier im einzelnen nicht weiter nachzuzeichnenden Veränderungen in der Wissenschafts- und Universitätslandschaft der DDR hatten für die institutionalisierte Literaturforschung Konsequenzen, die spätestens zu Beginn der 1960er Jahre sichtbar wurden. Während zahlreiche Philologen zumeist aufgrund von Konflikten mit der Staatsmacht das Land verlassen hatten – zu ihnen gehörten der schon erwähnte Alfred Kantorowicz (Berlin) sowie Werner Schröder (Halle), Walter Johannes Schröder (Rostock), Karl Bischoff (Halle/S.), Heinz Stolte (Jena/Berlin), Albert Malte Wagner (Jena), Martin Greiner (Leipzig/ Jena), Hans Friedrich Rosenfeld (Greifswald), Hildegard Emmel (Greifswald), Werner Simon (Berlin), Wilhelm Wissmann (Berlin), Hermann Kunisch (Berlin) und nach dem Mauerbau Hans Mayer (Leipzig) – bereitete sich eine neue Generation auf die Übernahme von Funktionen im Wissenschaftssystem vor. Geschult durch die Schriften der marxistisch-leninistischen „Klassiker“ und deren Applikation auf die Literaturbeobachtung, wie sie etwa in den ideologiegeschichtlichen Studien von Georg Lukács und sozialhistorischen Untersuchungen sowjetischer Provenienz oder in den Arbeiten von Hans Mayer und Werner Krauss zu finden waren, sollten diese Akteure die Geschehnisse der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur bis in die 1980er Jahre bestimmen.

Konzepte und Methoden. Die kognitive Entwicklung der Literaturwissenschaft in der SBZ/ DDR folgte kultur- und wissenschaftspolitischen Weichenstellungen, die von Instanzen innerhalb und außerhalb des Landes vorgenommen worden waren. Die sowjetische Besatzungsmacht beabsichtigte die Schaffung einer gesellschaftlichen Ordnung, die dem eigenen autoritären System entsprach; die Umgestaltung des Bildungs- und Wissenschaftssystems war eine dafür notwendige Bedingung. Die professionalisierte Literaturforschung sollte Vorgaben einer weltanschaulich begründeten, von sowjetischen bzw. in der Sowjetunion wirkenden Forschern in den 1930er und 1940er Jahren entwickelten marxistischen Literaturwissenschaft aufnehmen und umsetzen – was sich jedoch aus bereits skizzierten Gründen als schwieriges und nur langfristig zu bewältigendes Unterfangen erwies. Aufgrund des Fehlens entsprechender Akteure war man nach 1945 zur Duldung einer pluralen Wissenschaftslandschaft gezwungen; „bürgerliche“ Professoren wie Hermann August Korff oder Joachim Müller konnten weiterhin lehren und forschen. Der 1954 in den Ruhestand versetzte Korff unterrichtete als Emeritus bis 1957 weiter und verwendete in seinen Vorlesungen demonstrativ seine alten Manuskripte; Müller wurde 1971 als ordentlicher Professor für deutsche Literatur an der Universität Jena emeritiert. Auch ihre rege und z.T. länderübergreifende Publikationstätigkeit blieb ungebrochen: Der vierte Band von Korffs ideengeschichtlichem Panorama *Geist der Goethezeit* erschien 1953 in Leipzig und wurde mehrfach wieder aufgelegt; Joachim Müller verfasste für die Sammlung Metzler des Stuttgarter Verlages den Band über Franz Grillparzer, der erstmals 1963 veröffentlicht wurde. – Das Schaffen von Korff und Müller verdeutlicht ein charakteristisches Merkmal der Entwicklung der Literaturforschung in der DDR: Während in der Bundesrepublik die sog. werkimmanente Interpretation dominierte, bestanden in der DDR spezifische Traditionen der geistesgeschichtlichen Literaturbetrachtung weiter fort, die von nationalistischen Verengungen befreit oder vom deutschen Geist auf das humanistische Erbe umgepolt wurden (Rosenberg 2000, 155).

Zugleich begannen unmittelbar nach 1945 Versuche, die Literaturforschung einem marxistischen Leitdiskurs unterzuordnen. Unter Rekurs auf die zu „Klassikern“ erklärten Gesellschaftstheoretiker Marx und Engels – deren verstreute Äußerungen zu Literatur und Kunst erstmals in den 1930er Jahren zusammengestellt und systematisch dargestellt wurden – hatten schon die Publizisten Franz Mehring (1846-1919) und Georgij Plechanow (1856-1918) literaturgeschichtliche Zusammenhänge materialistisch erklärt: Poetische Texte galten als Phänomene gesellschaftlichen Bewusstseins bzw. als Erzeugnisse eines ideellen „Überbaus“, die von ökonomischen Verhältnissen der Gesellschaft – der „Basis“ – mehr oder weniger direkt bestimmt wurden. Eine so fundierte Literaturauffassung führte die komplexen Vorgänge der literarischen Kommunikation in monokausaler Weise auf Basis-Überbau-Verhältnisse zurück: In Texten und Kontextdokumenten suchte man nach sozialen und politischen Positionierungen, die homogenisiert sowie in Relation zur Klassenzugehörigkeit des Autors bzw. zum Klassenkampf als dem zentralen Moment der gesellschaftlichen Entwicklung gebracht wurden. Gegen diese einseitige Betonung soziologischer Äquivalenzen formulierten die Schriften des aus Ungarn stammenden und seit 1929 in Moskau lebenden Philosophen und Kulturtheoretikers Georg Lukács eine Alternative, die für die weitere Ausgestaltung einer marxistischen Literaturwissenschaft zentrale Bedeutung gewinnen sollte: Literatur gründete hier auf Widerspiegelung im Sinn einer „Abbildfunktion“, die zwischen Werk und Wirklichkeit eine kognitive und mimetische Beziehung stifte. Aufgabe der Kunst war nach Lukács „die treue und wahre Darstellung des Ganzen der Wirklichkeit“; Mittel dafür sei der realistische „Typus“, der Allgemeines und Konkretes, überzeitlich Gültiges und geschichtlich Bestimmtes vermittele.¹²⁰ Dieses an Hegels Ästhetik geschulte Konzept von Literatur, das einen bürgerlich-humanistischen Kanon als Kritik an der Deformation des Menschen in der vorsozialistischen Ära zu integrieren vermochte, moderne Formen wie Montage oder Dokumentarliteratur aber ablehnte, wurde zur Grundlage einer sich neu ausrichtenden Literaturwissenschaft. Schon 1947 erschien im Berliner Aufbau-Verlag Lukács' Band *Fortschritt und Reaktion in der Literatur*, dem in rascher Folge zahlreiche weitere Arbeiten, vor allem zur Ästhetik wie zum Problem des literarischen Realismus folgten. Seine Abhandlung *Marx und Engels als Literaturhistoriker*

¹²⁰ Georg Lukács: *Werke*. Neuwied 1962ff. Bd. 10, S. 219.

(1948) deutete deren Aussagen als ein konsistentes System; darauf gestützt erfolgte die Bestimmung von „Parteilichkeit“ als Stellungnahme des Künstlers zur historischen Entwicklung. – Die neue Literaturwissenschaft der DDR sollte sich auf diese Positionen berufen: Anfangs direkt, nach Niederschlagung des ungarischen Aufstands 1956 eher stillschweigend an Lukács anschließend, wurden bürgerliche und proletarische Literatur hinsichtlich ihrer korrekten Widerspiegelung der historischen Prozesse und ihrer Parteinahme für die fortschrittlichen Kräfte analysiert. Der Erfolg des Widerspiegelungsparadigmas resultierte einerseits aus der öffentlichen Präsenz von Lukács' Werk, das sich in besonderer Weise auf die Geschichte der deutschen Philosophie und Literatur konzentriert hatte und als erste marxistische Deutung der literarischen Evolution mit wissenschaftlichem Anspruch aufgetreten war. Er erklärt sich andererseits aus der Suggestion einer Alternative zur „bürgerlichen“ Wissenschaft, die bei klarer Abgrenzung doch durchaus vertraute Strukturen wahrte: Lukács' erkenntnistheoretisch fundiertes Programm offerierte ein Gegenangebot, ohne strukturelle Muster der Geistesgeschichte zu verwerfen; es blieb „eine materialistische Ästhetik aus dem Geist des deutschen Idealismus“ (Rosenberg 1997, 220).

Der konzeptionelle und methodologische Neuaufbau der Literaturforschung verlief gleichwohl nicht bruchlos und eindeutig reguliert. Neben der Doktrin von Georg Lukács – der 1949/50 von orthodox marxistischer Seite wegen seiner Realismustheorie und ungenügender Akzeptanz der sozialistisch-realistischen Gegenwartsliteratur angegriffen wurde – existierten auch innerhalb des materialistischen Paradigmas divergierende Gegenpositionen, die Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Hanns Eissler oder Lu Märten teilweise bereits in den 1930er Jahren artikuliert hatten (Mittenzwei 1975). Eine Erneuerung der Literaturgeschichtsschreibung aus dem Geist des Marxismus versuchten auch der bedeutende Romanist Werner Krauss (1900-1976), der seine Grundsätze im programmatischen Aufsatz *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag* entwickelte (er erschien 1950 in der Zeitschrift *Sinn und Form*), sowie der germanistische Außenseiter Hans Mayer (1907-2001), der nach einer juristischen Promotion 1933 emigriert war und seit 1948 als Professor für Kulturosoziologie, Geschichte der Nationalliteraturen und Deutsche Literaturgeschichte an der Universität Leipzig lehrte. Schon sein Buch *Georg Büchner und seine Zeit* – das während des Exils in Genf entstanden war und durch die Philosophische Fakultät der Leipziger Universität als der Habilitation gleichwertige Leistung anerkannt wurde – dokumentiert eine neuartige Aufmerksamkeit: Nicht geistesgeschichtliche Konstruktionen oder textimmanente Analysen stehen im Zentrum, sondern eine (von Georg Gottfried Gervinus beeinflusste) Thematisierung von Literatur als Beitrag zu politischer Emanzipation. Mayers kulturosoziologischer Ansatz wirkte beispielhaft und verband sich mit einem regen Interesse für die Gegenwartsliteratur, die ihn zu einem Knotenpunkt der Kommunikation zwischen Ost und West werden ließ: Zu einem von ihm im März 1960 veranstalteten Lyrik-Symposium kamen u.a. Ingeborg Bachmann, Hans Magnus Enzensberger, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Inge und Walter Jens nach Leipzig; er selbst reiste zu Tagungen der Gruppe 47 nach Westdeutschland und stellte vielfältige Kontakte zwischen Autoren her. Im Juli 1962 organisierte Mayer schließlich eine wissenschaftliche Konferenz „Zu Fragen der Romantikforschung“, die mit den teilnehmenden Edith Braemer, Leopold Magon, Joachim Müller, Andreas B. Wachsmuth, dem Musikwissenschaftler Heinrich Bessler, dem Kunsthistoriker Johannes Jahn, dem Romanisten Werner Krauss und dem Historiker Walter Markov interdisziplinär besetzt war und die (namentlich von Georg Lukács und dessen Adepten behaupteten) Urteile über diese „reaktionäre“ Linie in der deutschen Literatur zu revidieren begann. – Eine Ausweitung des von Lukács normativ eingeschränkten Literaturbegriffs probte schließlich auch der Barockforscher Joachim Boeckh, der seit Januar 1956 als Leiter der „Arbeitsstelle für Literaturgeschichte“ am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften in Berlin wirkte. Um eine tragfähige Theorie der Literatur und ihrer Geschichte zu schaffen, sei die Herausbildung dieses Gegenstands als „gesellschaftliches Geschehen“ zu erfassen, an dem alle Formen des Literarischen ebenso beteiligt wären wie „Lesererwartung, Verlags- und

Buchhandelswesen, Mode und Rezensionswesen“ und in dessen Verlauf sich jeweils historisch neu entscheide, was als „schöne Literatur“ gegenüber trivialer oder Gebrauchsliteratur gelte.¹²¹

Bis es in der Sowjetunion seit Anfang der 1960er Jahre und in der DDR seit Beginn der 1970er Jahre zu veränderten Orientierungen innerhalb des materialistischen Paradigmas kam, blieben ihre zentralen und im wesentlichen durch Georg Lukács geprägten Parameter – die Ableitung geistig-kultureller Prozesse aus der Reproduktion der materiellen Lebensgrundlage, ein ethisch gebundenes Widerspiegelungskonzept und eine teleologische Geschichtsauffassung – dominierend. Wie sehr diese Auffassungen die Literaturforschung in der DDR selbst nach den rezeptionsästhetischen Innovationen weiterhin bestimmen sollten, zeigt nicht zuletzt die elfbändige *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, die als umfanglichste Gemeinschaftsproduktion der DDR-Literaturwissenschaft in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre projektiert und Ende der 1970er Jahre abgeschlossen wurde: In der narrativen Struktur einer Fortschritts- und Entwicklungsgeschichte erzählt, gerannen die vielfältigen Erscheinungen des Literarischen zum Reflex eines zielgerichteten gesellschaftlichen Gesamtprozesses, zum ästhetischen Abbild der gesetzmäßigen Entwicklungsrichtung der menschlichen Gesellschaft.

1. 3. 9 Endpunkte und Neuanfänge. Das Jahr 1966

Der Schweizer Mediävist Max Wehrli (1909-1998) meinte 1970 den grundlegenden Wandel in Auftreten, Kanon und Methode der deutschen Literaturwissenschaft „fast auf den Tag genau“ bezeichnen zu können: Es sei das Datum von Emil Staigers Rede *Literatur und Öffentlichkeit* anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Stadt Zürich, die den sogenannten Zürcher Literaturstreit auslöste (Wehrli 1970, 20; so auch Voßkamp 1990, 243, Dainat 1993, 208). Auch wenn die Verknüpfung historisch langfristiger Veränderungen mit dem 17. Dezember 1966 nicht unproblematisch ist, benennt die Aussage des beteiligten Beobachters doch durchaus zutreffend einen Zeitpunkt, der gemeinsam mit anderen Ereignissen dieses und des folgenden Jahres eine nachhaltige Umgestaltung der institutionalisierten Literaturforschung markiert. Denn Staigers Ausfälle gegen moderne Themen und Schreibweisen offenbarten nicht nur die Grenzen eines normativen und am klassischen Kanon gebildeten Literaturbegriffs; sie demonstrierten auch die methodischen Defizite eines Interpretationsverfahrens, das mit einem an ästhetisch maximierten Gipfelwerke ausgebildeten Instrumentarium die Prinzipien poetischer Devianz nicht erfassen konnte. Walter Höllers Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter*, die zwischen April und Juni 1967 die zum Teil heftig erregten Wortmeldungen abdruckte, dokumentierte also eine Diskussion, die sich um mehr bewegte als um die Bewertung zeitgenössischer Literatur: Wie schon in der durch den Komparatisten Horst Rüdiger im Januar 1964 entfesselten Debatte, die sich an Rolf Hochhuths 1963 uraufgeführtem Drama *Der Stellvertreter* entzündet hatte, ging es um theoretische sowie um ethische Grundlagen der Beschäftigung mit literarischen Texten, die sich in ihrer Neuartigkeit bisherigen Regeln der Bedeutung entzogen. Die in Hochhuths Stück thematisierte NS-Zeit rief zudem die in den textinterpretierenden Disziplinen bislang erfolgreich verdrängte Vergangenheit wieder ins Gedächtnis – es war also kein Zufall, dass nun verstärkt nach deren Rolle in den Jahren der Diktatur gefragt wurde. Die 1964 zaghaft und zögerlich begonnene Diskussion über die Rolle der Germanistik in der NS-Zeit machte der Münchener Germanistentag 1966 medienwirksam öffentlich: Nachdem sich 1965 der Literaturwissenschaftler Gerhard Fricke in einer Rede vor Kölner Studenten um eine Erklärung seiner schuldhaften Beteiligung in der NS-Zeit bemüht und die Wochenzeitung *Die Zeit* vor allem jungen Professoren eine Plattform für Fragen an ältere Kollegen geboten hatte, probten die reformorientierten Kräfte nun den Aufstand: Sie rechneten mit der „deutschen Wissenschaft“ ab und gewannen in der ideologiekritischen Auseinandersetzung sowohl kognitives als auch institutionelles Terrain.

¹²¹ Joachim Boeckh: Literaturforschung vor neuen Aufgaben. In: *Neue Deutsche Literatur* 8 (1956), S. 125-132, hier S. 128f.

Zugleich fanden in Ost und West institutionelle und kognitive Neuerungen statt, die einen seit längerem beobachtbaren Modernisierungsprozess verdichteten. In der DDR erfolgte 1966 die Umwandlung des bisherigen „Staatssekretariats für Hochschulwesen“ in ein Ministerium und zwei Jahre später die Anpassung der Universitäten an das (bereits 1963 beschlossene) einheitliche Bildungssystem; die Ersetzung der traditionellen Fakultäten durch die neue Struktureinheit „Sektion“ führte zu Varianten der Differenzierung und Integration, von denen auch die bislang nationalphilologisch gegliederte Literaturwissenschaft betroffen war (vgl. den Beitrag von Dorit Müller in diesem Band). Auch in der Bundesrepublik Deutschland experimentierte man mit einer lernzielbezogenen und literaturtheoretischen Neuformierung der philologischen Disziplinen. Die an der Universitätsneugründung Konstanz wirkenden Reformatoren um den Anglisten Wolfgang Iser und den Romanisten Hans Robert Jauß versuchten die nationalsprachliche Departementalisierung aufzuheben; ihr Projekt war eine „Wissenschaft von Texten und nicht von Nationen“¹²². Horst Rüdiger begründete 1966 mit dem Periodikum *arcadia* die Zeitschrift für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (und sollte 1970 maßgeblich an der Bildung der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft beteiligt sein). Als Hans Robert Jauß 1967 seine Antrittsvorlesung an der Universität Konstanz unter dem Titel *Literaturgeschichte als Provokation* hielt, wandte er sich gegen die überkommene Produktions- und Darstellungsästhetik der herkömmlichen Literaturwissenschaft und entwarf ein Rezeptionsmodell, das den Dialog zwischen Werk und Leser berücksichtigte: Eine fixierte zeitlose Bedeutung des literarischen Kunstwerks gibt es nicht; es existierten vielmehr historische Konkretisierungen, die im Dialog zwischen einer in der Vergangenheit verwurzelten Erscheinung der Dichtung mit der gegenwärtigen Erfahrung des aktuellen Lesers vorgenommen werden. – Die hier formulierten Eckpunkte einer neuen, rezeptionsästhetisch formierten Literaturforschung lassen sich als Antwort auf den Forderungskatalog verstehen, den Werner Mittenzwei auf der konstituierenden Sitzung der Sektion Literaturwissenschaft an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin (Ost) vortrug. In seiner Rede vom September 1967 benannte er wesentliche Desiderata einer marxistischen Literaturwissenschaft: die unzureichende Bestimmung des Ästhetischen bei der sozialen Analyse von Literatur, die passive Bestimmung des Widerspiegelungskonzepts, die fehlende Wahrnehmung einer durch Medien veränderten Kulturlandschaft (Boden 1997, 265). Sie sollten in den rezeptionstheoretisch angeleiteten Explorationen des 1969 gegründeten Zentralinstituts für Literaturgeschichte und insbesondere im 1973 veröffentlichten Sammelwerk *Gesellschaft, Literatur, Lesen* ihre weitreichende Bearbeitung finden.

Doch blieben die für die nachfolgende Literaturforschung bedeutsamen Initiativen und Neuanfänge der Jahre 1966f. nicht auf den deutschen Sprachraum beschränkt. In Frankreich wurde die Popularisierung formalistischer und strukturalistischer Konzeptionen fortgesetzt: Tzvetan Todorov veröffentlichte unter dem Titel *Theorie de la littérature* eine Anthologie von Texten russischer Formalisten; die Zeitschrift *Aletheia* brachte 1966 ein Heft „Le Structuralisme“ (mit Beiträgen von Claude Lévi-Strauss und Roland Barthes), *Communications* 1966 ein Heft zur „analyse structurale du récit“ (mit Beiträgen von Roland Barthes, Gerard Genette, Tzvetan Todorov und Algirdas Greimas); *Les Temps Modernes* fragte nach den „Problèmes de structuralisme“ und veröffentlichte mit den von Pierre Bourdieu kommenden Überlegungen zum *Champ intellectuel et projet créateur* einen – schon bald auch ins Deutsche übersetzten – Beitrag zur Soziologie des kulturellen Feldes. 1966 erschien Algirdas Julien Greimas’ *Sémantique structurale*; im gleichen Jahr wurde die „Archéologie des sciences humaines“ *Les mots et les choses* des Philosophen Michel Foucault (1926-1984) und der erste Band der *Écrits* von Jacques Lacan (1901-1981) veröffentlicht. Im Oktober 1966 veranstaltete die John Hopkins-Universität in Baltimore den Kongress „The Languages of Criticism and the Sciences of Man“, auf dem französische und US-amerikanische Literaturforscher und Kulturtheoretiker strukturalistische Konzepte und Verfahren diskutierten und dabei den Übergang zum später sogenannten Poststrukturalismus einleiteten: Neben Roland Barthes, Lucien Goldmann, Jean Hyppolite, Jacques

¹²² Wolfgang Iser: Überlegungen zu einem literaturwissenschaftlichen Studienmodell. In: Jürgen Kolbe (Hrsg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*. Zweite, durchgesehene Aufl. München 1969, S. 193-207, hier S. 195.

Lacan, Paul de Man, Charles Morazé, Georges Poulet, Tzvetan Todorov u.a. nahm auch der noch junge Philosoph Jacques Derrida teil, dessen *Grammatologie*-Vorstudie im Dezember 1965 sowie im Januar 1966 in der Revue *Critique* erschienen war. Zum nicht intendierten Ergebnis dieses Kongresses wurde die Metamorphose strukturalistischer Konzepte auf gleichsam offener Bühne; personaler Gewinner war Derrida, der sich als kritisch fragender Pionier inszenierte und zum Star des Symposiums wie der nachfolgenden poststrukturalistischen Bewegung avancierte (Cusset 2003, 38-42). – Anfang 1967 erschien schließlich ein Juri Lotman und der Moskauer-Tartu-Schule gewidmetes Themenheft der sowjetischen Zeitschrift *Voprosy Literatury*. Hier erfolgte die Diskussion von Ansätzen, die seit Beginn der 1960er Jahre und insbesondere nach der Berufung Lotmans in estnische Tartu verfolgt wurden und eine fruchtbare Semiotik der Kultur initiierten.

Mit diesen Weichenstellungen hatte die professionalisierte Beschäftigung mit Literatur zu jenen spezifischen Konditionen gefunden, die ihren Umgang mit Texten und Kontexten in den nächsten Jahrzehnten bestimmen sollten: Gegen eine emphatische Feier vermeintlich überzeitlicher Werte (wie von noch Emil Staiger repräsentiert) mobilisierte man nun szientistische Ernüchterung; gegen politische Instrumentalisierung setzte man ideologiekritische Reflexionen. Rezeptionsästhetische Modellierungen veränderten den Werkbegriff nachhaltig; strukturalistische Verfahren und ihre kritische Diskussion exponierten die Literaturtheorie zu einem vielfach umkämpften Feld, auf dem Grundlagen und Methoden der kulturellen Bedeutungsproduktion verhandelt werden sollten. Interne Differenzierungen und institutionelle Entkopplungen, die Ende der 1960er Jahre zur endgültigen Trennung von Literatur- und Sprachwissenschaft führten, waren nicht mehr aufzuhalten.

Literatur

- Adam, Wolfgang: 100 Jahre EUPHORION. In: *Euphorion* 88 (1994), S. 1-72.
- Adam, Wolfgang: ‚Dichtung und Volkstum‘ und erneuerter ‚Euphorion‘. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Fachzeitschrift. In: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt/M. 1996 S. 60-75.
- Adam, Wolfgang: Die Zeitschrift „Euphorion“ in den Jahren 1950–1970. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945–1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 241-260.
- Albert, Claudia: Schiller als Kampfgenosse. In: Claudia Albert (Hrsg.): *Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller, Kleist, Hölderlin*. Stuttgart 1994, S. 48-67.
- Albert, Claudia: Goethes Torquato Tasso zwischen 1933 und 1945. In: Achim Aurnhammer (Hrsg.): *Torquato Tasso in Deutschland. Seine Wirkung in Literatur, Kunst und Musik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts*. Berlin, New York 1995, S. 145-159, hier S. 152f.
- Ansel, Michael: *Prutz, Hettner und Haym. Hegelianische Literaturgeschichtsschreibung zwischen spekulativer Kunstdeutung und philologischer Quellenkritik*. Tübingen 2003.
- Barner, Wilfried; König, Christoph (Hrsg.): *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt/M. 1996.
- Becker, Hellmut; Kluchert, Gerhard: *Die Bildung der Nation. Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich zur Weimarer Republik*. Stuttgart 1993.
- Benda, Oskar: *Der gegenwärtige Stand der Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage*. Wien Leipzig 1928.
- Boden, Petra: Anmerkungen zu Julius Petersens „Die Wissenschaft von der Dichtung“. In: *100 Jahre Germanisches Seminar in Berlin*. Berlin 1987, S. 146-154.
- Boden, Petra: Im Käfig des Paradigmas. Die Biedermeier-Diskussion 1928-1935. In: *Euphorion* 90 (1996), S. 432-444.
- Boden, Petra; Rosenberg, Rainer (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945 – 1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997.
- Boden, Petra: Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personalpolitik und struktureller Wandel 1945-1958. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945 – 1965*, S. 119-159
- Boden, Petra: „Es geht ums Ganze!“ Vergleichende Beobachtungen zur germanistischen Literaturwissenschaft in beiden deutschen Staaten 1945-1989. In: *Euphorion* 91 (1997), S. 247-275.
- Boden, Petra; Böck, Dorothea (Hrsg.): *Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR (1969-1991)*. Heidelberg 2004.

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert

(Ralf Klausnitzer)

- Christmann, Hans Helmut: *Romanistik und Anglistik an der deutschen Universität im 19. Jahrhundert. Ihre Herausbildung als Fächer und ihr Verhältnis zu Germanistik und klassischer Philologie*. Stuttgart 1985.
- Cusset, François: *French Theory. Foucault, Derrida, Deleuze et les mutations de la vie intellectuelle aux Etats-Unis*. Paris 2003.
- Dainat, Holger: Deutsche Literaturwissenschaft zwischen den Weltkriegen. In: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 1 (1991), S. 600-608.
- Dainat, Holger: „...die Dinge selbst in Bewegung setzen“. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren. In: Johannes Janota (Hrsg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentages*. Bd. 2: *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*. Tübingen 1993, S. 207-216.
- Dainat, Holger: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14. In: Jürgen Fohrman, Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, S. 494-537.
- Dainat, Holger: Voraussetzungsreiche Wissenschaft. Anatomie eines Konfliktes zweier NS-Literaturwissenschaftler im Jahre 1934. In: *Euphorion* 88 (1994), S. 103-122 = Dainat 1994b
- Dainat, Holger; Kolk, Rainer: Das Forum der Geistesgeschichte. Die 'Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte' (1933-1944). In: Robert Harsch-Niemeyer (Hrsg.): *Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages*. Tübingen 1995, S. 111-134.
- Dainat, Holger: Anpassungsprobleme einer nationalen Wissenschaft. Die Neuere deutsche Literaturwissenschaft in der NS-Zeit. In: Petra Boden, Holger Dainat (Hrsg.): *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*. Berlin 1997, S. 103-126.
- Dainat, Holger: „Dieser ästhetische Kosmopolitismus ist für uns aus“. Weimarer Klassik in der Weimarer Republik. In: Lothar Ehrlich, Jürgen John (Hrsg.): *Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur*. Köln, Weimar, Wien 1998, S. 99-121.
- Dainat, Holger: Die paradigmatische Rolle der Germanistik im Bereich der Philologien. Die Deutsche Kommission im disziplinären Kontext. In: Wolfram Fischer (Hrsg.): *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914-1945*. Berlin 2000, S. 169-196
- Dainat, Holger: Zur Berufungspolitik in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft 1933 – 1945. In: Ders., Lutz Danneberg (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen 2003, S. 55-86.
- Dane, Gesa: Käte Hamburger. In: Christoph König, Hans-Harald Müller, Werner Röcke (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Berlin, New York 2000, S. 189-198.
- Danneberg, Lutz: Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation. In: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt/M. 1996, S. 313-342.
- Danneberg, Lutz; Schernus, Wilhelm; Schönert, Jörg (Hrsg.): Die Rezeption der Rezeptionsästhetik in der DDR. Wissenschaftswandel unter den Bedingungen des politischen Systems. In: Gerhard P. Knapp, Gerd Labrousse (Hrsg.): *1945-1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*. Amsterdam/ Atlanta 1995 (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 38/39), S. 643-702.
- Dornhof, Dorothea: Von der „Gelehrtenrepublik“ zur marxistischen Forschungsgemeinschaft an der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945 – 1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 173-202.
- Dünninger, Josef: Geschichte der deutschen Philologie. In: Wolfgang Stämmle (Hrsg.): *Deutsche Philologie im Aufriß*. 2. überarb. Aufl. Berlin 1958.
- Erich, Victor: *Russischer Formalismus* [Russian Formalism. History – Doctrine; 1955]. Mit einem Geleitwort von René Wellek. München 1964.
- Ferber, Christian von: *Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864-1954*. Göttingen 1956 (= Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer 3).
- Finkstaedt, Thomas: *Kleine Geschichte der Anglistik in Deutschland. Eine Einführung*. Darmstadt 1983.
- Fricke, Gerhard: Rede vor seinen Studenten zu Beginn des Sommersemesters 1965 in Köln. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 85-95.
- Fohrmann, Jürgen; Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1991.
- Fohrmann, Jürgen; Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1994.
- Funke, Mandy: *Rezeptionstheorie – Rezeptionsästhetik. Betrachtungen eines deutsch-deutschen Diskurses*. Bielefeld 2004.
- Gärtner, Marcus: *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945*. Bielefeld 1997.
- Gärtner, Marcus: „Die ganze Schwere des Irdischen sinnbildet im grasenden Vieh“. Zur Sprache der germanistischen Literaturwissenschaft nach 1945. In: Georg Bollenbeck, Clemens Knobloch (Hrsg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*. Heidelberg 2001, S. 80-96.
- Gaul-Ferenschild, Hartmut: *National-Völkisch-Konservative Germanistik. Kritische Wissenschaftsgeschichte in personengeschichtlicher Darstellung*. Bonn 1993.
- Greß, Franz: *Germanistik und Politik. Kritische Beiträge einer nationalen Wissenschaft*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1971.

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert

(Ralf Klausnitzer)

- Grossegesse, Orlando; Koller, Erwin (Hrsg.): *Literaturtheorie am Ende? 50 Jahre Wolfgang Kayser's „Sprachliches Kunstwerk“*. Internationales Kolloquium 8.-9. Oktober 1998 Braga, Portugal. Tübingen, Basel 2001.
- Haenicke, Gunta: *Zur Geschichte der Anglistik an deutschsprachigen Universitäten 1850-1925*. Augsburg 1979.
- Hansen-Löve, Aage A.: *Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung*. Wien 1978.
- Hausmann, Frank-Rutger: „*Deutsche Geisteswissenschaft*“ im Zweiten Weltkrieg. Die „*Aktion Ritterbusch*“ 1940-1945. Dresden, München 1998 (= Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1).
- Heiber, Helmut: *Universität unterm Hakenkreuz*. Teil 2: *Die Kapitulation der Hohen Schulen*. Bd. 2. München, London, New York, Paris 1991, S. 724-729.
- Hoeges, Dirk: *Literatur und Evolution. Studien zur französischen Literaturkritik im 19. Jahrhundert. Taine – Brunetière – Hennequin – Guyau*. Heidelberg 1980 (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte III 49).
- Höppner, Wolfgang: Eine Institution wehrt sich. Das Berliner Germanische Seminar und die deutsche Geistesgeschichte. In: C. König, E. Lämmert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910-1925*. Frankfurt/M. 1993, S. 362-380.
- Höppner, Wolfgang: Der Berliner Germanist Franz Koch als „Literaturvermittler“, Hochschullehrer und Erzieher. In: Gesine Bey (Hrsg.): *Berliner Universität und deutsche Literaturgeschichte. Studien im Dreiländereck von Wissenschaft, Literatur und Publizistik*. Frankfurt/M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1998 (= Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 1), S. 105-128.
- Hopster, Norbert; Nassen, Ulrich: *Literatur und Erziehung im Nationalsozialismus. Deutschunterricht als Körperkultur*. Paderborn u.a. 1983 (= Informationen zur Sprach- und Literaturdidaktik 39).
- Hübinger, Gangolf (Hrsg.): *Versammlungsort moderner Geister. Der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme*. München 1996.
- Jäger, Ludwig: *Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik*. München 1998.
- Jessen, Ralph: *Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära*. Göttingen 1999
- Kahlefeldt, Nils: ‚Im vaterländischen Geiste...‘. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe und Hölderlin-Gesellschaft (1938-1946). In Werner Volke u.a.: *Hölderlin entdecken. Lesarten 1826-1993*. Tübingen 1993, S. 115-163.
- Kany, Roland: *Mnemosyne als Programm. Geschichte, Erinnerung und die Andacht zum Unbedeutenden im Werk von Usener, Warburg und Benjamin*. Tübingen 1987 (= Studien zur deutschen Literatur 93).
- Kelly, Reece C.: Die gescheiterte nationalsozialistische Personalpolitik und die mißlungene Entwicklung der nationalsozialistischen Hochschulen. In: Manfred Heinemann (Hrsg.): *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*. Teil 2: *Hochschule, Erwachsenenbildung*. Stuttgart 1980, S. 61-76.
- Klausnitzer, Ralf: *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1999.
- Klausnitzer, Ralf: Fallstudien als Instrument der interdisziplinären Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinübergreifenden Rezeption des ‚Gestalt‘-Konzepts in den 1930er/1940er Jahren. In: Jörg Schönert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*. Stuttgart, Weimar 2000, S. 209-256.
- Kocka, Jürgen: Wissenschaft und Politik in der DDR. In: Jürgen Kocka, Renate Mayntz (Hrsg.): *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch*. Berlin 1998, 435-459.
- König, Christoph; Lämmert, Eberhard (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910-1925*. Frankfurt/M. 1993.
- König, Christoph: *Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen*. Göttingen 2001 (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte 2).
- Köhnke, Klaus Christian: *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus*. Frankfurt/M. 1986.
- Kolk, Rainer: Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 14 (1989), S. 50-73
- Kolk, Rainer: *Berlin oder Leipzig? Studien zur sozialen Organisation der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Tübingen 1990 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 30)
- Kolk, Rainer: Reflexionsformel und Ethikangebot. In: C. König, E. Lämmert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910-1925*. Frankfurt/M. 1993, S. 38-45.
- Kolk, Rainer: *Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890-1945*. Tübingen 1998 (= Communicatio 17).
- Kopp, Detlev: *Literaturwissenschaft und Deutschunterricht*. In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, S. 669-741.
- Krenzlin, Norbert: *Das Werk ‚rein für sich‘. Zur Geschichte des Verhältnisses von Phänomenologie, Ästhetik und Literaturwissenschaft*. Berlin (DDR) 1979.
- Kruckis, Hans-Martin: „*Ein potenziertes Abbild der Menschheit*“. *Idolatrie und Wissenschaft in der Goethe-Biographie bis Gundolf*. Bielefeld 1989.
- Kruckis, Hans-Martin: Goethe-Philologie als Paradigma neuphilologischer Wissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, S. 451-493.
- Kruckis, Hans-Martin: Biographie als wissenschaftliche Darstellungsform im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, S. 550-575.

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert

(Ralf Klausnitzer)

- Lämmert, Eberhard; Killy, Walther; Conrady, Karl Otto; Polenz, Peter von: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt/M. 1967.
- Landfester, Manfred: *Humanismus und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur politischen und gesellschaftlichen Bildung in Deutschland*. Darmstadt 1988.
- Lauf-Immesberger, Karin: *Literatur, Schule und Nationalsozialismus. Zum Lektürekanon der höheren Schulen im Dritten Reich*. St. Ingbert 1987 (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft 16).
- Leggewie, Claus: *Von Schneider zu Schwerte. Das ungewöhnliche Leben eines Mannes, der aus der Geschichte lernen wollte*. München, Wien 1998.
- Lehmann, Joachim: *Die blinde Wissenschaft. Realismus und Realität in der Literaturwissenschaft der DDR*. Würzburg 1995.
- Lindner, Martin: *Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne*. Stuttgart, Weimar 1994.
- Mandelkow, Karl R.: *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. München 1980.
- Meissl, Sebastian: Zur Wiener Neugermanistik der dreißiger Jahre: Stamm, Volk, Rasse, Reich. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position. In: Klaus Amann und Albert Berger (Hrsg.): *Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse. Institutionelle Voraussetzungen. Fallstudien*. Wien Köln 1985, S. 130-146.
- Meves, Uwe: Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875-1895). In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61 (1987), Sonderheft, S. 69*-122*.
- Meves, Uwe: Zum Institutionalisierungsprozess der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhlerichtung (von ca. 1810 bis zum Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts). In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart, Weimar 1994, S. 115-203; hier S. 190-192.
- Mittenzwei, Werner (Hrsg.): *Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács*. Leipzig 1975.
- Oellers, Norbert: Editionswissenschaft um 1945. In: W. Barner, C. König (Hrsg.): *Zeitenwechsel*, S. 103-118.
- Oppel, Horst: Zur Situation der Allgemeinen Literaturwissenschaft. In: *Die Neueren Sprachen* N.F. 2 (1953), S. 4-17.
- Osterkamp, Ernst: „Verschmelzung von kritischer und dichterischer Sphäre“. Das Engagement deutscher Dichter im Konflikt um die Muncker-Nachfolge 1926/27 und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. In: *Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft* 33 (1989), S. 348-369.
- Osterkamp, Ernst: Friedrich Gundolf zwischen Kunst und Wissenschaft. Zur Problematik eines Germanisten aus dem George-Kreis. In: Christoph König, Eberhard Lämmert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910-1925*. Frankfurt/M. 1993, S. 177-198.
- Rosenberg, Rainer: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung*. Berlin (DDR) 1981.
- Rosenberg, Rainer: *Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe*. Berlin (DDR) 1989.
- Rosenberg, Rainer: Zur Begründung der marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945 – 1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 203-240.
- Rosenberg, Rainer: Die sechziger Jahre als Zäsur in der deutschen Literaturwissenschaft. Theoriegeschichtlich. In: Rainer Rosenberg, Ingeborg Münz-Koenen, Petra Boden (Hrsg.): *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft – Literatur – Medien*. Berlin 2000, S. 153-179.
- Röther, Klaus: *Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte*. Köln 1980 (= Pahl-Rugenstein Hochschulschriften 42).
- Saadhoff, Jens: *Zwischen diktatorischer Praxis und Eigensinn: Germanistische Literaturwissenschaft in der SBZ/DDR*. Diss. Siegen 2006.
- Schandera, Gunter; Bomke, Heidrun; Ende, Dagmar; Schade, Dieter; Steinhorst, Heike: Die „Weimarer Beiträge“ zwischen 1955 und 1971. Eine Zeitschrift auf dem Weg zum „zentralen Organ der marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR“? In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945 – 1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 261-330.
- Scherer, Stefan: Prägnanz und Evidenz. Philologische Erkenntnis und Verwissenschaftlichung der germanistischen Literaturwissenschaft im disziplinen- und gesellschaftsgeschichtlichen Umbruch der 1950er Jahre. In: Gerhard Kaiser, Matthias Krell (Hrsg.): *Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach und Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert*. Heidelberg 2005, S. 33-52.
- Schnabel, Gudrun: Gerhard Fricke. Karriereverlauf eines Literaturwissenschaftlers nach 1945. In: Petra Boden, Rainer Rosenberg (Hrsg.): *Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*. Berlin 1997, S. 61-85.
- Schütt, Julian: *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich 1996.
- Simon, Gerd (Hrsg.): *Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS. Ein Dokument aus der Frühgeschichte der SD-Forschung*. Tübingen 1998.
- Sparr, Thomas: Kürze. Zu einem Motiv bei Peter Szondi. In: *Neue Rundschau* (2002) H. 1, S. 165-171.
- Stackmann, Karl: Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik. In: Hellmut Flashar, Karlfried Gründer, Axel Horstmann (Hrsg.): *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1979, S. 240-259.
- Stackmann, Karl: Die Anfänge der Germanistik in Göttingen. In: Karl Stackmann, Ulrich Hunger, Eva Willms: *Drei Kapitel aus der Geschichte der Göttinger Germanistik*. Göttingen 1991, S. 9-47.
- Sternsdorff, Jürgen: *Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung: die Entwicklung der Germanistik bei Wilhelm Scherer. Eine Biographie nach unveröffentlichten Quellen*. Frankfurt/M. u.a. 1979 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 329).

1. 3 Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert

(Ralf Klausnitzer)

- Stichweh, Rudolf: Differenzierung der Wissenschaft. In: Ders.: *Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen*. Frankfurt/M. 1994, S. 15-51.
- Striedter, Jurij (Hrsg.): *Texte der russischen Formalisten*. Bd. I: *Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*. München 1969.
- Tietze, Hartmut: *Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820-1944*. Göttingen 1987 (= Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte I, 1).
- Tietze, Hartmut: Hochschulen. In: Dieter Langewiesche, Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. V: *1918-1945. Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur*. München 1989, S. 209-240.
- Viëtor, Karl: Literaturgeschichte als Geistesgeschichte. Ein Rückblick. In: *Publications of the Modern Language Association* 60 (1945), S. 899-916. Wieder in Thomas Cramer, Horst Wenzel (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte. Ein Lesebuch zur Fachgeschichte der Germanistik*. München 1975, S. 285-315.
- Viehöfer, Erich: *Der Verleger als Organisator. Eugen Diederichs und die bürgerlichen Reformbewegungen der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M. 1988.
- Voßkamp, Wilhelm: Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich. In: Peter Lundgreen (Hrsg.): *Wissenschaft im Dritten Reich*. Frankfurt/M. 1985, S. 140-162.
- Voßkamp, Wilhelm: Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Wolfgang Prinz, Peter Weingart (Hrsg.): *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*. Frankfurt/M. 1990, S. 240-247.
- Voßkamp, Wilhelm: Deutsche Barockforschung in den zwanziger und dreißiger Jahren. In: Klaus Garber (Hrsg.): *Europäische Barockrezeption*. Wiesbaden 1991 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung), S. 683-703.
- Voßkamp, Wilhelm: Literatursoziologie: eine Alternative zur Geistesgeschichte? „Sozioliterarische Methoden“ in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. In: Christoph König, Eberhard Lämmert (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, S. 291-303.
- Walzel, Oskar: *Das Wortkunstwerk. Mittel seiner Erforschung*. Leipzig 1926. ND Heidelberg, Darmstadt 1968.
- Wehrli, Max: Deutsche Literaturwissenschaft. In: Felix Philipp Ingold (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Literaturkritik im 20. Jahrhundert*. Bern 1970, S. 9-34.
- Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1989, ²2003.
- Weimar, Klaus (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. I. Berlin, New York 1997.
- Wiese, Benno von; Henss, Rudolf (Hrsg.): *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17. bis 22. Oktober 1966*. Berlin 1967.

Ralf Klausnitzer (Berlin)

1. 4 Literaturwissenschaft nach 1968 (Dorit Müller)

Für die deutsche Literaturwissenschaft schuf der politische Umbruch des Jahres 1945 zwar veränderte kultur- und wissenschaftspolitische Rahmenbedingungen – gravierende Veränderungen in konzeptueller und methodischer Hinsicht blieben jedoch vorerst aus. Wie die vorangegangenen Ausführungen zeigen, führte der Einschnitt des Jahres 1945 in der Bundesrepublik keinen fundamentalen Personalwechsel herbei. Institutionelle Strukturen überdauerten und methodische Orientierungen wie die Geistesgeschichte konnten sich aus der Zeit von vor 1945 in das neue politische System hinüberretten. Auch die nach 1945 dominierende *Werkimmanenz* hatte sich bereits in den 1930er und 40er Jahren entwickelt, so dass ein eingeführtes Paradigma ausgebaut werden konnte. Im Wissenschaftsbetrieb der DDR kam es zwar nach 1945 zu signifikanten personellen und theoretischen Umstellungen, insbesondere, weil die Anknüpfung an die marxistische Literaturtheorie neue Untersuchungsgebiete und Arbeitsformen erschloss. Doch lassen sich erst Ende der 1960er Jahre innermarxistische Pluralisierungseffekte beobachten, die als Zäsur gewertet werden können, da sie zur Herausbildung der Rezeptionsforschung als einer an internationale Theoriestandards anschließende Konzeption führten. Zeitgleich wandelte sich auch in der Bundesrepublik das wissenschaftliche Selbstverständnis der Literaturwissenschaften. Bedingt durch vielfältige Faktoren bildungspolitischer, institutioneller und theoretisch-konzeptueller Art erfuhr die Wissenschaftslandschaft im Laufe der 1960er Jahre eine radikale Erneuerung. Wesentliche Merkmale dieses Umbaus waren: die Verabschiedung einer nationalen Grundlegung der Literaturwissenschaft, die eine Demokratisierung und Pluralisierung der Umgangsweisen mit Literatur nach sich zog, eine interdisziplinäre Ausweitung des Fachs im Zeichen von ‚Verwissenschaftlichung‘ mitsamt einem Anschluss an die international geführte Theoriediskussion. Auch wenn in der nachfolgenden Darstellung die Geschichte der deutschsprachigen Literaturwissenschaft im Vordergrund steht (mit Hauptgewicht auf West- und Ostdeutschland), sollen Wissenschaftsprozesse in anderen Ländern, soweit sie auf die internationale Theorieentwicklung wirkten, ausführlich berücksichtigt werden.

Die Ursachen und frühen Ausprägungen des sich vollziehenden Wandels in der Bundesrepublik in ihrer Komplexität angemessen zu beschreiben, ist Aufgabe des ersten Abschnitts. Aus heuristischen Gründen werden institutionelle und theoretisch-konzeptuelle Entwicklungen getrennt betrachtet, obwohl deren wechselseitige Verbindungen vorausgesetzt und in den einzelnen Kapiteln auch entsprechend herausgestellt werden. Zudem befasst sich die Darstellung mit wissenschaftlichen Vorgängen in Frankreich und den USA, weil von diesen Ländern wichtige theoretische Impulse ausgingen. Schwerpunkt des zweiten Kapitels bildet die Rekonstruktion literaturwissenschaftlicher Entwicklungen in der DDR, die in einigen Punkten Ähnlichkeiten zur westdeutschen Geschichte aufweisen. Im Anschluss an neuere fachgeschichtliche Arbeiten soll eine unter dem Gesichtspunkt des Diktaturenvergleichs betriebene Forschung mit dem Anspruch aufgebrochen werden, über ideologiekritische Sichtweisen hinaus zu gelangen und Differenzierungen zu ermöglichen. So zeigt sich, dass Erneuerungsversuche des literaturwissenschaftlichen Hochschulbetriebs und der Forschung in beiden deutschen Staaten parallel einsetzten und eine in bestimmter Hinsicht vergleichbare Ausgangssituation für die weitere Entwicklung in den 1970er Jahren schufen. Wie diese Entwicklung in der bundesdeutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende der 1980er Jahre verlief, verfolgt das dritte Kapitel. Gefragt wird nach den Konsequenzen von Hochschulneugründungen und veränderten Lehrkonzepten für die innerfachliche Ausdifferenzierung und theoretische Ausrichtung. Der vierte Abschnitt wendet sich der in den 1970er und 80er Jahren ausgeprägten Methodenpluralität zu, die eng mit der Legitimationsfrage des Fachs verknüpft ist. Hatte bereits in den 1920er Jahren die Ablösung des philologischen Positivismus durch die Geistesgeschichte eine Erweiterung und Pluralisierung literaturwissenschaftlicher Methoden herbei geführt und eine erwünschte Einheit des Fachs in Frage gestellt, so setzten in den 1960er Jahren die Absage an eine nationale Literaturwissenschaft und der Statusverlust der Literatur durch die Angebote der modernen Informationsgesellschaft einen erneuten Pluralisierungsschub in Gang. Soziologie und Linguistik wurden zu neuen Leitwissenschaften.

Sozialgeschichte, Strukturalismus und Rezeptionstheorien bestimmten in unterschiedlichen Ausprägungen nicht nur die deutschsprachige Literaturwissenschaft, sondern auch die internationale Diskussion. Sie beförderten eine kultursemiotische Erweiterung der Literaturwissenschaft, die fortan nicht mehr ‚Dichtung‘, sondern ‚Texte‘ untersuchte und ihren Gegenstandsbereich auf Unterhaltungs- und Gebrauchsliteratur, Medien und kulturelle Phänomene ausdehnte. In den 1980er Jahren zeichneten sich weitere Neuorientierungen ab, mit denen sich das fünfte Kapitel befasst. Dekonstruktivistische und diskurstheoretische Ansätze drängten hermeneutische Konzepte zurück und lenkten die literaturwissenschaftliche Diskussion in eine neue Richtung. Die Beschäftigung mit den einzelnen Phasen und Ausprägungen poststrukturalistischer Theoriebildung und deren verspätet einsetzender Rezeption in Deutschland markiert den Übergang zum sechsten Abschnitt. Er wendet sich den Literaturwissenschaften der 1990er Jahre zu, die durch eine kulturwissenschaftliche Erweiterung geprägt sind.

1. 4. 1 Vergangenheitsbewältigung und Neuausrichtung

Institutionelle und theoretisch-konzeptuelle Erneuerung in der Bundesrepublik

Mitte der 1960er Jahre fand eine der wichtigsten Umbruchsphasen der deutschen Literaturwissenschaft im 20. Jahrhundert statt. Als Indizien für die Umwälzung sind zu nennen: der Aus- und Neubau der Hochschulen, die Erweiterung der Stellen im öffentlichen Dienst, die rasant steigenden Studierendenzahlen, die Reform der Lehrerausbildung sowie die Modernisierung der Fächer, ihrer Gegenstände und Methoden. Das gilt in großen Teilen für alle philologischen Fächer, hat aber in der Germanistik eine besondere Ausprägung erreicht. Kaum ein anderes Universitätsfach geriet durch Generationenwechsel und Studentenbewegung in so heftige Kontroversen und hatte sich so intensiv mit seiner politischen und wissenschaftlichen Vergangenheit auseinander zu setzen. Auch wenn sich als Datum des Umbruchs aufgrund der politischen Unruhen das Jahr 1968 geradezu aufdrängt, so liegen die eigentlichen Ursachen in einer Entwicklung, die sich schon seit Anfang der 1960er Jahre abzeichnete.

Die universitäre Reformphase stand in enger Beziehung zu gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen in der Bundesrepublik. Die Reformbemühungen fielen mit einer Expansion des Bildungssektors zusammen, die auf politisch gelenkte Bildungswerbung, geburtenstarke Jahrgänge und eine Erosion klassen- und schichtspezifischer Sozialmilieus zurück zu führen ist (Sill 2005, 35f.). Sie eröffneten erstmals auch enorme Bildungschancen für Frauen. Hinzu kam Mitte der 1960er Jahre ein Generationswechsel, als die bisher von den 1900er Jahrgängen besetzten universitären Positionen für die nachrückende, um 1929 geborene Generation frei wurden. Diese Generation brachte aufgrund ihrer Erfahrungen in einem sich zunehmend von bildungsbürgerlichen Idealen distanzierenden Nachkriegsdeutschland neue Fragen und Forschungsstrategien in den akademischen Diskurs ein. Gefordert wurde eine Neubestimmung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes, die Einbeziehung soziologischer, linguistischer und psychologischer Fragestellungen sowie eine Beschäftigung mit zeitgenössischer Literatur und Medienangeboten. Diesen Anforderungen genügte die deutsche Literaturwissenschaft bis 1965 kaum. Obwohl bereits seit den 1950er Jahren von Seiten historisch orientierter Literaturwissenschaftler moniert (Scherer 2005, 33f.), fanden sich an vielen Universitäten noch überwiegend Lehrangebote zur Werkimmanenz. Diese basierte auf einem traditionellen emphatischen Gegenstandskonzept, ignorierte Theorien anderer Disziplinen und klammerte zeitgenössische Literatur aus Forschung und Lehre weitgehend aus. Zudem ergaben Befragungen zur Lage in den germanistischen Instituten, dass eine ungenügende Betreuung der Studierenden zu hohen Abbrecherquoten und Langzeit-Studium führten und so dem Bedarf nach qualifizierten Deutschlehrern nicht entsprochen werden konnte.¹

¹ Marlis Krüger: Krise der Germanistik. Zur Lage der Germanistik an westdeutschen Universitäten (Umfrage 1965). In: *German Quarterly* 42. Jg. (1969), 225-253.

Der Reputationsverlust des Faches führte nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in den Reihen des wissenschaftlichen Nachwuchses zu Auseinandersetzungen. Erste Reformvorschläge wurden schon auf dem Bonner Germanistentag 1963 von Eberhard Lämmert unterbreitet. Sie zielten auf eine Erweiterung des Literaturbegriffs, auf die Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft sowie auf eine Überschreitung nationalliterarischer Grenzen zu einer Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft.² 1966 wurden der Anglist Wolfgang Iser und der Romanist Hans-Robert Jauß an die neugegründete Universität Konstanz berufen und erprobten ein Studienmodell, das auf der Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft beruhte. Die konzeptionellen Überlegungen sind später als ‚Rhedaer Memorandum‘ in die Reformdiskussion eingegangen. Forschung und Lehre sollten nicht mehr auf den Zusammenhang von Nation, Sprache und Literatur gründen, sondern sich am jeweiligen Objektbereich ‚Sprache‘ und ‚Literatur‘ orientieren. Analog zum Fachbereich Sprachwissenschaft wurde eine theorieorientierte Literaturwissenschaft konzipiert, die historisch-empirisch ausgerichtet war und Literatur hinsichtlich ihrer Funktionen der Rezeption, Wirkung und Kommunikation untersuchte.³ Konnte die in Konstanz ausgearbeitete Rezeptionsästhetik in den Folgejahren als international anerkanntes Theorieangebot Einfluss gewinnen, so hat sich das auf Zweiteilung beruhende Studienmodell nicht durchsetzen können. Das lag zum einen an der theoretischen Ausrichtung, in der man eine Abwendung von der vielerorts geforderten ‚gesellschaftlichen Relevanz‘ zu erblicken glaubte. Zum anderen brachte die institutionelle Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft Probleme für die Lehrerbildung mit sich, zumal sie auf den geringen Anteil der Gymnasiallehrer zugeschnitten war (Boden 2005, 243f.). Aus diesen Gründen hatte das bis heute gültige sog. Dreiermodell, das die Unterteilung der Philologien in Linguistik, Ältere und Neuere Literatur vorsah, mehr Erfolg. Eberhard Lämmert, Walter Müller-Seidel und Karl Stackmann hatten es für die Germanistik ausgearbeitet und den Anforderungen der Lehrerbildung angepasst. Es versuchte der angestrebten ‚Verwissenschaftlichung‘ und zugleich der Effizienz des Studiums zu entsprechen. Dem sogenannten wissenschaftlichen Mittelbau sollten größere Spielräume hinsichtlich ihrer Forschungsinteressen und den Studierenden die Möglichkeit selbstgewählter Fächerkombinationen und Universitätswechsel eingeräumt werden. (Boden 2000, 223f.).

Zeitgleich mit der anlaufenden Reformdiskussion setzte eine intensive Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit des Faches ein. Die Wochenzeitung *Die Zeit* hatte mit mehreren Artikeln eine Debatte angestoßen, in der vor allem jüngere Ordinarien forderten, die personellen Verstrickungen ihrer älteren Kollegen im Dritten Reich aufzudecken und die unübersehbare Kontinuität nationalistischer Leitbegriffe im germanistischen Selbstverständnis zu überwinden. An mehreren Universitäten wurden Ringvorlesungen zur Rolle der Germanistik im Dritten Reich gehalten und für den Münchener Germanistentag 1966 das Thema „Nationalismus in Germanistik und Literatur“ vorgeschlagen. Hier stand die Rolle des Faches im Nationalsozialismus und die Kritik namhafter Vertreter auf der Tagesordnung.⁴ Neben den institutionellen Reformen und der Ablösung von werkimmanenten Konzepten hat vor allem auch dieser denkwürdige Germanistentag einen einschneidenden Wandel in der Geschichte des Faches eingeleitet. In den Mittelpunkt der Debatten, die in großen Teilen von der Studentenbewegung getragen und forciert wurden, rückten nun insbesondere Fragen nach der Identität der Germanistik und ihrer Rolle in der Gesellschaft (Dainat 1993, 208).

Als 1968 mit der ‚Godesberger Erklärung zur Hochschulreform‘ das ‚Dreiermodell‘ zur öffentlichen Diskussion vorgelegt wurde, hatten die Studentenunruhen bereits mehrere Universitätsstädte erreicht und drohten, den für Berlin geplanten Germanistentag zu gefährden. Das Verbandstreffen sollte als Forum einer wissenschaftstheoretischen

² Eberhard Lämmert: Eröffnung einer Diskussion über Fragen des Germanistischen Studiums. In: *Bildung und Erziehung* 17. Jg., 2 (1964), 112-122.

³ Hans-Robert Jauß: Von Combray nach Konstanz. Mein Weg von der Romanischen zur Allgemeinen Literaturwissenschaft. In: Fritz Nies/Reinhold R. Grimm (Hg.): *Ein „unmögliches Fach“: Bilanz und Perspektiven der Romanistik*. Tübingen 1988, 67-80, 72.

⁴ Eberhard Lämmert: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. In: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt a. M. 1968, 7-41.

Modernisierung des Fachs genutzt werden, wobei man sich kognitive Anregungen aus Nachbardisziplinen wie der Mathematik, der Soziologie und der Politologie erhoffte.⁵ Von Seiten der politisierten Studentenschaft erschien die theoretische Diskussion als ‚Verrat‘ an der angestrebten gesellschaftskritischen Positionierung der Germanistik. Man forderte die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Problemen und den Kampf gegen Werterelativismus und antidemokratische Tendenzen.⁶ Der Germanistentag von 1968 verschärfte so noch einmal die Fronten, die zwischen wissenschaftstheoretisch ambitionierten Erneuerungskonzepten und gesellschaftspolitisch begründeten Modernisierungsplänen verliefen und die das Profil der Literaturwissenschaft in den 1970er Jahren weiter bestimmen sollten. Zwar reichten die Wellen der Studentenbewegung kaum über die Endsechziger Jahre hinaus - der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) zeigte bereits um 1970 die ersten Auflösungserscheinungen - doch blieb der politische Kampf um die ‚richtige‘ Theorie und das ‚emanzipatorische‘ Bewusstsein ein wesentlicher Bezugspunkt der Neuen Linken, die in den Nachfolgejahren das Selbstverständnis der Literaturwissenschaft entscheidend prägen sollten (Vietta 2000, 13). Andererseits wurden spätestens 1968 auch die Grundlagen für eine Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaften gelegt. Diese wissenschaftliche Neuorientierung zielte auf zwei Hauptrichtungen – auf die sozialgeschichtliche Betrachtungsweise und auf den Strukturalismus.

Die theoretisch-konzeptuelle Modernisierung der Literaturwissenschaft, die mit der Entmystifizierung ihres Gegenstandes und mit der Demokratisierung ihrer Zugangsweisen einherging, ist keineswegs nur ein Produkt bildungspolitischer Neuregelungen und studentischer Unruhen. Denn die Wende von der werkimmanenten Literaturforschung zu einer sozialwissenschaftlichen Orientierung begann sich schon in den 1950er Jahren abzuzeichnen. Dafür lassen sich vielfältige Ursachen anführen. Zum einen spielte zweifellos die Ablösung des sakralen, bildungsbürgerlich geprägten Verhältnisses zur Kunst eine entscheidende Rolle. Sie führte zwangsläufig zur Infragestellung des engen Literaturbegriffs der Werkimmanenz. Zum anderen war das Bedürfnis nach ‚rationaler‘ und intersubjektiv vermittelbarer Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen gewachsen, so dass eine Verfahrensweise, die vom ‚subjektiven Gefühl‘ als Basis der wissenschaftlichen Arbeit ausging, als unmodern und theoretisch defizitär erscheinen musste. Zugleich machten sich seit den 1950er Jahren Einflüsse der aus den USA zurückgekehrten Vertreter der ‚Frankfurter Schule‘ bemerkbar. Unter Nutzung von Kulturzeitschriften und dem Rundfunk brachten Theodor W. Adorno und Max Horkheimer die seit den 1930er Jahren marginalisierten Ansätze der Kultursoziologie ins Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit. Mit seinen Beiträgen zu Gegenwartsfragen der Kultur und Gesellschaft prägte Adorno das öffentliche intellektuelle Klima. Seine kunsttheoretischen Essays in Zeitschriften wie *Texte und Zeichen*, *Neue Rundschau*, *Akzente* oder *Merkur* regten zudem die literaturwissenschaftliche Diskussion an. Entscheidend für Adornos Einfluss auf die Literaturwissenschaft der 1950er Jahre war, dass seine Kunsttheorie Deutungsangebote für eine soziologisch orientierte Literaturbetrachtung machte, ohne dezidiert marxistischen Positionen zu folgen.

Seit etwa 1955 gab es erste Anzeichen für einen Übergang von der Werkzentriertheit zur Geschichtlichkeit. Die Arbeiten von Erich Trunz (*Literaturwissenschaft als Auslegung und als Geschichte der Dichtung*, 1954), Hans Egon Hass (*Literatur und Geschichte*, 1958) und schließlich die Kontroverse beim Mannheimer Germanistentag zum Verhältnis von *Literaturgeschichte und Interpretation* 1962 gaben das Signal. Der eigentliche Bruch geschah allerdings erst in den 1960er Jahren. Die Wiederentdeckung des historischen Ansatzes ging mit einer radikalen Ausweitung des Gegenstandsbereichs einher, und sie führte zur Verbreitung literatursoziologischer Ansätze. Evident machte dies u.a. der Forschungsboom auf dem Gebiet der Trivialliteratur. Ein soziologisches Herangehen schien hier besonders produktiv zu sein. Der 1964 erschienene Band *Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden* von Hans Norbert Fügen ist ein Beleg dafür, dass soziologische Verfahren Mitte der 1960er Jahre als neues

⁵ Karl Heinz Borck/Rudolf Henß (Hg.): *Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte*. Heidelberg 1970.

⁶ Rolf Schulmeister: Ziele einer gesellschaftskritischen Germanistik aus der Sicht von Studenten. In: *Kritische Germanistik. Eine hermeneutische und materialistische Wissenschaft*. Hg. von der Bundesassistentenkonferenz. Bonn 1971, 47f.

Paradigma der westdeutschen Literaturwissenschaft Fuß fassten. War die Trivialliteraturforschung zunächst durch einen wertenden Zugriff gekennzeichnet, der zwischen ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur unterschied, so wurde diese Dichotomie im Zuge der Einführung kommunikationstheoretischer Modelle zunehmend in Frage gestellt und für eine Betrachtungsweise plädiert, die „Literatur und Trivialliteratur [...] als komplementäre Erscheinungen des literarischen Lebens“ untersucht.⁷ Damit wurde der Literaturbegriff der Werkimmanenz verabschiedet, die in literarischen Werken objektivierte ästhetische Wertträger zu sehen glaubte.

Als Symptom für die Ablösungsbestrebungen vom werkimmanenten Paradigma kann nicht zuletzt der Zürcher Literaturstreit von 1966 gewertet werden. Emil Staiger hatte anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Stadt Zürich in einer polemischen Rede die Moral der modernen Gegenwartsliteraten angeprangert und sich zum Anwalt einer klassisch-humanistischen Hochkultur stilisiert.⁸ Die vehementen Gegenreaktionen bezeugten, dass sich nicht nur die Auffassung von Literatur und vom literarischen Kanon entschieden gewandelt hatte, sondern auch die Vorstellung von den Leistungen, die Literaturforschung für die Öffentlichkeit erbringen sollte. An die Stelle des Erziehers und Anwalts einer literarischen Öffentlichkeit sollte der theoriengeschulte, interdisziplinär orientierte Forscher treten, der Literatur nicht mehr als ‚autonomes Kunstwerk‘ betrachtet, dessen ‚innerer Stimmigkeit‘ nachzuspüren sei, sondern Literatur in ihrer Funktion für die Gesellschaft untersucht.

Zugleich schloss die sich modernisierende Literaturforschung an die internationale Wissenschaftsentwicklung an. Neben der sozialhistorischen Orientierung, die auf Konzepte der Soziologie und Kritischen Theorie zurückgriff, wurde der Prozess einer Gegenstandserweiterung und Neubewertung des literarischen Kanons auch durch Impulse des linguistischen Strukturalismus befördert. Seit den 1960er Jahren begann man die Arbeiten des russischen Formalismus, des Prager Strukturalismus und der in Frankreich und den USA sich ausprägenden strukturalistischen Schulen in der Bundesrepublik zu rezipieren. Von der Entwicklung formalisierbarer Beschreibungen erwartete man eine höhere Präzision wissenschaftlicher Aussagen im Sinne der ‚exakten‘ Naturwissenschaften. Als Konsequenz dieser Bestrebungen sind Unternehmungen zu nennen, die darauf zielten, Literatur mit Hilfe mathematischer Modelle zu analysieren,⁹ strukturalistische Linguistik und Literaturwissenschaft zu verknüpfen¹⁰ oder Literatur aus informationstheoretischer Perspektive zu betrachten.¹¹ Eine Vermittlung strukturalistischer Auffassungen mit der hermeneutischen Tradition Hans-Georg Gadammers strebte die sich 1963 unter Beteiligung des Anglisten Wolfgang Iser und des Romanisten Hans Robert Jauß formierende Gruppe ‚Poetik und Hermeneutik‘ an. 1967 stellte Jauß die darauf basierende Konzeption einer Rezeptionsästhetik unter der herausfordernden Überschrift *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* vor.¹²

Neben soziologischen, strukturalistischen und rezeptionsästhetischen Konzepten bildete sich in den späten 1960er Jahren eine marxistische Ausrichtung in der Literaturwissenschaft heraus, die an Vorstellungen der kritischen Theorie anknüpfte sowie marxistisch-leninistische und maoistische Positionen integrierte. Sie setzte sich mit der ‚bürgerlichen‘ Literaturwissenschaft auseinander, der ‚ein falsches Bewusstsein‘ sowie die Vernachlässigung bestimmter Bereiche der Literatur wie Vormärz, Trivial- und Massenliteratur vorgeworfen wurde. Das Spektrum der politischen Ambitionen war breit gefächert. Es reichte von gemäßigten Positionen, die eine Demokratisierung des Umgangs mit Literatur anstrebten, bis zu radikalen Umsturzprogrammen, in denen Literaturwissenschaft zu einer revolutionären, systemerneuernden Praxis umfunktioniert werden sollte. Das politische Potential kanalisierte sich in

⁷ Helmut Kreuzer: Trivialliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Trivialromans seit der Aufklärung. Zuerst erschienen in: DVjs 41. Jg., 2 (1967), 173-191, 191.

⁸ Emil Staiger: Literatur und Öffentlichkeit. Erstmals in: Neue Zürcher Zeitung vom 20. 12. 1966.

⁹ Helmut Kreuzer/Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung. Versuche zur Frage einer exakten Literaturwissenschaft*. München 1965.

¹⁰ Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Frankfurt a. M. 1971.

¹¹ Helmut Kreuzer (Hg.): Trivialliteratur und Medienkunde. Themenheft der Zeitschrift *Literaturwissenschaft und Linguistik*, 6 (1972).

¹² Hans-Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt a. M. 1970.

den unterschiedlichen Aktionen der Studentenbewegung, die schließlich ihre Angriffe auch gegen die Vertreter der Kritischen Theorie richteten, weil diese zuwenig Aktionsmöglichkeiten eröffneten (Rosenberg 2000a, 163).

Doch ist der Anteil der Studentenbewegung am theoretisch-konzeptuellen Umbruch der Literaturwissenschaft nicht überzubewerten. Der bereits um 1960 einsetzende Übergang zur Historisierung und Theoretisierung des Fachs hat die nach 1968 einsetzenden Umbauten des Fachs längerfristig vorbereitet. Am Ende der 1960er Jahre hatten sich zwei Richtungen etabliert, die das Theoriedesign längerfristig bestimmen sollten. Zum einen handelt es sich um Konzepte, die Literatur im Verhältnis zur Gesellschaft deuteten und sich vorwiegend in Literaturgeschichtsdarstellungen niederschlugen. Zum anderen ist es die Hinwendung zum linguistischen Strukturalismus, der zwar nicht gesellschaftswissenschaftlich orientiert war, jedoch hinsichtlich seiner Verwissenschaftlichungsbestrebungen der soziologischen Ausrichtung ähnlich war. Nach 1970 hatten die Konzepte ihre Legitimationsansprüche in einer heftigen allgemeinen Methodendebatte zu verteidigen. Denn bereits Ende der 1960er Jahre konnte das Fach seine Daseinsberechtigung nicht mehr nur über den Rang seines Gegenstandes begründen, sondern musste nach Paradigmen zu suchen, die eine Einbindung literaturwissenschaftlicher Forschung in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang erlaubte. Aufgrund der Legitimationsnot lässt sich wohl auch der größere Erfolg der sozialwissenschaftlichen Richtung erklären, die versprach, gesellschaftliche Relevanz zurück zu erobern, die Literaturwissenschaft als Vermittler von Werten einst besessen hatte (Rosenberg 2000a, 171).

Unabhängig vom unterschiedlichen Erfolg lässt sich für beide Richtungen konstatieren, dass sie aufgrund ihrer Rationalität sowie ihrer begrifflichen und methodologischen Ausarbeitung modernen Wissenschaftsstandards entgegen kamen und für einen radikalen Bruch mit Blick auf Erkenntnisinteresse und Begriffsbildungen im Fach gesorgt hatten. Dieser lässt sich anhand semantischer Verschiebungen zentraler Kategorien veranschaulichen: Statt von ‚Werk‘ oder ‚Literatur‘ sprach man jetzt vom ‚Text‘, dessen Funktion wandelte sich vom ‚kulturellen Wertträger‘ zum ‚gesellschaftlichen Auftrag‘. Auf der Ebene des Erkenntnisinteresses ergab sich ein Wechsel von ‚Wahrheit der Kunst‘ zur ‚wissenschaftlichen Wahrheit‘, auf der Verfahrensebene trat an die Stelle des ‚Verstehens verborgener Bedeutung‘ und der ‚Bewahrung und Überlieferung‘ die ‚Beschreibung von Strukturen, Regeln und Funktionen‘ sowie die ‚Systematisierung des Wissens‘ (Bogdal 2005, 22). Damit wird deutlich, dass die Literaturwissenschaft der Bundesrepublik auf dem Weg war, sich „von einer Sachwalterin anerkannter kultureller Werte in eine moderne theoretisch reflektierte und methodengeleitete Fachwissenschaft“ zu verwandeln (Rosenberg 2000a, 154).

Umbrüche der Literaturwissenschaften in Frankreich und den USA

Die Veränderungen in den Literaturwissenschaften der Bundesrepublik korrespondierten Entwicklungen, unter denen konzeptuelle Umbauten im Nachbarland Frankreich und den USA besonderes Gewicht erlangten. Seit Beginn der 1960er Jahre hatte sich das französische Wissenschaftssystem radikal verändert. Bis 1967 stieg die Zahl der Studierenden im Vergleich zu 1950 auf das Vierfache an. In der Endphase der Ära de Gaulles bestimmten studentische Revolten den universitären Betrieb. Vertreter eines nonkonformistischen Hegelianismus bzw. Marxismus nahmen wichtige intellektuelle Positionen ein. Reformuniversitäten wie die 1968 eingerichtete Universität in Vincennes erhielten den Auftrag, ihre Ausbildung an gesellschaftlich brisanten Themen auszurichten und sich für Studierende aus unterprivilegierten Schichten zu öffnen. Ende der 1960er Jahre begannen hier Philosophen wie Gilles Deleuze und Jean-François Lyotard zu lehren. Parallel zu traditionellen Hochschulen, wie der Pariser Sorbonne und der ENS (École nationale supérieure) entstanden interdisziplinär orientierte Forschungseinrichtungen wie die 1970 gegründete Université Paris VII. an der z.B. Julia Kristeva arbeitete. Obwohl das straff zentralisierte französische Bildungssystem über ein erhebliches Beharrungsvermögen verfügte, konnten sich neue Theorieansätze wie der Strukturalismus früher durchsetzen, als dies in der amerikanischen und bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft der Fall war. Das lag einerseits an der wachsenden Bedeutung neuer Leitdisziplinen wie Anthropologie, Ethnologie und Linguistik, die den Einfluss von bisherigen Erfolgsmodellen der Philosophie und Literaturkritik verdrängten.

Andererseits versammelten sich in Frankreich Wissenschaftler, die mit dem russischen Formalismus und dem Prager Strukturalismus Kontakt aufgenommen hatten und ihn nach 1960 in den französischen Wissenschaftsbetrieb integrierten.

Ein wichtiger Impuls für die Profilierung der strukturalistischen Richtung ging von dem Anthropologen Claude Lévi-Strauss aus, der Ferdinand de Saussures linguistischen Zeichenbegriff auf kulturelle Phänomene übertrug, um Regeln für die Symbolisierung von Welt zu rekonstruieren. Attraktiv war sein Ansatz für eine Literaturwissenschaft, die Texte als Teil eines umfassenden Systems kultureller Erscheinungen bestimmte und spezifische textuelle Ausprägungen als repräsentativen Ausdruck der Normen des Systems verstand. Lévi-Strauss lehrte nach akademischer Sozialisation in den USA seit den 1950er Jahren in Frankreich vergleichende Religionswissenschaften und später das Fach Sozialanthropologie. Er wurde in literaturwissenschaftlichen Kreisen vor allem durch seine Zusammenarbeit mit Roman Jakobson bekannt, die u.a. zur Veröffentlichung der strukturalistischen Interpretation von Charles Baudelaire's *Les Chats* führte, welche zu einer wichtigen Grundlage für strukturalistische Literaturanalysen wurde. Aufbauend auf Lévi-Strauss' Konzeption entwickelten französische Strukturalisten seit den späten 1950er Jahren ein Funktionsmodell narrativer Texte, das die Ausarbeitung elementarer semantischer Paradigmen ermöglichte sowie Modelle strukturaler Erzähltextanalyse, die die internationale literaturwissenschaftliche Erzählforschung auf lange Zeit maßgeblich bestimmen sollte. Ende der 1960er Jahre wurden in Frankreich aber auch die ersten Diskussionen geführt, die auf eine Überwindung strukturalistischer Theoreme zielten und an Arbeiten von Roland Barthes, Julia Kristeva, Jacques Derrida und Michel Foucault gekoppelt waren. Der allmähliche institutionelle Aufstieg der späterhin als ‚poststruktural‘ bezeichneten Ansätze geht auf vielfältige Faktoren zurück - angefangen von der Förderung durch universitäre Mentoren aus der Fraktion nonkonformistischer Hegelianer und Marxisten, über veränderte institutionelle Rahmenbedingungen bis hin zum Generationswechsel und eine dadurch herbeigeführte Entwicklung von Denkstrategien, die Anregungen der Lacanschen Psychoanalyse und der semiologischen Konzepte Barthes' und Kristevas aufnahmen. Gefördert wurde die Durchsetzung des neuen Theorieangebots auch durch internationale Vernetzungen, Zeitschriften- und Verlagsgründungen. (Lepper 2005, 55-63).

Während der Strukturalismus bereits in den 1960er Jahren die italienische, amerikanische und deutsche Literaturwissenschaft erreichte, setzten sich poststrukturale Konzepte erst mit einiger Verzögerung durch. In den USA fand der französische Theorieimport zwar schon vor 1970 statt (bereits 1966 konnten sich amerikanische Literaturwissenschaftler auf dem Strukturalistenkongress in Baltimore über das neue Paradigma durch einen Vortrag Derridas aufklären lassen¹³), doch blieb die von empirischen Traditionen und analytisch ausgerichteten Schulen dominierte akademische Philosophie eher skeptisch. Noch 1977, als die *American Philosophical Association* ein Symposium zur *Philosophy of Jacques Derrida* veranstaltete und der Poststrukturalismus von der Gruppe der *Yale Critics* bereits im literaturwissenschaftlichen Bereich erprobt wurde, begegnete man dekonstruktivistischen Verfahrensweisen mit Reserviertheit (Lepper 2005, 66). Dabei war auch die amerikanische Literaturwissenschaft der 1960er Jahre gekennzeichnet durch eine sich anbahnende theoretische Wende. Der seit den 1950er Jahren vorherrschende *New Criticism* zeigte erste Auflösungserscheinungen. Ähnlich wie die Werkimmanenz in der Bundesrepublik hielt diese Richtung an der Autonomie des literarischen Kunstwerks fest. Sie vernachlässigte den historischen Kontext, und bevorzugte das Verfahren des *close reading*, um die Mehrdeutigkeit und semantische Spannung literarischer Werke zu erfassen und die Prinzipien zu bestimmen, welche die disparaten Elemente des Werks auf eine vermeintlich höhere Einheit führten. Da sich für eine solche Betrachtungsweise vor allem vielschichtige und hochartifizielle Texte anboten, war der Bezug auf einen begrenzten Kanon vorprogrammiert, der zunehmend als einengend und traditionalistisch wahrgenommen wurde. Kritik erfuhr der *New Criticism* auch wegen

¹³ Jacques Derrida: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Ders. (Hg.): *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt 1976 (frz. 1967).

der z.T. offen antidemokratischen Wertvorstellungen seiner Vertreter, die den wissenschaftlich-technischen Modernisierungsbewegungen ablehnend gegenüber standen. So machten sich auch innerhalb der amerikanischen Germanistik schon seit Anfang der 1960er Jahre Vorstöße zu einer historisch fundierten Interpretationsmethode bemerkbar, die zwar noch am *close reading* festhielt, jedoch der Historizität des Gegenstandes stärker zu entsprechen versuchte (Hohendahl 2005, 42).

Wie in der Bundesrepublik beförderte die in den USA um 1960 einsetzende Bildungsexpansion den Aufbau neuer Germanistikprogramme. Nach dem ‚Sputnik-Schock‘ von 1958 investierte die Politik massiv in Bildungsinstitutionen, u.a. in die Fremdsprachen-Abteilungen. Dies beförderte die Einwanderungswelle von Germanisten aus der Bundesrepublik, die auf bessere Berufsaussichten hofften und neue Ideen mitbrachten. Sie trugen zu einer Umorientierung in der amerikanischen Germanistik bei. Staatsgelder für Stipendien und Förderungsprogramme stockten die Zahl der Studierenden auf und erzeugten eine Phase der Euphorie, die bis zum Amtsantritt Richard Nixons 1969 anhalten sollte, als die Geldquellen wieder versiegten. Die Bemühungen der sich Ende der 1960er Jahre formierenden Reformbewegung, die auf eine Neustrukturierung der Universitäten drängte und in der Studentenbewegung neue Impulsgeber fand, konnte jedoch erst in den 1970er Jahren Erfolge verbuchen, als die Studentenunruhen längst vorüber waren (Hohendahl 2005, 50). Am Ende der Wachstumsperiode, als die große akademische Krise mit notorisch schlechtem Arbeitsmarkt und einem Überschuss von promovierten Literaturwissenschaftlern spürbar wurde, machte sich der theoretische Wandel bemerkbar. Marxismus und Strukturalismus wurden aus Europa importiert und führten in den Philologien zu neuen Paradigmen. Dabei nahmen die Philologien unterschiedliche Theorieangebote wahr. In der Germanistik fassten marxistische Positionen und die Kritische Theorie besonders schnell Fuß, in der Komparatistik und Romanistik Varianten der (post)strukturalistischen Theorie, namentlich die Arbeiten Foucaults. Semiotik, Strukturalismus, Poststrukturalismus und feministische Studien setzten sich in der amerikanischen Germanistik erst seit Beginn der 1980er Jahre durch, als aufgrund des Stellenstopps für deutsche Einwanderer der amerikanische Nachwuchs die universitären Positionen besetzte und eine Umorientierung in Gang brachte. (Köpke 1989, 62).

Spielte Frankreich aufgrund einer interdisziplinären Offenheit und internationalen Vernetzung der Intellektuellenszene und des Wissenschaftsbetriebs eine Sonder- und Vorreiterrolle für die theoretischen Umbrüche in den 1960er Jahren ein, so kann für USA und Bundesrepublik konstatiert werden, dass sie erst nachträglich und zwar im Zuge der Bildungsexpansion zu Theorieimporten gezwungen wurden. Die universitären Ausbau- und institutionellen Reformprogramme führten zunächst zu Unübersichtlichkeit und zum Profilverlust der Literaturwissenschaften. Erst in der produktiven Auseinandersetzung mit den Problemen wurden neue Konzepte ausgearbeitet, die schließlich den theoretischen Wandel einleiteten.

1. 4. 2 Marxistische Literaturforschung in der DDR

Auch in der DDR kam es in den 1960er Jahren zu einem institutionellen und konzeptuellen Wandel der Literaturwissenschaft. Nahezu zeitgleich mit der anlaufenden Reformphase in der Bundesrepublik wurde hier die ‚Dritte Hochschulreform‘ eingeleitet. Sie schuf zwischen 1965 und 1968 eine Reihe von Neuregelungen, die nicht nur dem Ziel dienten, Ausbildung und Forschung effizienter zu gestalten, sondern auch den Anforderungen der ‚wissenschaftlich-technischen Revolution‘ zu genügen. Bereits 1964 war von politischer Seite gefordert worden, dass die Gesellschaftswissenschaften „die Wechselbeziehungen zwischen technischer Revolution und den anderen gesellschaftlichen Bereichen, besonders solchen Bereichen wie Bildung und Kultur zu erforschen“ hätten.¹⁴ Nachdem

¹⁴ Kurt Hager: Probleme und Aufgaben der Gesellschaftswissenschaften nach dem 5. Plenum des ZK. In: Einheit 19. Jg., 4 (1964), 43-80, hier S. 44.

1965 das Gesetz über das »Einheitliche Sozialistische Bildungssystem« erlassen worden war, benötigte man qualifizierte Lehrkräfte, die das neue Schulsystem tragen sollten. Die institutionellen Veränderungen betrafen somit zum einen die Ausarbeitung neuer Studienpläne und die Neugliederung des Studiums. Zum anderen beförderten sie die Einrichtung von ‚Sektionen‘. Diese sollten an die Stelle von Fakultäten treten, um langfristige Aufgaben in Forschung und Lehre verwirklichen zu können und die Bearbeitung komplexer gesellschaftlicher Problemstellungen über Fächer- und Fakultätsgrenzen hinweg zu ermöglichen. Orientiert hatte man sich dabei am Modell naturwissenschaftlicher Großforschungseinrichtungen, die nach den Regeln der neuen Leitwissenschaft Kybernetik als selbst regulierende Systeme funktionieren sollten. An den meisten Universitäten der DDR wurden Sektionen gegründet, in denen die Germanistik mit Kunst- und/oder Kulturwissenschaften verbunden wurde. An der Berliner Humboldt-Universität entstand 1968 die Sektion „Philologien/Germanistik“, weil man Romanistik, Anglistik, Slavistik und Germanistik (deren Hauptaufgabe in der Lehrerausbildung bestand) institutionell vereinigen wollte. Hier sollte die marxistische Literaturtheorie als Grundlage für alle Philologien erarbeitet sowie die theoretischen Leitideen der Kybernetik auf das soziale Feld übertragen werden. Das Projekt scheiterte jedoch bald an der Skepsis gegenüber einer auf kybernetischer Grundlage basierenden Marxistisch-Leninistischen Organisationswissenschaft, die als Metatheorie dienen sollte, sowie an den unterschiedlichen Grundlagen und Ausbildungszielen der einzelnen Philologien. Eine einheitliche Lehre für angehende Lehrer, Diplomanden und Sprachmittler ließ sich kaum organisieren, und die Kommunikation mit den eigenen Fachbereichen wurde durch die theoretische Barriere eher erschwert als befördert. Bevor die Groß-Sektion 1973 aufgelöst wurde, hatten zudem namhafte Wissenschaftler wie der Anglist Robert Weimann, der Romanist Manfred Naumann und die Slavistin Nyota Thun die Humboldt-Universität verlassen und waren an das neugegründete Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften gewechselt (Boden 2005, 237).

Parallel zur Universitätsreform war es Ende der 1960er Jahre zu weitreichenden Veränderungen an der Berliner Akademie der Wissenschaften gekommen. Auch hier waren interphilologische Forschungsstrukturen geplant. 1969 gingen aus dem bisherigen Institut für deutsche Sprache und Literatur jeweils ein Institut für Literaturgeschichte und eines für Sprachwissenschaft hervor. Das *Zentralinstitut für Literaturgeschichte* (ZIL) unter der Leitung des Brecht-Forschers Werner Mittenzwei führte abseits vom universitären Betrieb Literaturtheorie unterschiedlicher Philologien zusammen und orientierte sich dabei explizit am internationalen Standard. Der 1969 herausgegebene Band *Positionen: Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie* umfasste literaturtheoretische Ansätze, die nicht nur das Realismus-Verdikt Lukács' in Frage stellten, sondern auch die Beschränkungen auf den klassischen Kanon aufbrachen und das Forschungsfeld über den nationalen Horizont hinaus öffneten.¹⁵ Die Sprengkraft dieses auch als Gründungsdokument des ZIL verstandenen Sammelbandes wird deutlich, wenn man sich die theoretisch-konzeptuellen Entwicklungen in der DDR-Literaturwissenschaft seit den 1950er Jahren anschaut. (Boden 2004, 34-50).

Im Unterschied zur dominanten Stellung der Werkimmanenz in der Bundesrepublik hatte sich in der DDR der Marxismus als Leitdiskurs der Literaturwissenschaft bis zum Ende der 1950er Jahre weitgehend durchgesetzt. Mittels staatlicher Lenkung waren abweichende ‚bürgerliche‘ Positionen größtenteils verdrängt worden, so dass sich der Wissenschaftsprozess als ein von der Parteibürokratie gesteuertes Unternehmen gestaltete. Das heißt aber nicht, dass Differenzierungsprozesse in der DDR-Literaturwissenschaft nach 1960 ausgeblieben wären. Theoriegeschichtlich lässt sich auch hier von einer den Umbruch vorbereitenden Phase sprechen, denn in den späten sechziger Jahren begann die Ausarbeitung einer eigenen Variante der Rezeptionsästhetik auf historisch-materialistischer Grundlage. Dieses Theoriemodell ist als der einzige Paradigmenwechsel in der DDR-Literaturwissenschaft bezeichnet worden (Rosenberg 2000a, 174). Seine Impulse reichten bis zum Ende der 1980er Jahre. Wie kam es zu dieser Neuorientierung innerhalb der marxistischen Literaturwissenschaft?

¹⁵ Werner Mittenzwei (Hg.): *Positionen. Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie in der DDR*. Leipzig 1969.

Wurden in den 1950er und 1960er Jahren vor allem jene Positionen ausgebaut, die Teile des bürgerlichen Literaturerbes unter dem Paradigma der Realismus-Theorie in das sozialistische Weltbild integrierten und damit den bildungsbürgerlichen Kanon unter marxistischen Vorzeichen restituieren, kam es seit Mitte der 1960er Jahre ähnlich wie in der Bundesrepublik zu einer stärkeren Einbeziehung bisher ausgegrenzter Literatur, insbesondere jener der linken Avantgarden. Dies wurde ermöglicht durch eine kritische Auseinandersetzung mit der in den 1930er Jahren von Georg Lukács ausgearbeiteten Realismus-Theorie. Lukács hatte einen normativen Realismus-Begriff zugrunde gelegt, nach dem Literatur die konkrete Abbildung der Realität in ihrem revolutionären Werdegang liefern sollte. Literarischen Texten, die dieser Vorgabe nicht genügten, insbesondere jenen der literarischen Avantgarde, begegnete Lukács mit dem ‚Formalismus‘ - Vorwurf. In ihrem Versuch, den restriktiven Kanon in den 1960er Jahren aufzubrechen, konnten sich Literaturwissenschaftler auf Brecht berufen, der die Realismus-Definition selbst des Formalismus bezichtigte und vorschlug, das Prädikat ‚realistisch‘ unabhängig von den verwendeten künstlerischen Mitteln für solche Kunstwerke zu gebrauchen, die der realen Situation angemessenes Handeln anregten. 1967 griff Werner Mittenzwei die *Brecht-Lukács-Debatte* auf und führte Brechts Kunstkonzeption als alternative marxistische Ästhetik ein.¹⁶ Das Konzept ermöglichte nicht nur eine Dekanonisierung des Gegenstandsbereichs, sondern eröffnete auch eine Überwindung der Wertehierarchie traditioneller Werkästhetik, weil es statt auf ‚Widerspiegelung‘ gesellschaftlicher Zustände durch Literatur zu setzen, eine auf die Funktion der Literatur im gesellschaftlichen Prozess zielende Betrachtungsweise bevorzugte. So lässt sich die Einbeziehung der Brechtschen Position Ende der 1960er Jahre als „innermarxistischer Pluralisierungseffekt“ bezeichnen, der einer bereits vorher schon durch Werner Krauss oder Hans Mayer vertretenen sozialgeschichtlichen Ausrichtung neue Impulse gab (Rosenberg 2000a, 174). Der Romanist und Aufklärungsforscher Werner Krauss hatte eine Einbeziehung nicht nur des literarischen Publikums, sondern auch der Geschichte der Buchproduktion und des gesamten literarischen ‚Lebens‘ gefordert und zugleich die radikale Grenzziehung zwischen den Nationalliteraturen in Frage gestellt. Das Konzept eines erweiterten Literaturbegriffs betraf auch die Erforschung literarischer Anteile des Films, der Hörspiel- und Fernsehproduktionen. Schaut man sich die Veröffentlichungen in den *Weimarer Beiträgen*, einem der wichtigsten literaturwissenschaftlichen Publikationsorgane in der DDR an, so lassen sich für die ausgehenden 1960er Jahre vielfältige Formen der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Medien finden. Das Hauptinteresse bestand in der Erforschung ihrer Produktionsbedingungen, ihrer ästhetischen Wirkungsformen und der an sie gerichteten Rezeptionsbedürfnisse. Zudem bildete sich im Laufe der 1960er Jahre eine marxistische Literatursoziologie heraus, die empirisch-soziologische und sozialpsychologische Methoden (wie Leserbefragungen, Dokumentenanalyse und soziale Experimente) mit Kultur- und Kunsttheorie vereinte und literarische Kommunikationsprozesse in der ‚Literaturgesellschaft‘ auf ihre Produktions-, Distributions- und Rezeptionsbedingungen untersuchte. In den Blick gerieten neue Wissenschaftszweige wie Linguistik, Zeichentheorie und Kybernetik, deren Potential für literaturwissenschaftliche Fragestellungen genutzt werden sollte. (Saadhoff 2006, 293).

Aufgrund des wachsenden Verwissenschaftlichungsdrucks fühlten sich führende Fachvertreter der Philologien aufgefordert, über eine eigene methodische Fundierung ihrer auf das Verhältnis von Leser und Werk gerichteten Forschung nachzudenken. Die alleinige Kompetenz der empirischen Literatursoziologie für Fragen der Rezeption und Wirkung von Kunst wurde aus guten Gründen in Frage gestellt. In der Folge wurde am ZIL unter der Leitung des Romanisten Manfred Naumann ein rezeptionsästhetisches Konzept erarbeitet, das in den 1970er Jahren eine exponierte Stellung innerhalb der DDR-Literaturwissenschaft einnehmen sollte. Die Gründe dafür liegen ebenso in der überzeugenden Konzeptionierung dieses Ansatzes wie auch in der internationalen Anschlussfähigkeit des neuen Paradigmas, das zudem zeitgleich in der Bundesrepublik entwickelt wurde. Darüber hinaus konnte die Rezeptionsästhetik an die ‚Erbe‘-Debatte anknüpfen und sich im Gegensatz zu kybernetischen,

¹⁶ Werner Mittenzwei: Die Brecht-Lukács-Debatte. In: Sinn und Form 19. Jg., 1 (1967), 235-269.

informationstheoretischen und empirischen Ansätzen innerhalb der historisch arbeitenden Philologien mit ihrem Fokus auf die gesellschaftliche Bedingtheit ästhetischer Wirkungsprinzipien besser behaupten als empirische Ansätze (Danneberg/Schernus/Schönert 1995, 697ff.).

Zu den Faktoren, die diese Neuorientierung der DDR-Literaturwissenschaft bewirkten, gehören nicht nur die beschriebenen wissenschaftsimmanenten Kriterien, sondern auch die unter politischem Drucks beförderten institutionellen Umbauten. So war die Gründung des ZIL an der Akademie der Wissenschaften auch eine Reaktion auf die Protestbewegungen in den USA, Westeuropas und der CSSR. Mit seiner Errichtung sollte staatlicherseits zur innenpolitischen Stabilisierung beigetragen werden, indem man Teile der Wissenschaft einheitlicher organisierte, institutionell zusammenfasste und somit besser unter Kontrolle bringen konnte. Zugleich jedoch schuf diese Institutionalisierung, da sie wissenschaftliches Arbeiten fernab von Lehrverpflichtungen und Erziehungsfunktionen ermöglichte, auch den Rahmen für eine Aufarbeitung und Umsetzung internationaler Theoriestandards. Das Projekt *Gesellschaft – Literatur – Lesen*, das 1969 unter dem Titel „Sozialistische Kultur des Lesens. Lektüre als Element der Literaturverhältnisse im entwickelten gesellschaftlichen System des Sozialismus“ und mit dem Anspruch einer langfristigen Zusammenarbeit zwischen Ästhetikern, Kunstwissenschaftlern, Psychologen, Soziologen, Semiotikern und Kybernetikern geplant und begonnen wurde, hat die konzeptuelle Neuorientierung einzulösen versucht und auch zu einem intensiven Austausch zwischen Ost und West geführt (Boden 1997, 267f.).

Deutlich dürfte geworden sein, dass die literaturwissenschaftliche Entwicklung in der DDR trotz ihrer spezifisch marxistischen Ausrichtung keineswegs von den sich auf internationaler Ebene vollziehenden institutionellen und konzeptuellen Umbrüchen der Endsechziger Jahre abgekoppelt war. Bei allen Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland lassen sich Übereinstimmungen feststellen, die nicht nur den Umbau des Hochschulsystems, die Überwindung nationalliterarischer Begrenzungen, die Kooperationsbereitschaft mit anderen Wissenschaftsbereichen und die Etablierung neuer Wissenschaftsstandards betreffen, sondern auch die Öffnung der literarischen Gegenstandsfelder und die Konzeption von Theorien und Verfahrensweisen, die dem erweiterten Untersuchungsbereich Rechnung trugen. So konnten sich sozialgeschichtliche und rezeptionsästhetische Ansätze als international anschlussfähige Paradigmen zeitgleich in Ost und West ausbilden und die Literaturwissenschaft in den nächsten Jahren entscheidend prägen. Andererseits hat sich die strukturalistische Richtung im Unterschied zu Westdeutschland in der Literaturwissenschaft der DDR nie durchsetzen können, da Literatur- und Sprachwissenschaft institutionell getrennt blieben und eine Übernahme dieser als ‚objektivistisch‘ und ‚bürgerlich‘ denunzierten Verfahren aus der Linguistik nicht erwünscht war. Blieb demnach die ostdeutsche Literaturwissenschaft trotz vorsichtiger Pluralisierungseffekte dem marxistischen Leitdiskurs verpflichtet, so konnte sich in der Bundesrepublik um 1970 ein breites Methodenspektrum ausbilden, das die literaturwissenschaftliche Forschung über Jahrzehnte bestimmen sollte.

1. 4. 3 Institutionelle und fachliche Ausdifferenzierung in der Bundesrepublik bis 1990

Hochschulneugründungen

Die sozial- und bildungshistorische Situation, die für die ausgehenden 1960er Jahre bereits skizziert wurde, prägte in großem Maß auch die Literaturwissenschaft der frühen 1970er Jahre. Bestimmend waren drei Faktoren: Die Zahl der Studierenden stieg stetig an, dem wissenschaftlichen Nachwuchs wurden aufgrund des Hochschulausbaus Karrierechancen wie nie zuvor eröffnet, die Aussichten der Lehramtskandidaten waren besser als früher, denn die Nachfrage nach gut qualifizierten Deutschlehrern schien an den von geburtenstarken Jahrgängen bevölkerten Schulen der Bundesrepublik auf Jahre gesichert zu sein. Die Bildungsexpansion der 1960er Jahre setzte sich in einer Universitätsgründungswelle in den 1970er Jahren fort: Neugründungen waren die Universitäten Augsburg, Bayreuth,

Bamberg und Passau in Bayern, die Universität Trier in Rheinland-Pfalz, die Gesamthochschulen Duisburg, Essen, Paderborn, Siegen und Wuppertal in Nordrhein-Westfalen, in Hessen die Gesamthochschule Kassel, in Niedersachsen die Universitäten Osnabrück und Oldenburg und die Neugründung der Universität in Bremen. In den 1970er Jahren verdoppelten sich an den Instituten für Germanistik die Zahl der Professorenstellen. Zeitgleich fand ein fachlicher Ausdifferenzierungsprozess statt. Neben den traditionell vertretenen Lehrstühlen für Neuere deutsche Literatur und althochdeutsche, mittelhochdeutsche/neuhochdeutsche Literatur wurden spezielle Professuren für Sprachwissenschaft/Linguistik, Komparatistik, Sozialgeschichte der Literatur und Fachdidaktik eingerichtet. Auch im akademischen Mittelbau vollzog sich eine Umstrukturierung. Die Zahl der wissenschaftlichen Assistenten nahm zwar kaum zu, doch wurden zahlreiche Stellen für Beamte mit hohem Lehrdeputat geschaffen, die den wesentlichen Teil des Lehrbetriebs übernahmen. Mitte der 1970er Jahre erfolgte jedoch ein Ausbaustopp, der zu einer personellen und finanziellen Unterversorgung der Fächer führte, die bis heute nicht abgebaut wurde. Im Laufe der 1970er und 1980er Jahre kam es zu einer „Enthomogenisierung“ des Faches, denn je nach Hochschule, Institut und Lehrveranstaltung wurden die Studierenden mit verschiedenen Theorien und methodischen Zugriffen konfrontiert und absolvierten ihr Studium unter sehr unterschiedlichen strukturellen und seit Mitte der 1970er Jahre unter „generell verschlechterten Rahmenbedingungen“ (Zymek 2000, 109).

Die Existenz unterschiedlicher Hochschulmodelle in den 1970er Jahren trug zu Veränderungen in der literaturwissenschaftlichen Wissensvermittlung bei: So sah das ‚Bremer Modell‘ vor, „Wissenschaft in sozialer Verantwortung und zum Nutzen der Gesellschaft“ zu betreiben (Jäger 2005, 111). Für die philologischen Fächer hieß das, die Verbindung zwischen Universität und Schule zu stärken. Vom ersten Semester an wurde die Zusammenarbeit zwischen Schul- und Hochschullehrern angesteuert. Studierende sollten von Beginn an Unterrichtspraxis erwerben und am Lehrerkollegium beratend teilnehmen. Diese einphasige Lehrerausbildung, die ohne Referendariatszeit auskam, erforderte neue Lehrprogramme. Dementsprechend wurde ein sog. ‚Projektstudium‘ etabliert, bei dem Lehrer und Hochschullehrer, Schüler und Studierende gemeinsam Themen und Probleme erarbeiteten und in die Schulen brachten. Das Projektstudium scheiterte jedoch bald aufgrund der Widerstände vieler Lehrerkollegien, der pädagogischen Defizite in der Dozentschaft und unzureichender wissenschaftlicher Kenntnisse der Studierenden. Ein anderes Modell basierte auf dem bereits genannten ‚Rhedaer Memorandum‘, das an den Universitäten Konstanz und Bielefeld erprobt wurde. Es beinhaltete die Option, statt der traditionellen Philologien Literaturwissenschaft *oder* Linguistik jeweils in Kombination mit einer Fremdsprache oder Deutsch zu studieren (Vgl. III.1.4.1.1). Schon Mitte der 1970er Jahre beschlossen jedoch die Kultusministerien, die traditionellen Einzelphilologien zu re-etablieren, da sich die Trennung von ‚Linguistik‘ und ‚Literatur‘ in der Schule nicht durchsetzen ließ. Am wirksamsten konnte das sog. Dreiermodell werden, das die Unterteilung der Philologien in Linguistik, Ältere und Neuere Literatur vorsah.

Neue Formen der Lehre und veränderte Seminarprogramme. Die Auseinandersetzungen um neue Lehr- und Lernformen, die im Zuge der Studentenbewegung nach 1968 an den Universitäten geführt wurden, betrafen vor allem das Problem der ‚Gruppenarbeit‘. In einigen neugegründeten Universitäten wurde die Vorlesung als Lehrveranstaltung abgeschafft, weil sie einem Teil der Studierenden und Lehrenden als hierarchische Form der Wissensvermittlung suspekt erschien. Gleichzeitig wurde überlegt, wie Seminargrößen reduziert werden konnten, welches Maß an Unterstützung Studierende zur Selbstorganisation ihres Wissenserwerbs erhalten sollten und welche Arbeitsformen für eine wissenschaftlich produktive Zusammenarbeit zwischen Lernenden und Lehrenden vorzuziehen seien. Unter Rekurs auf gesellschaftskritische Einsichten der Sozial- und Lernpsychologie wurde ‚Kleingruppenarbeit‘ installiert. Sie erfolgte in sogenannten Tutoraten und erhielt Unterstützung nicht nur durch Lehrende des Mittelbaus, sondern wurde auch von außeruniversitären Einrichtungen wie der VW-Stiftung gefördert, die 1968 ein Tutorenprogramm zur „Verbesserung der Ausbildungssituation in Massenfächern“ ausgeschrieben hatte. Die guten Erfahrungen mit solchen Tutoraten führten nach 1970 schließlich auch unabhängig von der Bewilligung der Tutorenstellen zu einer weit verbreiteten Praxis des ‚Gruppenunterrichts‘. An manchen Orten wurde ein Studienreformmodell konzipiert, bei dem mehrere, gemeinsam von Lehrenden und Studierenden geplante und

aufeinander abgestimmte Seminare als eigener Veranstaltungstyp angeboten wurden. In Freiburg liefen diese Unterrichtsformen unter dem Namen ‚Koordinierte Lehrveranstaltungen‘ (Herrmann 2005, 91f.). In Bielefeld wurden Seminare nicht in Semesterwochenstunden organisiert, sondern als 60- oder 100-Stunden-Blöcke. Über drei bis fünf Wochen dominierte ein bestimmtes Thema an vier Tagen der Woche das Lehrprogramm. Dieses ‚Team-Teaching‘ wurde für effizient befunden, weil es Lehrende und Studierende über einen längeren Zeitraum an einen thematischen Rahmen band, der mit wenig Unterbrechungen intensiv ausgelotet wurde (Vogt 2005, 150). Die unterschiedlichen Reformmodelle funktionierten meist so lange, wie der Enthusiasmus der mit neuen Leistungsanforderungen konfrontierten Lehrenden und der Drang nach Selbstbestimmung unter den Studierenden anhielt. Ende der 1970er Jahre ließ sich an vielen Hochschulen ein Abflauen der ‚Aufbruchsstimmung‘ konstatieren. Das Studium wurde durch geregelte Studiengänge, Numerus Clausus und Studienzeitebegrenzungen in höherem Maße reglementiert. Der Beginn massiver Stellenstreichungen gerade auch im Bereich der literaturwissenschaftlichen Institute leitete das Ende der Reformzeit ein. Um 1980 gehörten Diskussionen über die angeblich entbehrliche Rolle der ‚Geisteswissenschaften‘ in der Bundesrepublik zum allgemeinen Krisendiskurs, der nicht nur an den Universitäten, sondern auch in der Öffentlichkeit geführt wurde.

Dennoch schuf die Reformphase gerade für die Ausprägung neuer Lehrinhalte eine wesentliche Grundlage. Das lässt sich deutlich an den Vorlesungsverzeichnissen unterschiedlicher Universitäten ablesen. Nicht nur an den literaturwissenschaftlichen Instituten der neugegründeten Hochschulen machten sich seit Anfang der 1970er Jahre markante Verschiebungen bemerkbar. Auch traditionelle Universitäten, welche die Turbulenzen der Achtundsechziger-Unruhen relativ unberührt überdauerten, zeigten Veränderungen. Vielerorts wurde der Literaturkanon aufgebrochen: Science Fiction, politische Literatur, Publizistik und visuelle Medien wurden als Untersuchungsgegenstände einbezogen, vernachlässigte Gebiete wie Vormärz und DDR-Literatur gerieten in den Focus. Neue Herangehensweisen wie marxistische und psychoanalytische Literaturanalyse, Literatursoziologie, Rezeptionsästhetik sowie strukturalistische und kommunikationstheoretische Fragestellungen avancierten zu Unterrichtsthemen. Die Neugründungen unterschieden sich von den bestehenden Universitäten jedoch hinsichtlich der politischen Ausrichtung ihrer Lehrinhalte. Hier konnte es vorkommen, dass ‚linke‘ Assistenten und akademische Räte gemeinsam mit den DKP-dominierten Studentenvertretungen die Institute ‚übernahmen‘, wie es z.B. vom germanistischen Institut Marburg (Herrmann 2005, 97) oder vom Studiengang „Kommunikation und Ästhetik“ in Bremen (Vietta 2000, 39f.) berichtet wird. Bis zum Ende der 1970er Jahre dominierten an solchen Instituten Lehrveranstaltungen mit dem Schwerpunkt Literatursoziologie oder Sozialgeschichte der Literatur, die größtenteils historisch-materialistisch fundiert waren und aktuell politische Themen erschlossen (Rosenberg 2000, 93f.). Im selben Zeitraum zeigten sich Tendenzen einer verstärkten Didaktisierung der Wissenschaft. So folgte der literaturwissenschaftliche Fachbereich an der 1971/72 gegründeten Gesamthochschule Kassel den Leitvorstellungen der hessischen Bildungspolitik, die Integration, Chancengleichheit und Praxisbezug forderte. Hier stieg die Zahl der medienorientierten und linguistisch informierten Veranstaltungen (Vietta 2000, 41-43). Traditionelle Universitäten boten im Unterschied zu den Reformuniversitäten neben neuen Themen weiterhin autor- und werkzentrierte Seminare zur Literatur der Klassik, Romantik und des 19. Jahrhunderts an. Eine Studie zum germanistischen Lehrbetrieb in der Bundesrepublik von 1975 belegt die oft unterschätzte Beharrungskraft traditioneller Lehrinhalte zu Beginn der 1970er Jahre. Sie konstatiert zwar die Einführung neuer Theorien (Psychoanalyse, Literatursoziologie und Rezeptionsästhetik) sowie eine Einbeziehung von Gegenwartsliteratur und medienkritischer Untersuchungen, doch wird allgemein ein Festhalten an der herkömmlichen Autor- und Werk-Perspektivierung festgestellt.¹⁷

Während bis 1980 Medien- und Geschlechterthemen hauptsächlich aus gesellschaftskritischer Sichtweise unterrichtet wurden, finden sich nach 1980 neue theoretische Akzentuierungen. Vereinzelt gab es Mitte der 1980er Jahre

¹⁷ Gerhard Sauder: Was lehren die Germanisten? Tendenzen der germanistischen Lehre an Universitäten und Pädagogischen Hochschulen der Bundesrepublik. In: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 22. Jg., 1 (1975), 11.

diskursanalytisch orientierte Seminare zur Medienwissenschaft (z.B. in Freiburg) oder dekonstruktivistische Lektüren (z.B. am Komparatistik-Institut der FU Berlin). Von einer Etablierung poststrukturalistischer Theorieangebote auf der Lehrebene kann für die Zeit vor 1990 allerdings nicht gesprochen werden. Bis Ende der 1980er Jahre überwogen Veranstaltungen, die in ihrer kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Orientierung eine Fortführung sozialhistorischer Arbeiten erkennen ließen.

Theorie- und Methodendiskussionen

Ab 1970 erschienen in rascher Folge Publikationen, die die Theorie- und Methodendiskussion bündelten und systematisierten. Den Auftakt machte der 1969 von Jürgen Kolbe publizierte Band *Ansichten einer künftigen Germanistik*. Die zahlreichen Auflagen (bis 1973 fünf Auflagen bei Hanser, die sechste Auflage brachte der Ullstein-Verlag heraus) belegen, dass ein Bedürfnis nach konzeptueller Klärung existierte. 1973 folgten die *Neuen Ansichten einer künftigen Germanistik*. Bot der erste Band einen bloßen Überblick über die sich abzeichnenden neuen Richtungen des Materialismus, der Soziologie, des Strukturalismus und der Rezeptionsästhetik, so vertraten die Autoren 1973 schon selbstbewusster die erprobten neuen Ansätze und bezogen Stellung gegenüber Maximalpositionen, die sowohl im Bereich linguistischer als auch marxistischer Literaturwissenschaft aufgefunden wurden. Im Grunde verstand sich die Publikation als „Plädoyer für eine sozialgeschichtlich, materialistisch orientierte Literaturwissenschaft“, die sich auch in der Analyse von Massenmedien zu schulen habe.¹⁸ So ging es in den Beiträgen um „Probleme einer Sozial- und Rezeptionsgeschichte der Literatur“, um die „Kritik der Linguistik“ und um Funktionen der Literaturwissenschaft als „Kommunikationswissenschaft“.

Eine Systematisierung und historische Situierung der unterschiedlichen Ansätze unternahmen auch die 1971 von Germanisten der Tübinger Universität herausgegebenen Arbeitsbücher zur *Methodendiskussion* sowie der von Viktor Žmegac im selben Jahr erschienene Band *Methoden der deutschen Literaturwissenschaft*. Er versammelte repräsentative Texte der Theorie- und Methodengeschichte - angefangen von Wilhelm Scherers programmatischen Entwürfen zur Literaturgeschichte über Emil Staigers „Musteroetik“ bis zu Manfred Bierwischs Linguistikkonzeption und den rezeptionshistorischen Untersuchungen Harald Weinrichs. Integrative Bemühungen verfolgten der 1975 publizierte Aufsatzband *Arbeitsfeld: Materialistische Literaturtheorie* von Klaus-Michael Bogdal, Burkhardt Lindner und Gerhard Plumpe und der Band *Methodische Praxis der Literaturwissenschaft* von Dieter Kimpel und Beate Pinkerneil. Ersterer betonte die Verknüpfung einer materialistisch orientierten Literaturbetrachtung mit semiotisch fundierten Kategorien der Literaturanalyse, um der Spezifik des Literarischen zu genügen. Letzterer beanspruchte, die Leistungsfähigkeit unterschiedlicher Interpretationsmodelle (Hermeneutik, historisch-materialistische Verfahren, Sozialpsychologie, Rezeptionsästhetik) und strukturalistischer Ansätze an exemplarischen Gegenständen zu überprüfen.

Die Vermittlungsversuche reagierten auf ein Problem, das im Laufe der 1970er Jahre immer stärker zum Tragen kam: Die beschriebene, durch Theorieschübe aus Soziologie, Kritischer Theorie und Linguistik beförderte Methodologisierung der Literaturwissenschaft war an die Stelle kultureller Orientierungs- und Deutungsfunktionen getreten, von denen sich die modernisierte Literaturwissenschaft verabschiedet hatte. Anfangs wurde die ‚Szientifizierung‘ noch emphatisch als ‚Kulturrevolution‘ gefeiert. Doch trat bald Ernüchterung ein. Denn die konkurrierenden Methoden entwickelten sich rasant, waren kaum noch vermittelbar und wurden allgemein als Unübersichtlichkeit und Desorientierung von Lehre und Forschung wahrgenommen. Dies brachte nach 1975 vermehrt Krisenszenarien hervor. Die Krisendiagnosen korrespondierten Debatten, in denen ein Bedeutungsverlust der Geisteswissenschaften beklagt wurde. 1978 konstatierte Otto Pöggeler, Mitherausgeber einer Publikation mit dem programmatischen Titel *Geisteswissenschaft als Aufgabe*, dass „die Geisteswissenschaften zehn Jahre der Krise hinter

¹⁸ Jürgen Kolbe (Hg.): *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. München 1973, 10.

sich“ hätten.¹⁹ Geisteswissenschaftliche Forschung musste sich zunehmend der grundsätzlichen Frage stellen, ob sie in der vorwiegend technisch orientierten Welt überhaupt noch Berechtigung habe. Die Legitimationsprobleme führten in den einzelnen geisteswissenschaftlichen Fächern zu immer neuen Diskussionen über den gesellschaftlichen Wert der eigenen wissenschaftlichen Praxis. Das erhöhte Krisenbewusstsein in der Literaturwissenschaft manifestierte sich in Selbstreflexionsschriften, die seit 1975 mit auffälliger Regelmäßigkeit eine „Krise im Selbstverständnis“ einer „unsicher gemachten Disziplin“ beschrieben²⁰ und über das „Elend der Literaturwissenschaft an der Universität“ klagten²¹. In den 1980er Jahren finden sich in verstärktem Maße Bemühungen, die „Unentbehrlichkeit der Literaturwissenschaft“, ihre „Existenzberechtigung“ und „gesellschaftliche Relevanz“ herauszustellen sowie über Perspektiven des Fachs nachzudenken.²² Kompensiert werden musste nicht nur der Verlust kultureller Deutungsfunktionen, sondern auch die Tatsache, dass die Ausbildung von Lehrern aufgrund verminderter Berufschancen keine ausreichende Absicherung des Faches mehr bot. Es gab verschiedene Antworten auf das Legitimationsproblem. Einerseits suchte man nach neuen Leistungsbeziehungen in einer veränderten ‚Kommunikationslandschaft‘. So sollte Literaturwissenschaft zu einer Dienstleistungswissenschaft ausgebaut werden, indem man ihr neue Aufgabenfelder zuwies: „Aktivierung interessengeleiteter Handlungsfähigkeit“, „Verbesserung alltäglicher intersubjektiver Verständigungsprozesse“ oder „Förderung der Selbstreflexion und der personalen und sozialen Identitätsbildung“.²³ Ein anderes Umgangsmodell mit dem Legitimationsproblem boten poststrukturalistische Ansätze, die um 1980 allmählich Einfluss gewannen. Sie verfolgten eine neuerliche Auratisierung der Kunst durch Konzepte, die ‚Literatur‘ zum ‚Gedächtnis für das Verdrängte‘ der Sprache machten und mittels einer dekonstruktivistischen Lektüre die Fundamente der Sinnproduktion hinterfragten. Gemäß ihrer Ablehnung des Eindeutigen und Systematischen verabschiedeten sie die Vorstellung von einer fortschreitenden ‚Szentifizierung‘ und ‚Methodologisierung‘ der Literaturwissenschaft. Als Reaktion auf diese Entwürfe verstärkten sich wiederum Bemühungen, einerseits mit traditionellen Mitteln der Hermeneutik und andererseits durch die Aufnahme neuer diskursanalytischer Verfahren ehemals gewonnene Positionen weiter zu entwickeln. Mit dem Ende der 1980er Jahre gelangte der Methodenpluralismus also keineswegs an ein Ende. Vielmehr gestaltete sich die Situation der Literaturwissenschaft weiterhin unübersichtlich.

Vor dem Hintergrund der hier in groben Zügen skizzierten institutionellen Rahmenbedingungen sollen nun in den folgenden Abschnitten die wichtigsten konzeptuellen Veränderungen der 1970er und 80er Jahre vorgestellt werden. Die Wahl der Theoriestränge *Literatursoziologie – Sozialgeschichte der Literatur*, *semiotisch-strukturalistische Theorien*, *Rezeptionsästhetik* und *poststrukturalistische Ansätze* folgt den Systematisierungen zeitgenössischer und fachgeschichtlicher Darstellungen, trägt aber notwendigerweise vereinfachende Züge. Da es vielfache thematische Vernetzungen zwischen den einzelnen Theorien gibt, werden an einigen Stellen Wiederholungen unvermeidbar sein. Die Darstellung berücksichtigt unterschiedliche Aspekte: Sie benennt die jeweiligen Traditionslinien und außerdisziplinären Wissensbestände, an die angeschlossen wurde, sie zeigt die unterschiedlichen theoretischen

¹⁹ Hellmut Flashar/Nikolaus Lobkowitz/Otto Pöggeler (Hg.): *Geisteswissenschaft als Aufgabe. Kulturpolitische Perspektiven und Aspekte*. Berlin/New York 1978, 7.

²⁰ Karl Tober: Die literarische Wertung. Zur Krise im Selbstverständnis der Germanistik. In: *JbIG* 2. Jg., 4 (1976), 318-32; Armin Paul Frank: *Literaturwissenschaft zwischen Extremen – Aufsätze und Ansätze zu aktuellen Fragen einer unsicher gemachten Disziplin*. Berlin/New York 1977, 1-13.

²¹ Gert Mattenklott: Erbkrankheiten. Vom Elend der Literaturwissenschaft an der Universität. In: *Kürbiskern* 2 (1977), 63-70.

²² Jörg Drews: Der erschütterte Sinn und der Tanz der Perspektiven. Zur Lage der Literaturwissenschaft. In: *Merkur* 39. Jg. (1985), 922-928; Hans-Jürgen Bachorski: Über die Unentbehrlichkeit der Literaturwissenschaft. Gängige Einwände und hartnäckige Selbstbehauptungen. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 33. Jg., 4 (1986), 418; Eva Neuland: Zwischen Adaption und Innovation. Anmerkungen zur gesellschaftlichen Relevanz der Germanistik. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 33. Jg., 4 (1986), 34-40; Gerhard Fuchs: Krise der Germanistik? Zur Existenzberechtigung der Literaturwissenschaft. In: *Informationen zur Deutschdidaktik* 11. Jg., 3-4 (1987), 38-41.

²³ Jürgen Förster/Eva Neuland/Gerhard Rupp (Hg.): *Wozu noch Germanistik? Wissenschaft, Beruf, kulturelle Praxis*. Stuttgart 1989, 9.

Ausprägungen und sich eröffnenden Arbeitsfelder in einzelnen Ländern auf, und sie verweist auf die Instanzen der Übertragung, Verbreitung und Ausdifferenzierung der jeweiligen Theorien im deutschsprachigen Wissenschaftssystem.

1. 4. 4 Neue Ansichten: Szientifizierung und gesellschaftliche Relevanz

Literatursoziologie – Sozialgeschichte der Literatur

Literatursoziologische Ansätze nahmen gesellschaftliche und soziokulturelle Bedingungen der Produktion und Rezeption von Literatur, der Textkonstitution und/oder der Entwicklung literarischer Gattungen in den Blick. Sie konnten auf eine längere Tradition zurückblicken. Denn bereits im Zusammenhang mit der Herausbildung der Sozialwissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden soziologische Betrachtungsweisen in die Literaturwissenschaft eingeführt. Der Anglist und ‚Geschmackssoziologe‘ Levin L. Schücking fragte schon 1913 danach, was die „verschiedenen Bildungsschichten“ zu bestimmten Zeiten lesen bzw. warum „gewisse Werke“ rezipiert werden, und forderte dazu auf, „jede Periode“ und „jedes Volk [...] nach besonderen soziologischen Gesichtspunkten zu gruppieren“.²⁴ Als frühe Versuche literatursoziologischer Betrachtung können einerseits die sozialgeschichtlichen Untersuchungen Arnold Hirschs, die bewusstseinsgeschichtliche Konzeption Leo Löwenthals und die marxistisch grundierte Forschung Alfred Kleinbergs gelten.²⁵ Andererseits bemühte sich die Soziologie, Literatur als gesellschaftliches Faktum zu analysieren und in eine Soziologie der Gesellschaft einzubinden. Sie grenzte sich von ästhetischen Wertungsfragen ab und definierte Kunst als „soziales Gebilde“. Auf dem Deutschen Soziologentag 1930 stellte Leopold von Wiese dieses Programm einer zukünftigen Kunst- und Literatursoziologie vor.²⁶ Neben der dominierenden geistesgeschichtlichen Richtung nahm Literatursoziologie innerhalb der Literaturwissenschaft bis 1933 eher eine randständige Position ein. Ihre Vertreter gingen nach 1933 zumeist ins Exil. In Deutschland gab es hingegen Bemühungen, Literatursoziologie in eine völkische Literaturbetrachtung zu überführen, was dazu beitrug, dass die Forschungstradition nach 1945 zunächst einmal abbrach.²⁷ Erst seit den 1950er Jahren (und zwar in Ostdeutschland eher als in der Bundesrepublik) rückten die frühen literatursoziologischen Ansätze zögerlich wieder ins Blickfeld. Einerseits wurde das empirisch-positivistische Konzept von Wieses wieder aufgegriffen, andererseits orientierte man sich im Zuge der Marxismus-Rezeption der 1960er Jahre an materialistischen und gesellschaftskritischen Theorien.

Empirische, marxistische und systemtheoretische Ansätze. Als Klassiker einer empirischen Literatursoziologie im deutschsprachigen Raum der Nachkriegszeit können die seit Ende der 1950er Jahre erschienenen Schriften von Alphons Silbermann (Kunst im Fischer Lexikon Soziologie, 1958), Robert Escarpit (Das Buch und der Leser, 1961) sowie von Hans Norbert Fügen (Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden, 1964) bezeichnet werden. Zugrunde lag diesen Ansätzen ein Literaturbegriff, der in bewusster Abgrenzung von marxistischen Prämissen die Wertsphäre der Kunst ausblendete und sich an den Methoden der empirischen Sozialforschung

²⁴ Levin L. Schücking: Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte. Ein Versuch zu einer neuen Problemstellung. In: GRM 5. Jg., (1913), S. 561-577, hier S. 564, 566.

²⁵ Arnold Hirsch: Soziologie und Literaturgeschichte. In: Euphorion 29. Jg., (1928), 74-82; Leo Löwenthal: Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur. In: Zeitschrift für Sozialforschung 1. Jg., (1932), 85-102; Alfred Kleinberg: Marxistische Literaturforschung. In: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 34. Jg., (1931/32), 596-597.

²⁶ Leopold von Wiese: Methodologisches über den Problemkreis einer Soziologie der Kunst. In: *Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages*. Frankfurt a. M. 1931, 121-132, 128, 130.

²⁷ Dazu Petra Boden: Stamm – Geist – Gesellschaft. Deutsche Literaturwissenschaft auf der Suche nach einer integrativen Theorie. In: Holger Dainat/Lutz Danneberg (Hg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen 2003, 215-261.

orientierte. Die historische und soziale Dimension literarischer Formen blieb ausgeklammert. Im Zentrum stand die statistisch-quantitative Erforschung der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur. Sie gab vor allem der sich um 1970 etablierenden empirischen Rezeptionsforschung Impulse (vgl. III.1.4.2.4).

Weit einflussreicher auf literatursoziologische Konzeptionen wurden jedoch der Marxismus und die Kritische Theorie. Diese Neuorientierung lässt sich gleichermaßen für Ost- und Westdeutschland beobachten. Gegen verschiedene Vorbehalte setzte sich um 1965 literatursoziologische Forschung in der DDR als eigenständiger Forschungszweig durch. Die in den 1950er Jahren noch als ‚bourgeoise Pseudowissenschaft‘ eingeschätzte Soziologie erwarb neue Reputation, weil Informationen über die soziale Wirklichkeit benötigt wurden, um ökonomische und soziale Prozesse besser verstehen und lenken zu können (Funke 2003, 123f.). Vom germanistischen Institut der Universität Halle gingen die entscheidenden Impulse für die Etablierung einer marxistischen Literatursoziologie aus. Hier wurde 1966 ein „Leitinstitut für alle literatursoziologischen Forschungen und Vorhaben im Bereich der DDR“ eingerichtet, das sich seit 1967 unter der Leitung von Dietrich Sommer u.a. auf den Bereich ‚Rezeption‘ und ‚Wirkung‘ der Literatur konzentrierte. Untersuchungsgegenstand war die ‚tatsächliche Lesepraxis‘, welche durch empirische Erhebungen (mittels Interviews und Fragebögen) ermittelt werden sollte. Als Resultat wurden zwei Studienbände vorgelegt, die über soziale Unterschiede im Lektüerverhalten und die Literaturaufnahme von Lesergruppen aufklärten.²⁸ Da sie einen weit gefassten Literaturbegriff zugrunde legen mussten, d.h. die Unterscheidung zwischen ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur aufgaben, um möglichst viele Leser einbeziehen zu können, trugen literatursoziologische Arbeiten maßgeblich zu einer Korrektur des Literaturverständnisses in der DDR bei. In den 1980er Jahren rückten zudem audiovisuelle Medien in den Fokus der Untersuchungen. Man gestand den Forschungen „Bedeutung für Kulturpraxis und Wissenschaft“ zu, weil sie einerseits durch die Untersuchung des „literarischen Lebens“, der „gesellschaftlichen Vermittlungssphäre der Literatur“ wie auch der „Rezeption und Wirkung von Literatur“ Kulturpolitik und –praxis unterstützten und andererseits zur Präzisierung literaturtheoretischer Forschung beitrugen. Zudem übernahmen sie Aufgaben im Bildungsbereich, indem sie auf schulische Belange der Literaturvermittlung, d.h. auf Leseinteressen und Lesestoffe von Schülern ausgerichtet wurden (Thierse/Kliche 1985, 276f.). Angesichts der in den 1970er Jahren dominierenden Rezeptionsästhetik, die ästhetische wie auch historische Aspekte einbezog (vgl. III.1.4.2.4), blieb die empirisch orientierte literatursoziologische Ausrichtung jedoch eher eine Randerscheinung auch innerhalb der DDR-Literaturwissenschaft.

In der Bundesrepublik schlossen literatursoziologische Betrachtungsweisen enger an Theorien materialistischer Literaturwissenschaft an, als Ende der 1960er Jahre die Rezeption der Konzepte von Georg Lukács, Herbert Marcuse und Theodor W. Adorno einsetzte. Den materialistisch fundierten kunstsoziologischen Reflexionen war ein kritisches Verhältnis zur konkreten gesellschaftlichen Situation eigen. Während Lukács der ‚realistischen Literatur‘ aufgrund einer ‚gesellschaftskritischen Tendenz‘ eine Befreiungsfunktion aus ‚ideologischer Verblendung‘ zubilligte (vgl. III.1.4.1.4), gestand Adorno der ‚modernen Kunst‘ eine Sonderrolle zu. In seinen ästhetischen Schriften, die allerdings nie zu einer konsistenten Literatursoziologie ausgearbeitet wurden (Ästhetische Theorie, 1970), ging er davon aus, dass die seit dem 18. Jahrhundert autonom gewordene Kunst Gegenposition zur Gesellschaft beziehen könne, weil sie sich nutzorientiertem instrumentellem Denken entzog. Denn die Kunst der Moderne (insbesondere Werke etwa von Proust, Joyce oder Kafka) enthielt nach Adorno ein Moment des ‚Nicht-Identischen‘, mittels dessen sie rationale Konstruktionen und damit den Herrschaftsdiskurs unterlaufe. Nach Herbert Marcuse wiederum konnte Kunst als Ausdruck der Sehnsucht nach einer ‚unentfremdeten‘ Daseinsweise zwar einerseits gesellschaftskritisches Potential kompensieren und dadurch affirmativ wirken, andererseits der Gesellschaft aber auch das Bild einer ‚besseren Ordnung‘ vorhalten (Eros und Kultur, 1957).

²⁸ Dietrich Sommer u.a.: *Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst*. Berlin/Weimar 1978; Ders. u.a.: *Leseerfahrung, Lebenserfahrung. Literatursoziologische Untersuchungen*. Berlin/Weimar 1983.

Die Konzepte Lukács' und der Kritischen Theorie wurden seit den 1960er Jahren von Literatursoziologen modifiziert und weiterentwickelt. Die einzelnen Ansätze kreisten um die zentrale Frage, wie sich das Verhältnis von Literatur und gesellschaftlichem Leben darstellen und theoretisch beschreiben lässt. Der französische Soziologe Lucien Goldmann bot unter Rekurs auf Lukács ein Erklärungsmodell an, dass von einer ‚Homologie‘, d.h. von einer Strukturgleichheit zwischen Romanform und gesellschaftlich-ökonomischer Organisationsform ausging. Der Avantgardeforscher Peter Bürger entwarf hingegen das Konzept einer „Institution Kunst“, das nicht nur „die epochalen Rahmenbedingungen von Literaturproduktion und –rezeption“ berücksichtigte, sondern auch die in bestimmten historisch-gesellschaftlichen Phasen zirkulierenden Vorstellungen über Kunst einbezog.²⁹

Seit den 1980er Jahren übernahm die Literatursoziologie den Systembegriff. Aus systemtheoretischer Perspektive (Niklas Luhmann) besteht die moderne Gesellschaft aus miteinander agierenden Teilsystemen, zu denen auch die Kunst (bzw. Literatur) gehört. Insbesondere für die Veränderungen im Gattungssystem bot die Systemtheorie ein Erklärungsmodell an. Gattungen wurden als institutionalisierte historische Verständigungsformen aufgefasst (Wilhelm Voßkamp), deren Wandel man als Resultat eines wechselseitigen Anpassungsdrucks von einzelnen Systemen bestimmte (Erich Köhler). Unter dem Einfluss der Systemtheorie kam es z.T. zur Verdrängung werkorientierter Ansätze, weil das ‚Sozialsystem Literatur‘ in den Vordergrund geriet und Literaturwissenschaft zunehmend zu einer „interdisziplinär arbeitenden Sozialwissenschaft“ ausgebaut wurde (Bark 2003, 476).

Eine andere Ausrichtung sozialwissenschaftlich orientierter Literaturforschung suchte engere Verbindungen zu literaturhistorischen Betrachtungsweisen. Sie bildete sich seit etwa 1970 heraus und fand v.a. Niederschlag in den mehrbändigen Projekten einer „Sozialgeschichte der Literatur“, die seit 1980 kontinuierlich erschienen und z.T. bis in die Gegenwart fortgeführt wurden.

Sozialgeschichte der Literatur. Ihrem Anspruch nach bot die Sozialgeschichte der Literatur ein ‚Kommunikationsmodell‘, das versprach, die verstreuten Aspekte zum Prozess der literarischen Kommunikation zu bündeln und Ableitungsmöglichkeiten bereit zu stellen (Fohrmann 2000, 105). In Abgrenzung zu geistes- und ideengeschichtlichen Ansätzen konzentrierte sich Sozialgeschichte auf die soziale Bedingtheit von Autor, Werk und Leser. Um die Vermittlung des Ästhetischen und Sozialen zu beschreiben, griff man auf materialistische Theorien zurück. Sie beruhten auf der Überzeugung, dass die materiellen Bedingungen des Seins (die Basis) das Bewusstsein (den Überbau) bestimmen. Von mechanistischen Basis-Überbau-Modellen, die heterogene Überbauphänomene auf bloße Reflexe der ökonomischen Basis reduzierten, distanzierte man sich allerdings bald und folgte Adornos Konzept, der künstlerischen Artefakten Emanzipationspotential zugestand. So legten die ersten Bände der Sozialgeschichten der Literatur den Akzent gleichermaßen auf gesellschaftliche Prozesse und auf die ästhetische Spezifik der Literatur. In der von Rolf Grimminger angeregten *Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (erster Band 1980) sollte - trotz proklamierter Bezugnahme auf politische, wirtschaftliche und bewusstseinsgeschichtliche Prozesse - Literatur in der „Eigenheit ihres unmittelbar an Sprache und künstlerische Ausdrucksformen gebundenen Bewusstseins“ beschrieben werden.³⁰ Horst Albert Glaser, Herausgeber der zehnbändigen Reihe *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, betonte einen ähnlichen Ansatz. Sein Unternehmen hatte aber in der Umsetzung - wie fast alle Sozialgeschichten - mit dem Problem zu kämpfen, dass sich von einem komplexen Gesellschaftsmodell nur schwer Bezüge zu textbezogenen Phänomenen herstellen ließen. Der *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* von Viktor Žmegac lag schließlich ein differenzierteres Konzept zugrunde, das auch Ansätze des russischen Formalismus und der Rezeptionsästhetik aufnahm. Žmegac wollte nachweisen, „in welchen Formen sich eine allgemeine Wandlung der Produktions- und Kommunikationsbedingungen auf das künstlerische Schaffen einer Zeit auswirkt“

²⁹ Peter Bürger: *Vermittlung – Rezeption – Funktion. Ästhetische Theorie und Methodologie der Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M. 1979, 174.

³⁰ Rolf Grimminger: Vorbemerkung zum Band: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution. 1680-1789. In: Ders. (Hg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 3, München 1980, 7.

und ging davon aus, dass die zu ermittelnden Wirkungen „in der Regel auf vielfache Weise vermittelt“ und in einem „Netz komplexer Beziehungen“ kanalisiert sind.³¹ Aufgrund dieser spezifisch ästhetischen Ausrichtung lässt sich die Literaturgeschichte von Žmegac nur bedingt zu den sozialgeschichtlichen Projekten zählen. Diese erfuhren in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre einen enormen Verbreitungsgrad, was nicht zuletzt der Zeitschrift *Internationales Archiv der Sozialgeschichte der Literatur* (seit 1976) und den über sechzig Bänden der Schriftenreihe *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* (seit 1981) zu verdanken ist.

Einerseits hat die Literaturgeschichtsschreibung durch die sozialwissenschaftliche Orientierung enorme Impulse erfahren, weil sie neue Themengebiete erschloss: Stadtkultur, Bildungswesen, literarische Marktbedingungen und Lesekultur, neue Gattungen und ästhetische Entwicklungen in Literaturepochen wie Aufklärung, Vormärz und Arbeiterliteratur. Die sozialgeschichtlichen Ansätze haben auch die Aufmerksamkeit für Kanonisierungsprozesse erhöht, nichtkanonische Literaturformen wie die sogen. Trivilliteratur eingeführt und die Öffnung der Literaturwissenschaft zur Medien- und Rezeptionsgeschichte beschleunigt. Literatur geriet erstmals als Sozialsystem in den Fokus der Forschung. Andererseits haben die Diskussionen über die sozialgeschichtlichen Projekte auch die Probleme des Ansatzes gezeigt. So weisen die zugrunde liegenden Gesellschaftsmodelle dominierende Parameter wie etwa den Entwicklungsstand der Produktivkräfte auf, die kaum mit den literarischen Phänomenen in einen Zusammenhang gebracht werden konnten. Sozialgeschichtliche Ausführungen zu einer Epoche und gattungsbezogene Literaturbetrachtung liefen oft mehr oder weniger unverbunden neben einander her, und es erwies sich als problematisch, an die Stelle des überwundenen marxistischen Widerspiegelungsparadigmas ein umfassendes Erklärungsmodell für die Relationen zwischen gesellschaftlichen Faktoren und literarischen Phänomenen zu finden (Jannidis 2004, 612f.). Die wichtigsten Kritikpunkte, die nach 1980 zu einer Marginalisierung der Ansätze führten, waren demnach: der Bezug auf ein monolithisches Gesellschaftsmodell, die Rückführung literarischer Formenvielfalt auf eine Dimension der Gesellschaft, das Herausarbeiten von unterkomplexen Modellen durch Analogiebildung, die Idee von Aufstieg und Emanzipation des Bürgertums.

Gründe für die Verabschiedung des sozialgeschichtlichen Forschungsprogramms seit den 1980er Jahren sind v.a. im Geltungsverlust neomarxistisch und sozialwissenschaftlich orientierter Modelle von Gesellschaftsbeschreibung sowie in einer neuerlichen ‚Auratisierung‘ der Literaturwissenschaft durch poststrukturalistische Theorieentwürfe zu suchen. Ließ sich in den Geschichtswissenschaften eine kritische Erweiterung des sozialgeschichtlichen Konzepts durch Gesellschafts- und Mentalitätsgeschichte beobachten, so grenzten sich neuere Theorieentwürfe in der Literaturwissenschaft wie *Diskursanalyse*, *New Historicism* und *Cultural Studies* deutlich von den sozialgeschichtlichen Vorarbeiten ab (Huber/Lauer 2000, X).

Semiotisch-strukturalistische Theorien

Zeitgleich mit der Entwicklung sozialgeschichtlicher Ansätze begann die Rezeption strukturalistischer Positionen in der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft. Im Gegensatz zu marxistischen und sozialgeschichtlichen Konzeptionen setzte der Strukturalismus keine Gesellschaftstheorie voraus, sondern strebte explizierbare und intersubjektiv diskutierbare Methodologien an. Er zielte nicht auf gegenstandsbezogene Fragestellungen, die etwa das ‚Soziale‘, die ‚Gesellschaft‘ oder ‚Ideen‘ betrafen, sondern war auf die Ermittlung grundlegender Muster gerichtet, die sich auf jede Form kultureller Bedeutungsproduktion anwenden ließen. Daraus erklärt sich wohl auch, dass der Strukturalismus in der durch weltanschauliche Prämissen bestimmten ostdeutschen Literaturwissenschaft nur zögerlich Fuß fasste und dann auch nur in bestimmten Kreisen (vornehmlich an der Akademie der Wissenschaften) rezipiert und unter Maßgabe einer marxistischen Literaturtheorie modifiziert wurde (Bochmann/Erfurt 1991, 9).

³¹ Viktor Žmegac: Einleitung: Zum Problem der Literaturhistorie. In: Ders.: *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M. 1979, XXIII.

Seine Wurzeln hatte der Strukturalismus zum einen in der Linguistik Ferdinand de Saussures, der Sprache (,langue') als ein unabhängig von seinen Sprechern existierendes Zeichensystem konzipierte, dem im einzelnen Sprechakt aktualisierte Äußerungen (,parole') gegenüberstanden. Der Wert des einzelnen Zeichens resultierte nach Saussure nicht aus seinem Bezug auf die Wirklichkeit, sondern aus seiner Stellung im Gefüge des Sprachsystems, d.h. seiner paradigmatischen Stellung und syntagmatischen Kombinierbarkeit. Mit der Betonung des strukturellen Aspekts und damit auch der Emanzipation der Zeichen wurde die Grundlage für ein wissenschaftliches Erklärungsmodell geschaffen, nach dem literarische Sprache ohne die Einbeziehung außersystemischer Determinanten wissenschaftlich beschreibbar wurde. Dieses Modell entwickelten – und das ist die zweite Wurzel des Strukturalismus – die russischen Formalisten und Prager Strukturalisten in den 1910er bis 1930er Jahren, um es den etablierten Verfahren der positivistischen Textanalyse, dem Biographismus und der marxistischen Literaturtheorie entgegen zu setzen. Die Vertreter des Prager Strukturalismus (Jakobson, Mukarovsky u.a.) knüpften an Saussures Sprachkonzept an und beanspruchten, die Literaturwissenschaft mittels der modernisierten Sprachwissenschaft zu fundieren. Darauf beruhte auch die enge Verkopplung von Literaturwissenschaft und Linguistik, die die strukturalistische Umorientierung in den Literaturwissenschaften seit den 1960er Jahren bestimmte.

Rezeption in Frankreich, Italien und der Bundesrepublik. Strukturalistisches Denken war zuerst in Frankreich von ethnologischer und philosophischer Seite (Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes, Michel Foucault u.a.) adaptiert und modifiziert worden. Seit den 1950er Jahren wurde hier das Saussure'sche Begriffsinventarium vom Bereich der Sprache zunächst auf den der Anthropologie und Ethnologie übertragen, um schließlich in allen Feldern der Geisteswissenschaften Anwendung zu finden. Aus der Verkopplung des Saussure'schen Konzepts mit Erkenntnissen des russischen Formalismus, der Psychoanalyse Sigmund Freuds und Wissensbeständen der Ethnologie ergab sich eine Mischung von mehr oder weniger systematischen Theorieansätzen, die auf alle möglichen Zeichensysteme übertragen wurden. Diese Ausweitung auf gewissermaßen jede Form von Kultur (Verkehrsschilder, Autos, Kleidung etc.) führte schon in den 1960er Jahren zu Kritik an der ,modischen' und ,ideologischen' Ausrichtung des Strukturalismus. In der Literaturwissenschaft versuchte man zwar, strenger systematisch universell gültige Strukturen (in Texten, Gattungen, Epochen) aufzuweisen. Doch dieses Vorgehen brachte seit Ende der 1960er Jahre Vorwürfe von Seiten poststrukturalistischer Denker ein, die bestritten, dass literarische Objekte sinnvoll als eindeutige ,Strukturen' oder ,Systeme' rekonstruierbar seien (Vgl. III.1.4.2.5).

Zu diesem Zeitpunkt erschienen in Deutschland gerade erst die wichtigsten Texte des russischen Formalismus und Positionen des französischen Strukturalismus in deutscher Übersetzung.³² Die literaturwissenschaftliche Übernahme des Strukturalismus machte sich zunächst an der häufig auftauchenden Wortkombination ,Literaturwissenschaft und Linguistik' bemerkbar. Die programmatisch verstandene Verkopplung der beiden Disziplinen erschien 1969 als Rahmenthema im gerade begründeten *Jahrbuch für internationale Germanistik*, sie wurde in der Zeitschrift *Alternative* (1968) diskutiert und begegnete seit 1969 in zahlreichen Publikationen der *Linguistische(n) Berichte*, in *Linguistik und Didaktik* sowie in der Zeitschrift *Sprache im technischen Zeitalter*. 1971 gaben dann ein Sammelband von Jens Ihwe³³ und die Gründung der von Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser, Wolfgang Haubrichs und Wolfgang Klein herausgegebenen *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (LiLi) wichtige Impulse (Geisenhanslüke/Müller 2003). Während Ihwe von einer „Linguistierung“ der Literaturwissenschaft ausging, da - wie er meinte - die poetische Funktion der Sprache nur eine besondere Form der allgemeinen Struktur der Sprache sei,³⁴ kündigten die Editoren der LiLi an, die „Pluralität verschiedener Methoden und Ansätze“ befördern zu wollen. So bot

³² Jurij Striedter (Hg.): *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*. München 1969; Günther Schiwy: *Der französische Strukturalismus. Mode, Methode, Ideologie*. Reinbek 1969.

³³ Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Frankfurt a. M. 1971.

³⁴ Jens Ihwe: *linguistik in der literaturwissenschaft. zur entwicklung einer modernen theorie der literaturwissenschaft*. München 1972, 24.

die Zeitschrift tatsächlich auch eine Plattform für unterschiedliche literaturwissenschaftliche Themen wie Trivalliteratur, Medienkunde, Rezeptionsforschung und Sozialgeschichte, doch lag der Schwerpunkt vor allem der frühen Jahrgänge auf Fragen mathematisch-linguistischer Methodik. Gemeinsam war den meisten dieser Artikel der Anspruch, auf informationstheoretischer Grundlage die einzelnen Merkmale der geschriebenen Sprache zu vermessen. Diese Ausrichtung spaltete sich in unterschiedliche Stränge auf, die von maschineller Edition und Stilfeorschung bis zur Informationsästhetik reichten. Nach 1975 lässt sich der Rückgang interdisziplinärer Verflechtungen von Linguistik und Literaturwissenschaft nicht nur in der *LiLi* beobachten. Strukturalistische Theorieelemente wurden benutzt, um alte und neue literaturwissenschaftliche Fragestellungen (etwa das Verhältnis von Literatur und Geschichte oder Literatur und Gesellschaft) zu reformulieren. Die Durchsetzung linguistischer Programme scheiterte vor allem an der Einsicht, dass sich die historischen Fragen nicht mit Hilfe linguistischer und mathematischer Verfahren beantworten ließen.

Zudem bestimmte die seit Anfang der 1970er Jahre verstärkt rezipierte Semiotik die literaturwissenschaftliche Theoriebildung. Sie stützte sich auf informationstheoretisch beeinflusste Kommunikationsmodelle und gestattete sowohl die Verwendung statistischer Methoden als auch den Anschluss an Rezeptionstheorien. Die Literatursemiotik als Theorie zeichenhafter Systeme tendierte zu einer allgemeinen Textsemiotik, die Analyseinstrumentarien für alle anderen humanwissenschaftlichen Disziplinen zur Verfügung stellen konnte. Befruchtet wurde die deutsche Diskussion der Literatursemiotik durch Arbeiten italienischer Herkunft. Hatte der frühe Sammelband von Ihwe (1971) italienische Ansätze noch ausgeblendet, so setzte ihre Rezeption spätestens mit dem von Volker Kapp 1973 vorgelegten Band *Aspekte objektiver Literaturwissenschaft* ein.³⁵ Er enthielt u.a. Beiträge von Umberto Eco und Paolo Vesio und wurde 1980 gefolgt von einer Übersetzung der Aufsatzsammlung des Romanisten Cesare Segre,³⁶ der neben Maria Corti, D' Arco Silvio Avalle und Umberto Eco zu den bedeutendsten Vertretern der literatursemiotischen Gruppe gehörte. Eco, der seit 1975 Professor für Semiotik in Bologna war, gab nicht nur Anstöße für die Weiterentwicklung kommunikationsästhetischer Forschung und für die Einbeziehung massenkultureller Phänomene (*Das offene Kunstwerk*, 1973), sondern stellte auch seit 1977 eine elaborierte, auf semiotischen Prämissen basierende Theorie der Interpretation bereit (*Lector in fabula*, 1977).

Anfang der 1970er Jahre entdeckten auch marxistische Literaturtheoretiker im ‚Strukturalismus‘ ein produktives Interpretationsverfahren. Entgegen der noch um 1970 dominierenden Meinung, Strukturanalyse entziehe sich gesellschaftlicher Relevanz und unterlaufe das Gebot politischer Verantwortung, bemühte man sich um eine Vermittlung beider Ansätze. 1972 konstatierte Helga Gallas, dass die marxistische Methode durch die strukturelle Verfahrensweise keineswegs in Frage gestellt, sondern vielmehr ergänzt werde, weil sie eine „Verifikationsmöglichkeit“ der „Basis-Überbau-Hypothese“ anbiete.³⁷ Mit Hilfe struktureller Verfahren sollten die bei der Literaturproduktion „wirkenden formalen Beziehungen“ rekonstruiert werden, um „poetisierte gesellschaftliche Widersprüche“ aufzuzeigen (Ebd.). Vorbild war der französische Philosoph Louis Althusser, der die Marx'schen Grundbegriffe strukturalistisch explizierte und - entgegen der Marx'schen These - dem Überbau eine relative Autonomie und spezifische Wirksamkeit zugestand.³⁸ Mitte der 1970er Jahre reagierten verschiedene literaturwissenschaftliche Arbeiten auf diese Vorschläge. Sie sind in den Bänden *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik* (1973) und *Arbeitsfeld: Materialistische Literaturtheorie* (1975) abgedruckt (Vgl. III.1.4.2.1). Die Verkopplung strukturalistischer und marxistischer Theorien spielte auch in der amerikanischen und ostdeutschen Literaturwissenschaft eine Rolle. In den USA versuchte Frederic Jameson strukturalistische und formalistische Positionen dialektisch aufzuheben und für den Marxismus nutzbar zu machen (*The Prison-House of Language*, 1972).

³⁵ Volker Kapp (Hg.): *Aspekte objektiver Literaturwissenschaft*. Heidelberg 1973.

³⁶ Cesare Segre: *Literarische Semiotik. Dichtung, Zeichen, Geschichte*. Übers. v. Käthe Henschelmann, hg. v. Harro Stammerjohann. Stuttgart 1980.

³⁷ Helga Gallas (Hg.): *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*. Darmstadt/Neuwied 1972, IX-XXXI, XXI.

³⁸ Louis Althusser: *Für Marx*. Frankfurt a. M. 1968 (frz. 1965); Ders./E. Balibar: *Das Kapital lesen*. Reinbek 1972 (frz. 1965).

In der DDR wurde 1977 in der Akademie-Reihe ein Band veröffentlicht, in dem strukturalistisch und psychoanalytisch inspirierte Ansätze marxistischer Theoriebildung aus Frankreich gebündelt waren und für das eigene Arbeiten zur Diskussion gestellt wurden.³⁹

Im westdeutschen Raum fand insbesondere das Verfahren der *strukturalen Textanalyse* von Michael Titzmann (1977) Beachtung. Es basierte auf dem Anspruch, mittels Rekonstruktion von textuell-semantischen Strukturen ein Modell des Textes zu erarbeiten, das erstens die Ordnung und Funktion der einzelnen Elemente eines Textes aufzeigen kann und zweitens den modellhaft gewonnenen Strukturen Funktionen zuordnet. Nachhaltigen Einfluss übte der Strukturalismus auf die Erzähltheorie auf. Ansätze der strukturalen Erzähltheorie, die v.a. in Frankreich entwickelt wurden (z.B. von Tzvetan Todorov, Roland Barthes, Gérard Genette) zielten auf die systematische Beschreibung und Erforschung der Strukturen und Funktionsweisen narrativer Phänomene. Sie gründeten auf einer Zergliederung des narrativen Geschehens in Elementarereignisse, um alle Handlungsstrukturen eines Textes zu ermitteln, die den Anfangszustand des Geschehens in seinen Endzustand transformieren. Im deutschsprachigen Raum etablierte sich das Konzept einer strukturalistisch orientierten Erzähltheorie u.a. durch die *Theorie des Erzählens* von Franz K. Stanzel (1978).

Ende der 1970er Jahre ließ die Attraktivität des Strukturalismus allmählich nach. In einzelnen Bereichen, wie der Erzählforschung, wurde er zwar zum literaturwissenschaftlichen Standard. Generell geriet er jedoch eher zu einer Randerscheinung, auch wenn vielfach bis heute an ihn angeknüpft wird. Die Kritik am Strukturalismus betraf einerseits eine Vernachlässigung historischer Kontexte, die um 1980 von den nachrückenden feministischen Theorien, dem *New Historicism* und postkolonialen Theorien verstärkt eingefordert wurden. Andererseits richtete sich die Kritik auf den Ausschluss des Subjektbegriffs. Denn in der strukturalistischen Analyse spielte das subjektive Moment der Sinnkonstitution und damit auch die Historizität des Textverstehens keine Rolle mehr. Konzeptionen der Rezeptionsästhetik, die zeitgleich mit dem Strukturalismus und unter Rückgriff auf einige seiner Kategorien das literaturwissenschaftliche Methodenspektrum mitbestimmten, versuchten dieses Defizit auszugleichen.

Rezeptionsästhetik - Empirische Literaturwissenschaft – Reader-Response-Theory

Die Rezeptionsästhetik kann als der wichtigste Beitrag der deutschsprachigen Literaturwissenschaft zur internationalen Methodendiskussion nach 1945 bezeichnet werden. Sie umfasst sowohl die rezeptionsästhetischen Ansätze der ‚Konstanzer Schule‘ in der Bundesrepublik als auch die rezeptionstheoretischen Arbeiten des Berliner Akademie-Projekts in der DDR. Die Ausgangssituation für die Theoriebildung in beiden deutschen Staaten Anfang der 1960er Jahre wies trotz markanter Unterschiede Gemeinsames auf. Ein wesentlicher Impuls ging von der Unzufriedenheit über traditionelle Interpretationsmethoden und eingefahrene Praktiken der Literaturgeschichtsschreibung aus. Der einseitige literaturwissenschaftliche Focus auf die Produktions- und Werkaspekte von Literatur wurde zunehmend als begrenzt empfunden, da er einen ‚emphatischen‘ Autor- und Werkbegriff zugrunde legte und das breite Forschungsfeld der Literaturrezeption ausklammerte (Vgl. III.1.4.1.2). Im Osten Deutschlands lenkten die Forschungen von Werner Krauss den Blick auf den Leser und das ‚literarische Leben‘, in Westdeutschland weckte die Rezeption Hans-Georg Gadamer (*Wahrheit und Methode*, 1960), Roman Ingardens (*Das sprachliche Kunstwerk*, 1931), des Formalismus und Strukturalismus sowie die Auseinandersetzung mit literatursoziologischen Arbeiten (etwa Robert Escarpits) das Interesse für den Umgang des Lesers mit dem Werk (Lämmert 2003).

Gadamer, der 1960 mit seinem hermeneutischen Hauptwerk *Wahrheit und Methode* große Resonanz erzielte, erklärte die „Geschichtlichkeit des Verstehens zum hermeneutischen Prinzip“⁴⁰ und leitete daraus die Prämissen einer

³⁹ Karlheinz Barck/Brigitte Burmeister (Hg.): *Ideologie – Literatur – Kritik. Französische Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie*. Berlin 1977.

⁴⁰ Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1960, 250.

Wirkungsgeschichte ab. Er verabschiedete sich von einem Konzept, das Kunstwerke als geschlossene, zeitlos für sich bestehende Einheiten definierte. In den Blick geriet die ästhetische Erfahrung - und damit auch der Leser und sein ‚Verstehenshorizont‘, der den Text samt seiner Überlieferung einzuholen habe. Allerdings hielt Gadamer an dem Grundsatz fest, dass Autor und Text gegenüber dem Leser weiterhin Autorität behaupten. Auch Ingarden hielt an der ‚metaphysischen Botschaft‘ des Kunstwerks fest, wenn er die Rezeption des Textes als „Konkretisierung vorgegebener ästhetischer Werte“ bezeichnete und postulierte, dass in den einzelnen Konkretisationen die metaphysischen Qualitäten des Kunstwerks zu einer ‚adäquaten Ausprägung‘ gelangen sollten.⁴¹ Dennoch kann Ingarden als einer der Wegbereiter der später von Wolfgang Iser ausgearbeiteten „Leerstellen“-Theorie gelten, denn schon in *Das sprachliche Kunstwerk* wird von ‚Unbestimmtheitsstellen‘ gesprochen, die durch den Leser ausgefüllt würden und dem Kunstwerk eine Mannigfaltigkeit möglicher Bedeutungen zuschrieben. Einen weiteren Impuls erhielt die Rezeptionsästhetik durch die formalistische und strukturalistische Theoriebildung sowie durch Entwürfe der Literatursoziologie, die literarische Texte aus den Bedingungen der sozialen Umwelt und den Erwartungen ihres Publikums erklärte. Ein wichtiges Arbeitsfeld der Literatursoziologie waren wirkungsgeschichtliche Studien, die sich um die Aufklärung des historischen Umgangs mit kanonisierten Werken der Literaturgeschichte bemühten. So konstatierte Harald Weinrich 1967 in seinem programmatischen Artikel *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*, dass „die Literatursoziologie (...) an dem Leser nicht mehr vorbeianalysieren“ könne und „die Erwartungen einer Leserguppe als konstitutives Element des literarischen Werkes zu berücksichtigen“ habe.⁴²

Die ‚Konstanzer Schule‘. Eine Vermittlung strukturalistischer Auffassungen mit der hermeneutischen Tradition Gadamers strebte die 1963 unter maßgeblicher Beteiligung des Anglisten Iser und des Romanisten Hans Robert Jauß etablierte Gruppe „Poetik und Hermeneutik“ an. In seiner Konstanzer Antrittsvorlesung von 1967 stellte Jauß die Konzeption einer Rezeptionsästhetik unter der Überschrift *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* vor.⁴³ Jauß forderte nicht nur, die Dimension der Rezeption und Wirkung literarischer Werke in die Literaturgeschichte einzubeziehen, sondern auch die „vorgängige Erfahrung des literarischen Werkes durch seine Leser“ in Rechnung zu stellen.⁴⁴ Seine theoretische Begründung der Literaturgeschichte berief sich einerseits auf den Formalismus, der ‚Literarizität‘ als Abweichung von der Norm bestimmte, und auf die dem Prager Strukturalismus entlehnte Auffassung von der Werkrealisation des Textes durch den Leser. Andererseits orientierte sich Jauß an Gadamers Konzept der ‚Horizontverschmelzung‘ von Gegenwart und Vergangenheit, präziserte dieses aber, indem er den Begriff des ‚Erwartungshorizonts‘ einführte. Darunter verstand Jauß ein Bezugssystem von Erwartungen, in dem das jeweilige, in der Erscheinungszeit der Texte herrschende Vorverständnis der Gattung, die thematisch-formale Einschätzung zuvor bekannter Werke und der Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache berücksichtigt wurde. Damit rückte nicht der reale Leser in den Fokus der Rezeptionsästhetik, sondern der ‚implizite Leser‘. Er verkörperte im Text enthaltene Vororientierungen, die den potentiellen Lesern als Rezeptionsbedingungen angeboten wurden. Die Kategorie des ‚impliziten Lesers‘ hatte Wolfgang Iser eingeführt, der 1967 ebenfalls an die Universität Konstanz berufen wurde. Er arbeitete an einem Konzept der Wirkungsästhetik, das er 1970 unter dem Titel *Die Appellstruktur der Texte* vorlegte und in späteren Publikationen (*Der implizite Leser*, 1972 und *Der Akt des Lesens*, 1976) ausführte. Iser leitete aus der von Ingarden übernommenen Kategorie der ‚Unbestimmtheit‘ den Leserbezug des literarischen Textes ab. Unbestimmtheits- oder Leerstellen wurden als Basis der ‚Textstruktur‘ gedacht, in der ein Leser immer schon mitberücksichtigt ist. Isers Ansatz zielte demnach auf die Funktion poetischer Unbestimmtheit für

⁴¹ Roman Ingarden: *Das sprachliche Kunstwerk. Eine Untersuchung aus dem Grenzgebiet der Ontologie, Logik und Literaturwissenschaft*. Halle 1931, 360.

⁴² Harald Weinrich: *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*. In: *Merkur* 21.Jg., 7 (1967), 1026-1038, 1030.

⁴³ Hans-Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt a. M. 1970.

⁴⁴ Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Konstanzer Universitätsreden 3, Konstanz 1967, 29.

die jeweilige Konkretisation von Texten, also auf Textanalyse, während die von Jauß formulierte Rezeptionstheorie auch die Geschichte der Überlieferung und Deutung von Werken umfasste (Vgl. Schöttker 1997).

Ende der 1960er Jahre war Konstanz zu einem Zentrum universitärer Reformen (vgl. III.1.4.1.1) sowie zu einem Ort international ausstrahlender rezeptionsästhetischer Forschung geworden. Der Erfolg der rezeptionsästhetischen Richtung lag nicht nur „in der Erfahrung der Moderne“ und in der „Studentenrevolte“ begründet, welche die Verabschiedung von einem emphatischen Kunstbegriff einleitete.⁴⁵ Auch die Abgrenzung von einseitigen produktions- und darstellungsästhetischen Ansätzen und die Umorientierung auf Fragen nach den Interaktionsbeziehungen zwischen Text und Leser beförderten die Resonanz des Konzepts. Denn weder die Darstellungs- noch die Produktionsästhetiken konnten eine Antwort auf die Frage bieten, wie sich gesellschaftshistorische und ästhetische Aspekte als Zusammenhang der Literaturgeschichte begreifen lassen. Indem die Rezeptionstheorie beide Aspekte im ‚Akt des Lesens‘ zusammenführte und deren wechselseitige Vermittlung aufzeigte, konnte sie ein komplexes und anschlussfähiges Modell anbieten. Überdies schienen die Konzepte „einen neuen, Arbeit und Zeit sparenden Zugang“ zu eröffnen, der „eine entmutigende Komplexität von uferlos gewordenem Wissen und hochgradig differenzierten Verfahren zu reduzieren“ versprach.⁴⁶

Die neue Theorie löste in der deutschen Literaturwissenschaft eine intensive Debatte aus, die Fachzeitschriften und Sammelbände dokumentierten. Nach 1970 erfolgte eine rasche Ausdifferenzierung in der Beschäftigung mit der Rezeption von Texten. Neben Jauß' hermeneutische Rezeptionsästhetik und den wirkungsästhetischen Arbeiten Iser trat eine historisch-empirisch ausgerichtete Wirkungsforschung, die Rezeptionsgeschichte als Teil der Literaturgeschichte verstand. Sie arbeitete sich vor allem an den Reaktionen auf Werke namhafter Autoren ab, wobei die Forschungen und kommentierten Editionen zur Rezeptionsgeschichte Goethes besonders hervorzuheben sind (Karl Robert Mandelkow), weil sie zu einem eigenständigen Ansatz einer Rezeptionsgeschichtsschreibung führten. 1976 erschien Iser's *Akt des Verstehens* und markierte damit die Phase der intensivsten akademischen Resonanz der Rezeptionsästhetik in der Bundesrepublik. Belege dafür sind nicht nur der grundlegende Sammelband *Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik* von Rainer Warning (1975), Hannelore Links Einführungsband (1976) und Gunter Grimms *Grundlegung einer Theorie* (1977), sondern auch die Arbeiten einer sich in den 1970er Jahren konstituierenden ‚Empirischen Literaturwissenschaft‘.

Empirische Literaturwissenschaft und Handlungstheorie. 1972 von Norbert Groeben begründet, war die ‚Empirische Literaturwissenschaft‘ zunächst durch Bezugnahmen auf die ‚Konstanzer Schule‘ geprägt. Denn der Grundkonsens bestand in einem Literaturverständnis, das den autonom gedachten Text und seine Konkretisation durch den Leser ins Zentrum rückte. Anders als die Konstanzer Konzeption griff die ‚Empirische Literaturwissenschaft‘ jedoch auf Methoden zurück, die der Sozialforschung und der empirischen Psychologie entstammten und beanspruchte dadurch, die literaturwissenschaftliche Hermeneutik zu ‚verwissenschaftlichen‘ (Schmidt 2005). Im Laufe der 1970er Jahre bildeten sich zwei Richtungen in Heidelberg und Bielefeld heraus, deren Hauptvertreter Groeben (Heidelberg) und Siegfried J. Schmidt (Bielefeld) waren. In der Heidelberger Gruppe standen der Text und seine ‚Sinn-Konstruktion‘ im Mittelpunkt, die man aus der empirisch erhobenen Vielfalt der Rezeptionen zu ermitteln suchte. In Bielefeld wurde der Text in den Zusammenhang von Sozialsystem und Symbolsystem Literatur gestellt und Bedeutung als Resultat der kognitiven Operationen des Rezipienten bestimmt. An beiden Universitäten erschien eine je eigene Buchreihe, in der die empirischen Studien regelmäßig veröffentlicht wurden.⁴⁷ Die Institutionalisierung der ‚Empirischen

⁴⁵ Wolfgang Iser: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München ²1984, III.

⁴⁶ Hans Robert Jauß: *Historia calamitatum et fortunarum mearum. Oder: Ein Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft*. In: Christoph Schneider (Hg.): *Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Beispiele, Kritik, Vorschläge*. Weinheim 1983, 121-134, 123f.

⁴⁷ Norbert Groeben (Hg.): *Empirische Literaturwissenschaft*. Tübingen; Arbeitsgruppe NIKOL (Hg.): *Konzeption empirischer Literaturwissenschaft*. Braunschweig/Wiesbaden.

Literaturwissenschaft' in der Bundesrepublik erhielt in den 1980er Jahren einen neuen Schub. So wurde 1982 die Zeitschrift SPIEL (Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft) und 1984 das Forschungsinstitut für Empirische Literatur- und Medienforschung LUMIS von Siegfried J. Schmidt an der Gesamthochschule Siegen gegründet. Dennoch rief der gesamte ‚empirische‘ Ansatz vielfach Kritik hervor und konnte keine Breitenwirksamkeit erlangen. Das lag vor allem an der radikalen Trennung zwischen Werk und Aneignung. An die Stelle einer Beschäftigung mit ästhetischen Qualitäten von Texten setzten die Empiriker, insbesondere Schmidt, ausschließlich auf die Erforschung der kommunikativen Funktion von Kunst. In den 1980er Jahren hat die Schmidt-Schule theoretische Erweiterungen vollzogen – die Verbindung zur soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Anknüpfung an die Erkenntnistheorie des ‚Radikalen Konstruktivismus‘.

Konnte die Rezeptionsforschung durch die empirischen Ausrichtungen eine theoretische Weiterentwicklung erfahren, kam die Debatte in der hermeneutischen Literaturwissenschaft schon Ende der 1970er Jahre zum Stillstand (Schöttker 1997, 554). Schon früh hatte eine intensive Auseinandersetzung mit den Grundproblemen und Aporien der Rezeptionsästhetik eingesetzt. Diese Debatte betraf Fragen nach den Kriterien zur Bestimmung der geforderten ‚adäquaten‘ Rezeptionen, den Zusammenhang von im Text angelegten Rezeptionsmöglichkeiten und deren Realisierung durch den Leser sowie die Bestimmung überhistorisch konstanter struktureller Merkmale literarischer Texte (Vollhardt 2003, 193). Als Resultat der Diskussionen kam es zu einigen Neuakzentuierungen, wie sie Karlheinz Stierle, Rolf Klopfer und Hans Ulrich Gumbrecht zwischen 1975 und 1982 vorgelegten. Ihre Ansätze zielten darauf, das duale Verhältnis von Text und Leser, d.h. der in Literatur realisierten Normen einerseits und ihrer historischen wandelbaren Wahrnehmung andererseits, in ein Handlungsmodell zu überführen. Das Modell sollte die kontrollierte Rekonstruktion der historischen Funktion literarischer Texte gewährleisten und dabei die jeweils spezifischen historischen Wissensstrukturen berücksichtigen (vgl. Müller 1990, 189).

Rezeptionstheorie in der DDR. Während in der Bundesrepublik die Rezeptionsästhetik empirisch und handlungstheoretisch modifiziert wurde, nicht zuletzt weil sie sich innerhalb eines breiteren Spektrums theoretischer Neuorientierungen bewegte, stieg die Rezeptionstheorie in der DDR-Literaturwissenschaft zu einer exponierten, wenn nicht gar zur beherrschenden Richtung auf. Bereits in den 1960er Jahren begann die Hinwendung zu Fragen der Rezeption und Wirkung von Literatur. Die Entwicklung einer DDR-spezifischen Variante der Rezeptionsästhetik wurde dabei durch vielfältige Faktoren bedingt: Durch den fachimmanenten Prozess einer Auseinandersetzung mit begrenzten Positionen der marxistischen Literaturtheorie (Realismus- und Widerspiegelungstheorie), durch institutionelle Veränderungen, die internationale Theorieentwicklung und Einflüsse aus den Nachbardisziplinen (Vgl. III.1.4.1.4). Der Band *Gesellschaft-Literatur-Lesen* (GLL), der 1973 die Ergebnisse des am Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Berliner Akademie initiierten rezeptionsästhetischen Projekts bündelte, sollte zur meistzitierten literaturtheoretischen Schrift in der DDR avancieren. Seine Sprengkraft bezog der Ansatz aus der Entsubstantialisierung des Werkbegriffs, indem er einzelne, bisher als ontologisch begründete Werkkomponenten in den Bereich des Lesens überführte und damit die orthodoxe marxistisch-leninistische Tradition ästhetischer Urteilsbildung in Frage stellte (Rosenberg 2000, 91). Die Beiträge des Bandes traten für eine Analyse des gesellschaftlichen Umgangs mit Literatur ein, die sich ausdrücklich nicht als praxisbezogener Beitrag zur Rezeptionstheorie – verwertbar im Rahmen sozialistischer Kulturpolitik – verstand, sondern theoretische Grundlagenforschung zum Ziel hatte. Zwar blieb im Gegensatz zur westdeutschen Rezeptionsästhetik die Argumentation des GLL-Bandes dem Leitdiskurs des Marxismus-Leninismus verhaftet, indem er auf die Marxsche Bestimmung des dialektischen Verhältnisses von Produktion und Konsumtion zurückgriff. Aber: erstmalig wurden die Beziehungen zwischen Werk und Leser systematisch betrachtet und die aktive Rolle des Lesers für die Werkproduktion betont. Anfang der 1980er Jahre erfuhr die Theorie eine weitere Ausdifferenzierung, als man sich

kritisch mit dem Widerspiegelungsbegriff beschäftigte und die Kategorie der Rezeptionsvorgabe präziserte.⁴⁸ Allgemein gesehen führte die Rezeptionstheorie zu einem „Entdogmatisierungsschub“ in den Literaturwissenschaften der DDR (Saadhoff 2006, 326). So eröffnete sie Spielräume für ein differenziertes Literaturverständnis, das nun kommunikativ-funktional gedacht wurde, und führte zur Erweiterung des literarischen Kanons. Im Anschluss beschäftigten sich Projekte am ZIL beispielsweise mit *Literaturkonzepte(n)* und *Leseprogramme(n)* der frühen DDR-Literatur, mit der künstlerischen Avantgarde oder der Exilliteratur (Boden/Böck 2004, 286).

Vor allem aber bot die Rezeptionstheorie Anschluss an die internationale Wissenschaftsentwicklung. Nach Jauß ließen sich in den theoretischen Grundlegungen Naumanns hinsichtlich der „Rezeptionsvorgabe“ wie auch der „gesellschaftlichen Rezeptionsweisen“ Bestimmungen finden, die sich von seiner eigenen Konzeption kaum unterschieden, so dass er von einer „dialektischen Aneignung“ seiner 1967 vorgelegten Schrift ausgehen wollte.⁴⁹ Ungeachtet der Tatsache, dass Jauß seinen Wirkungsradius überschätzte und übersah, dass schon Mitte der 1960er Jahre Fragen der Literaturrezeption in der DDR-Literaturwissenschaft eine Rolle spielten, lässt sich nicht leugnen, dass sich die Theorien in wesentlichen Punkten trafen. Trotz nicht zu überbrückender Divergenzen beider Theoriekonzeptionen, die vornehmlich auf der marxistischen Grundierung des ostdeutschen Ansatzes beruhten, begegneten sich die Auffassungen in ihrer Oppositionshaltung gegenüber empirischer Wirkungsforschung, gegenüber begrenzten produktions- und darstellungsästhetischen Konzepten sowie in einzelnen Begriffen, wie dem ‚Erwartungshorizont‘ und der ‚Rezeptionsvorgabe‘. So kam es seit 1976 schließlich auch zu einer kooperativen Zusammenarbeit zwischen Jauß und den Projektmitarbeitern der Akademie in der DDR, die zu theoretischen Umformulierungen und Weiterentwicklungen auf beiden Seiten führte (Funke 2004, 168-175).

Reader-Response-Theory. Seit Ende der 1970er Jahre stieg auch in den USA das Interesse für rezeptionsästhetische Theorien. Es ging von Vertretern der amerikanischen Variante der Rezeptionsforschung aus - der *reader-response theory*. Sie setzte sich aus einer Reihe unterschiedlicher Ansätze zusammen, deren gemeinsame Stoßrichtung der New Criticism war, weil dieser von einem objektiv gegebenen, zur Deutung bereit stehenden Text ausging. Die strukturalistisch inspirierte Version der Rezeptionstheorie verlagerte den Leser in den Text und gestand ihm bedeutungsgenerierende Relevanz zu. Für Jonathan Culler z.B. bildeten die den Leser umgebenden sprachlichen und literarischen Konventionen die Basis für die Texterschließung. Der Blick zielte hier nicht auf einen impliziten oder empirischen, sondern auf einen idealen Leser. Radikaler war Stanley Fishs Ansatz, denn er stellte grundlegende Annahmen über Literatur in Frage. Nach Fish gab es keinen objektiven, unabhängigen Text, auf den sich eine Deutung beziehen könne, denn der Text konstituierte sich erst im Prozess der Lektüre. So könnten auch unterschiedliche und einander widersprechende Interpretationen nicht an einem objektiven Text gemessen werden, sondern sie gründeten einzig auf den Konventionen einer Lesergemeinschaft (community of readers), an der alle Leser teilhaben.⁵⁰ Aus dieser Perspektive, mit der Fish sich eine Reihe von Vorwürfen (v.a. Subjektivismus und Relativismus) einhandelte, mussten die rezeptionsästhetischen Ansätze der ‚Konstanzer Schule‘, die inzwischen auch in den USA Verbreitung gefunden hatten, als unbefriedigend erscheinen. 1981 erschien von Fish in der Zeitschrift *Diacritics* eine polemische Kritik des Iser'schen Konzepts unter dem provozierenden Titel *Why no One's Afraid of Wolfgang Iser*. Er warf Iser Widersprüchlichkeit in der Argumentation und ungenügende Radikalität seiner Theorie vor, die in ihrer formalistischen Version dem Modell des New Criticism zu sehr verhaftet bleibe. Ähnlich kritisch war Paul de Mans Einstellung gegenüber der Jauß'schen Position. Trotz Würdigung des innovativen Umgangs mit dem literarischen Kanon bemängelte de Man die hermeneutische Ausrichtung und das Desinteresse an semiotischen Verfahren. (Hohendahl 2003, 216f.).

⁴⁸ Dieter Schlenstedt: Einleitung zum Widerspiegelungsband. In: Ders. u.a.: *Literarische Widerspiegelung*. Berlin/Weimar 1981.

⁴⁹ Hans Robert Jauß: Zur Fortsetzung des Dialogs zwischen ‚bürgerlicher‘ und ‚materialistischer‘ Rezeptionsästhetik. In: Rainer Warning (Hg.): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München 1979, 343-352, 348.

⁵⁰ Stanley Fish: *Is There a Text in This Class? The Authority of Interpretative Communities*. Cambridge, Mass. 1980.

Die Kritik ist vor dem Hintergrund der sich um 1980 abzeichnenden poststrukturalistischen Umorientierung in der amerikanischen Literaturwissenschaft zu sehen. Sie hing mit weitreichenden Verschiebungen der Fragestellungen und Verfahrensweisen zusammen. Die zunächst von der Anglistik ausgehende Richtung, die in kurzer Zeit auch die anderen Philologien erreichte, ließ selbst die radikaleren amerikanischen Lesertheorien in den Hintergrund der Debatten geraten. So blockierte sie auch die Durchsetzung der sich um 1980 gerade erst verbreitenden deutschen Variante der Rezeptionsforschung. Im Kontext der neuen diskursanalytischen Konzepte und des *New Historicism* erwies sich letztlich auch der strikt literaturbezogene Ansatz Fishs trotz seiner Radikalität als nicht mehr anschlussfähig.

1. 4. 5 Die Herausforderung des Poststrukturalismus

Während die DDR-Literaturwissenschaft in den 1980er Jahren das rezeptionsästhetische ‚Paradigma‘ weiter verfolgte und sich strukturalistischen und poststrukturalistischen Konzepten mehr oder weniger verweigerte, kam es in den Methodendebatten in der Bundesrepublik seit Mitte der 1980er Jahre zu einem erneuten Umschwung. Hatten bereits in den 1970er Jahren zeichentheoretischer Strukturalismus, sozialwissenschaftliche Fundierung, Rezeptionsforschung und Sozialgeschichte der Literatur zu einer irreversiblen Erweiterung des konzeptuellen und methodischen Spektrums geführt, so brachte die Rezeption französischer und amerikanischer ‚nachstrukturaler‘ Theorien weitere Ausdifferenzierungen mit sich.

Die sich Ende der 1960er Jahre in Frankreich herausbildenden Ansätze (vgl. III.1.4.1.3.) postulierten eine aus der Kritik am Strukturalismus entwickelte Betrachtungsweise, die von der Unabschließbarkeit der Zeichenverwendung ausgeht. Danach können Zeichen (Signifikanten) nicht auf ein feststehendes Bezeichnetes (Signifikat) und damit auf stabile Bedeutungen zurück geführt werden. Die ‚nachstrukturale‘ Theorie wandte sich einerseits gegen hermeneutische Konzepte, denen man vorwarf, Texte als Träger eines fixierten Sinns zu definieren. Andererseits distanzierte sie sich von grundlegenden Kategorien des Strukturalismus. Denn für den Poststrukturalismus gab es keine Strukturen zwischen festen Elementen mehr, die sich hierarchisch um ein Zentrum gruppieren, wie es der Strukturalismus annahm. Während letzterer Differenzierungsprozesse untersuchte und Dichotomien (männlich/weiblich, Natur/Kultur, Bewusstes/Unbewusstes) aufbaute, über die sich vermeintlich alle Bedeutungen konstituierten, suchten poststrukturalistische Arbeiten zu zeigen, dass in solchen Gegensatzpaaren immer eine Seite unterdrückt bzw. verdrängt wird. So kam es dem Poststrukturalismus nicht auf die Rekonstruktion von ‚Bedeutung‘, sondern auf deren Dekonstruktion an. Prozesse der Konstruktion von Sinn, Bedeutung und Wirklichkeit sollten kritisch hinterfragt und unterwandert werden (Fohrmann 2003, 140).

Genese poststrukturaler Positionen in Frankreich. Die Manifeste der strukturkritischen Bewegung wurden publiziert, als der Strukturalismus seinen Höhepunkt erreicht hatte. In den 1960er Jahren erschienen Jacques Lacans *Écrits* (1966), Michel Foucaults *Les mots et les choses* (1966), Jacques Derridas *De la grammatologie* (1967) und Julia Kristevas *Recherches pour une sémanalyse* (1969). Roland Barthes legte 1970 seine Literaturstudie *S/Z* vor. Bei aller Verschiedenheit haben die Programmatiken ein Insistieren auf das Differente, Plurale und Alteritäre gemeinsam und wenden sich gegen eine der Sprache zugeschriebene Repräsentationsfunktion. Denn sie richten ihre Aufmerksamkeit auf die ‚verdrängten‘ Prozesse der Sprache, d.h. auf Vorstellungen, die aufgrund ihrer Konflikthaftigkeit der bewussten Wahrnehmung entzogen werden. Die Arbeit am Text wird aus poststrukturaler Perspektive zu einer ‚Arbeit am Verdrängten‘ im Sinne eines Reaktivierens des ‚Unliebsamen‘. (Bossinade 2000, IX). Das erklärt wohl auch die Faszination, die poststruktureles Denken bei der Psychoanalyse gefunden hat. Der wichtigste Vertreter eines ‚Psychostrukturalismus‘ ist Jacques Lacan. Er vertrat die These, dass das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert sei. Lacan verband die Freudsche Psychoanalyse mit dem Saussure’schen Zeichenbegriff und begründete damit die

neue Forschungsrichtung der Psychosemiotik, die Überlagerungen der Struktur des Begehrens und des Zeichenprozesses an exemplarischen Texten untersucht.⁵¹ Schon dieses Beispiel zeigt, dass Poststrukturalismus nicht an eine einzelne Disziplin gebunden ist, sondern seine Wirkung transdisziplinär entfaltet. Von seiner Bestimmung her sträubt er sich gegen eine Einordnung, da er programmatisch jede Form von Klassifikation, Typologie und Identifikation zu unterlaufen sucht. So ist er weder Literatur noch Literaturwissenschaft, versteht sich aber auch nicht als philosophisches System. Dennoch wird er in den genannten Bereichen angewandt. Gerade Literatur avanciert in den Theorien des Poststrukturalismus zu einem ‚Gedächtnis‘ des ‚Verdrängten‘ in der Sprache. So kehren poetische Schöpfungen nach Kristeva „die Schranken des gesellschaftlich nützlichen Diskurses hervor und tragen den Stempel dessen, was verdrängt wurde: des *Prozesses*, der über das Subjekt und die Kommunikationsstrukturen hinausweist“.⁵² Die bulgarisch-französische Literaturwissenschaftlerin Kristeva prägte eine spezifische Denkrichtung des Poststrukturalismus, für die sie den Begriff der ‚Intertextualität‘ einführte. Aus ihrer Perspektive sind ‚Texte‘ nichts anderes als mehr oder weniger stringent zusammenhängende, d.h. aufeinander verweisende Zeichen. So erscheint ihr auch jeder Text als Verweis auf einen anderen Text, was zu der Konsequenz führt, dass die gesamte Erfahrungswirklichkeit der Menschen ein riesiger, sich beständig selbsttransformierender und selbstproduzierender ‚Text‘ ist. Kristeva schloss an die Arbeiten ihres akademischen Lehrers Derrida an, der als Begründer der Dekonstruktion gilt. Seine frühen Arbeiten beschäftigten sich kritisch mit der westlich-metaphysischen Tradition des ‚Logozentrismus‘, von dessen Ursprungsdenken und ‚Phonozentrismus‘ Derrida sich absetzte. Im Gegensatz zur abendländischen Philosophie, die verschiedene Begriffe als Signifikanten eines transzendentalen Signifikats bestimmte (Gott, Vernunft, Sinn, Identität usw.) und über Oppositionspaare (Gott/Teufel, Vernunft/Unvernunft, Sinn/Unsinn, Identität/Differenz) eine festgefügte hierarchische Ordnung erzeugte, betonte Derrida die „Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats“ und öffnete das Feld des Bezeichnens ins Unendliche.⁵³ Zugrunde lag dem Ansatz eine Aufwertung der ‚Schrift‘ gegenüber der ‚Stimme‘. Während die Stimme aufgrund ihrer Bindung an den Logos (das sprechende Subjekt) die Präsenz des Signifikats betone, erweise sich die Schrift als Ort der Differenz. In ihr sei die Folge der Signifikanten nicht auf ein Signifikat rückführbar, da sie durch die Arbitrarität und Differenzialität des Zeichens geprägt sei. Jede neue Lektüre einer Schrift verschiebe durch eine Aktualisierung der Sinnkonstitution die ursprüngliche Signifikat-Annahme und führe zu neuen Sinnkonstitutionen, die unendlich weitergeführt werden könnten. Diesen Vorgang und die ihm zugrunde liegende Bedingung der Differenzproduktion versuchte Derrida mit dem Begriff der ‚Différance‘ zu fassen. Als Konsequenz der Auflösung einer Einheit von Signifikant und Signifikat formulierte Derrida einen neuen Textbegriff, an den Kristeva u.a. anschließen konnten. ‚Texte‘ sind nach Derridas Lesart immer Transformationen anderer Texte, so wie Zeichen Umwandlungen anderer Zeichen sind. Demzufolge könne man sich nicht mit einem Text von einer hierarchisch höheren Position aus über andere Texte äußern. Aus dieser Perspektive wird Interpretation im herkömmlichen hermeneutischen Sinne unmöglich. An ihre Stelle tritt das Verfahren der Dekonstruktion, das Derrida an zahlreichen Texten vorgeführt hat. Die Funktion der dekonstruktiven Lektüre besteht darin, die unendlichen Verweisungsketten aufzudecken und nachvollziehbar zu machen. Sie will zeigen, dass in jeder Bedeutungsbildung bereits die eigene Selbstauflösung der Bedeutung angelegt ist. Der französische Philosoph Barthes übertrug die poststrukturelle Zeichenkonzeption auf die Bezugsebene des Lesers und radikalisierte damit die Ansätze der Rezeptionsästhetik. Sein Ausgangspunkt, dass der Leser in der Lektüre das Potential des unendlichen Verweisungsspiels der Texte überhaupt erst aktualisiert, war ja bereits im Begriff der ‚Horizontverschmelzung‘ angelegt. Bei Barthes jedoch spitzte sich die Vorstellung von der Erzeugung des Textes durch den Leser auf die Formel vom ‚Tod des Autors‘ zu. Die These war: Indem der Leser die Texte liest, schreibe er sie erst eigentlich. Da die Lektüre keinem Sinnzwang unterworfen ist und der Leser die Freiheit besitzt, Sinn zu- oder

⁵¹ Als Gründungstext gilt Jacques Lacan: Das Seminar über E. A. Poes „Der entwendete Brief“. In: Ders.: *Schriften* (1966), Bd. 1, Olten 1973, 7-60.

⁵² Julia Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt a. M. 1978 (frz. 1974), 30.

⁵³ Jacques Derrida: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a. M. 1976 (frz. 1967), 424.

abzuerkennen, geht es nach Barthes letztlich beim Lesen um nichts anderes als um das Ausleben und Aktualisieren von Lust.⁵⁴

Ein anderes Bezugsfeld wählte Foucault. Sein Interesse richtete sich auf ‚Redeformationen‘ (Diskurse), die historisch situiert sind und die neben Texten auch kulturelle Praktiken enthalten. Mit dem Begriff des Diskurses schränkte Foucault einerseits die Intertextualitätsthese in gewisser Weise ein, weil der Verweisungszusammenhang nur noch auf bestimmte Texte zutraf, andererseits gerieten auch nicht-textuelle Praktiken bzw. Institutionen in den Blick. In seiner Antrittsvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* von 1970 formulierte Foucault die grundlegenden Prämissen seiner Diskurstheorie: Diskurse unterliegen einer Kontrolle und Kanalisation durch bestimmte Prozeduren, zu denen Foucault verschiedene Formen der Ausschließung, Klassifikation oder Sprachregelung zählte. Diskursanalytische Untersuchungen sollten nun mittels Umkehrung gängiger Diskursregeln und durch Beachtung von Diskontinuitäten die Aufmerksamkeit auf das ‚Verdrängte‘ des Diskurses lenken. Insbesondere ging es Foucault darum, Zuschreibungen offen zu legen, in denen die Berufung auf ein begründendes Subjekt oder auf eine ursprüngliche Erfahrung den Umstand verdeckt, dass sich Redegegenstände überhaupt nur im Rahmen von Diskursen (und dann auch nur vorläufig) konstituieren können. Insofern hier die historische Dimension stark gemacht wurde und die Analyse von Dokumenten im Zentrum stand, unterschied sich der Ansatz von textorientierten poststrukturalen Konzepten, die eine Kritik an der Repräsentationsfunktion von Sprache in den Vordergrund rückten.

So enthielten die einzelnen Ansätze poststrukturalistischer Provenienz sehr unterschiedliche Optionen für eine Anknüpfung von literaturwissenschaftlicher Seite. Zum einen beförderten sie Arbeiten, die sich an der Dekonstruktion orientierten, zum anderen brachten sie vor allem im Bereich der Genderforschung Untersuchungen hervor, die poststrukturelle Annahmen mit Einsichten der Psychoanalyse verbanden. Darüber hinaus schloss die Literaturwissenschaft an den Diskurs-Begriff bei Foucault an, der es ermöglichte, Literatur teils als Diskursart, teils als Objekt einer historiographischen Epistemologie zu beschreiben (Vgl. Jahraus 2004; Fohrmann 2003; Bossinade 2000).

Deconstruction in den USA. Bereits 1966 stellte Derrida seine Theorie auf der späterhin als Strukturalistenkongress bezeichneten Tagung *The Languages of Criticism and the sciences of Man* an der Johns Hopkins University in Baltimore vor. Hier traf er u.a. auf Lacan, Barthes und den belgischen Literaturtheoretiker Paul de Man. Letzterer war nach einer Lehrtätigkeit in Cornell gerade an die Johns Hopkins Universität berufen worden und verhalf wenige Jahre später gemeinsam mit J. Hillis Miller, Harald Bloom und Geoffrey Hartman der poststrukturalistischen Theoriebildung zum ‚Durchbruch‘. Eine nicht unwesentliche Rolle für die Durchsetzung des dekonstruktivistischen Konzepts spielte die Universität Yale, die die einzelnen poststrukturalen Denker institutionell zusammenband und von wo aus unter Mitwirkung Derridas 1979 der Band *Deconstruction and Criticism* als „Yale Manifesto“ für Aufmerksamkeit sorgte. Während die neuen französischen Theorien aufgrund der sprachanalytischen Ausrichtung auf die US-amerikanische Philosophie kaum Einfluss gewannen, fanden sie im literaturwissenschaftlichen Bereich, hier vor allem in der Komparatistik und Romanistik, positive Aufnahme.

Eine starke Resonanz erfuhr das von de Man entwickelte Konzept einer „Rhetorik der Unlesbarkeit“ (Jahraus 2004, 328). Nach de Man unterläuft die Rhetorik eines Textes, d.h. die sprachliche Form seines Arguments, jede konsistente Bedeutungsabsicht. Rhetorik wurde hier nicht im herkömmlichen Sinn als Moment des Figurativen definiert, sondern als wechselseitige Suspendierung einzelner Bedeutungselemente. Da die Sprache ihren Gegenstand durch ihre eigene Funktionsweise überhaupt erst konstituiert, verstelle sie immer zugleich den Blick auf das, was sie vor Augen zu führen vorgibt. Diese innere Gegenläufigkeit fasste de Man als Dialektik von *Blindness and Insight* (1971) auf. Texte werden demnach unlesbar, weil jedes Lesen notwendig ein sich *Verlesen* impliziert. Die Unlesbarkeit von Texten wird so zur konstitutiven Eigenschaft von Texten gemacht, die eine dekonstruktive Lektüre zu demonstrieren habe.

⁵⁴ Roland Barthes: *Die Lust am Text*. Frankfurt a. M. 1974 (frz. 1973).

Texte, die ihre eigene Unlesbarkeit selbst reflektieren, indem sie die unmöglichen Bedingungen ihrer Lesbarkeit thematisieren, nannte de Man *Allegorien des Lesens* (engl. 1979).

In den 1980er Jahren erlangte diese Spielart des Dekonstruktivismus in der sogenannten Schule der *Yale Critics* große Bedeutung. Da man in literarischen Texten das Problem der Unlesbarkeit am eindringlichsten thematisiert sah, wurde Literatur zu einem bevorzugten Untersuchungsmedium. Zunächst konzentrierten sich die Arbeiten auf die Periode der Romantik, wurden dann aber auf alle möglichen Epochen und Texte der Literaturgeschichte ausgedehnt. Wegen ihrer Beschränkung auf einen begrenzten Literaturkanon sind die *Yale Critics* von verschiedenen Seiten attackiert worden. Es wurde moniert, dass sie dem *New Criticism* trotz neuer Terminologie zu sehr verhaftet blieben. Zudem warf man den Dekonstruktivisten einen hegemonialen Gestus vor, weil sie beanspruchten, gegen Rückständigkeit und Anti-Intellektualismus anzutreten. Diese Kritik verschärfte sich, als 1987 kollaborative Zeitschriftenartikel de Mans aus der Zeit der nationalsozialistischen Besetzung Belgiens an die Öffentlichkeit kamen.⁵⁵

Intensive Aufnahme erfuhr die dekonstruktivistische Theoriebildung in der feministischen Forschung, insbesondere bei einer Gruppe von Literaturwissenschaftlerinnen in Yale. In Anlehnung an Konzepte des sogenannten *French Feminism* und der Dekonstruktion de Mans postulierten Mary Jacobus, Shoshana Felman, Barbara Johnson und Gayatri Chakravorty Spivak das Programm einer *Gender Theory*. Dekonstruktivistisch und diskurstheoretisch orientierte Verfahren lösten hiermit bisher dominierende gesellschaftshistorische und kultursoziologische Zugangsweisen in der feministischen Literaturwissenschaft ab. Die Differenzierung und Dekonstruktion von Identitäten, Metaphorisierungen von Weiblichkeit sowie die Analyse des Konstruktionscharakters von Geschlechtsidentitäten rückten ins Zentrum der Forschung (Babka 2004, 206-213).

Aufnahme im deutschsprachigen Raum. Gewannen die Theorien in den USA insbesondere in den Departments für Comparative Literature und French Studies um 1970 zunehmend an Einfluss, so dominierten in der Bundesrepublik bis zum Ende der 1970er Jahre Vorbehalte gegen die neue, als ‚Pariser Mode‘ bezeichnete Richtung. Poststrukturalistische Schriften galten als ‚hermetisch‘, ‚latent vernunftfeindlich‘ und auf eine ‚Zerstörung des Subjekts‘ zielend. Deutsche Übersetzungen kamen nur langsam auf den Buchmarkt. Abgesehen von Derridas *Grammatologie*, die bereits 1974 bei Suhrkamp erschien (übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler), gelangten zunächst nur Auszüge aus Schriften von Kristeva und Lacan sowie Schriften von Foucault in die Öffentlichkeit. Die meisten Texte publizierte der *Merve*-Verlag seit Mitte der 1970er Jahre, bevor ab 1985 der *Passagen*-Verlag in Wien die Verbreitung beförderte. Die zögerliche Aufnahme hatte u.a. mit Verständnis- und Übertragungsproblemen zu tun, da die französische Theoriesprache gewohnten akademischen Maßstäben zuwiderlief (Bossinade 2000, 12). Hauptsächlich verhinderten jedoch die vorherrschenden Konzepte der Sozialgeschichte und des Strukturalismus die Durchsetzung des Poststrukturalismus. Dafür bezeichnend ist, dass frühe Einführungen in poststrukturelle Theorien zunächst noch unter dem Oberbegriff des Strukturalismus (bei Jan Broekman, 1971 und Helga Gallas, 1973) erschienen.

Um 1980 zeichnete sich jedoch eine Neuorientierung ab, die nicht zuletzt durch den Freiburger Band *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* von Friedrich Kittler (1980) eingeleitet wurde. Bereits 1977 hatten Kittler und Horst Turk mit *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik* die Diskussion über diskurstheoretische Ansätze eröffnet. Unter Rekurs auf Arbeiten Foucaults, Lacans und Derridas wurden hier Untersuchungen vorgestellt, die Verschränkungen der ‚Rede‘ mit ‚sexuellem Begehren‘ und ‚Macht‘ aufspüren wollten. Hinzu trat 1978 der Einführungsband Günther Schiwys *Kulturrevolution und ‚Neue Philosophen‘*. 1985 kam er in ähnlicher Version noch einmal auf den Markt - nun jedoch mit dem zeitbedingt angepasstem Titel *Poststrukturalismus und ‚Neue Philosophen‘*. Für die literaturwissenschaftliche Poststrukturalismusrezeption waren zu Beginn der 1980er Jahre neben Freiburg die Universitäten Bochum und Konstanz von Bedeutung. Hier setzte sich

⁵⁵ Vgl. David Lehmann: *Signs of the Times. Deconstruction and the Fall of Paul de Man*. New York 1991.

Karlheinz Stierle mit dem Ansatz Kristevas auseinander (1983), Renate Lachmann begann mit ihren Forschungen zur Dialogizität und zum Intertextualitätsbegriff (seit 1982). Insbesondere die Arbeiten auf dem Gebiet der feministischen Kulturkritik trugen zu einer verstärkten Rezeption poststrukturalistischer Ansätze bei. 1976 kam der Textband *Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen* der französischen Philosophin Luce Irigaray heraus, die eine diskurskritische Perspektive in die feministische Debatte einführte. Übersetzungen der Texte anderer französischer Feministinnen (Kristeva, Hélène Cixous) folgten. Im Unterschied zur frühen Phase feministischer Literaturtheorie verabschiedeten sich die poststrukturalen Ansätze von der Praxis, weibliche Autorschaft und feministische Kritik an außersprachliche Erfahrungen zu koppeln und dadurch zu autorisieren. Das Interesse richtete sich nun auf die Einschreibung von Geschlechterdifferenz in Texte, die zum Ausgangspunkt einer feministischen ‚Re-Lektüre‘ gemacht wurde. Poststrukturelle Positionen lenkten einerseits den Blick verstärkt auf eine ‚imaginierte Weiblichkeit‘, die im Kontext umfassender kultureller Praktiken verortet wurde, andererseits führten sie zu Analysen geschlechtskritischer literarischer Diskurse anhand exponierter Texte (Bossinade 2000).

Eine wichtige Rolle für die Vermittlung von Hermeneutik und Poststrukturalismus spielte die 1983 publizierte Vorlesungsreihe von Manfred Frank *Was ist Neostrukturalismus?* Frank versuchte unter Rekurs auf die Philosophie Schleiermachers und auf dessen Begriff der Divination beide Positionen zu verbinden und begründete damit eine Art ‚Neohermeneutik‘. Er brachte auch die Hauptvertreter der beiden Richtungen Gadamer und Derrida im Pariser Goethe-Institut 1981 zusammen. Im Gespräch zeigte sich deutlich die Differenz der Positionen. Derrida beharrte auf einer Unentscheidbarkeit der Sinnzuweisung und stellte die ‚Arbeit am Verdrängten‘ in den Vordergrund. Gadamer hielt hingegen an einem Kode-Modell von Sprache und einem ‚idealistischen Verstehensbegriff‘ fest.⁵⁶

Durchsetzung und Kritik poststrukturalistischer Ansätze. Dass um 1990 die Integration poststrukturalistischer Theoreme in den pluralisierten Theorienkatalog der Literaturwissenschaften eine neue Stufe erreichte, lässt sich zum einen an den vermehrt erscheinenden Theorie-Einführungen zu Derrida (Heinz Kimmerle, 1988), Kristeva (Inge Suchsland, 1992) und allgemein zur Dekonstruktion (Peter V. Zima, 1994) ablesen. Zum anderen stiegen die Lehrangebote zu Diskursanalyse, strukturaler Psychoanalyse und Dekonstruktion. In den 1970er Jahren vermittelten vornehmlich Gastdozenten aus Frankreich und den USA die neuen Theorien und Verfahren. Bis 1990 übten sie - abgesehen von einzelnen Instituten - keinen nachhaltigen Einfluss auf die Lehre aus (Rosenberg 2000, 94). Im wiedervereinigten Deutschland konnten sie sich innerhalb eines zunehmend pluralisierten Wissenschaftsdiskurses schnell integrieren. Mit steigender Akzeptanz nachstrukturaler Theorieansätze war zugleich eine Ausdifferenzierung der einzelnen Wissensrichtungen verknüpft. Auf akademischer Ebene sprach man seit 1990 nicht mehr von *dem* Poststrukturalismus, sondern von Spielarten der Dekonstruktion, von Kristevas Semiotik, Lacanscher Psychoanalyse oder Foucaultscher Diskurstheorie. Das belegen unter anderem auch nach 1990 erscheinende Bände zur Literaturtheorie (z.B. Klaus Michael Bogdal, 1990), in denen einzelne Varianten poststrukturalistischer Theoriebildung mit Blick auf Lösungsvorschläge und Konsequenzen für die literaturwissenschaftliche Praxis vorgestellt wurden.

Die Berufung auf die unterschiedlichen Konzepte führte zu einer Fülle von literaturwissenschaftlichen Arbeiten, die trotz ihrer Gemeinsamkeit (der Kritik der Repräsentationstheorie des sprachlichen Zeichens) in ihrer Disparatheit kaum mehr zu überschauen waren. Die Tendenz, poststrukturalistische Denkansätze sowohl untereinander selektiv zu kombinieren als auch mit Theorien anderer Denkrichtungen zu verkoppeln, rief vielfach die Kritik an einer zunehmenden methodologischen Indifferenz hervor. Zudem lassen sich eine Vielzahl unreflektierter Applikationen poststrukturaler Theorien auf den gängigen Kanon finden. Oftmals machen sie Literatur zu einem bloßen Exempel theoretischer Vorgaben. Auch wenn die literaturwissenschaftliche Praxis bezeugt, dass hinter bestimmte Einsichten

⁵⁶ Vgl. Philippe Forget (Hg.): *Text und Interpretation*. Deutsch-französische Debatte mit Beiträgen von J. Derrida/Ph. Forget/M. Frank/H.-G. Gadamer/J. Greisch/F. Laruelle. München 1984.

poststrukturaler Denkweise nicht zurück gegangen werden kann, so wäre es verfehlt, von einem Siegeszug des Poststrukturalismus in den Literaturwissenschaften zu sprechen. Das hat vor allem damit zu tun, dass poststrukturalen Theorien eine gemeinsame axiomatische Basis fehlt, auf der z.B. der Strukturalismus operieren kann. Zudem wurde der Poststrukturalismus in den 1990er Jahren durch Ausrichtungen wie Konstruktivismus, Anthropologie und weitere kulturwissenschaftlich orientierte Konzeptualisierungen erweitert und/oder in Frage gestellt. Solche kulturwissenschaftlichen Ausrichtungen setzen Bezugshorizonte wieder in Kraft, die eine radikale Dekonstruktion gezeugnet hatte. Ging es in textorientierten Ansätzen im Sinne Derridas darum, mit dem Verweis auf die Unabschließbarkeit der Zeichenverwendung alle Kontextualisierungsmöglichkeiten aufzuheben, so gelten für neuere Ansätze wie den *Cultural*, *Postcolonial* und *Gender Studies* oder auch dem *New Historicism* Kultur, Geschichte und Geschlecht als „reparadigmatisierte“ Kontexte (Jahraus 2004, 337). Dabei knüpfen sie jedoch nicht an marxistische oder soziologische Modelle an, sondern betonen prinzipiell den Konstruktionscharakter von Wirklichkeit. Die genannten Positionen sind Teil eines Prozesses, der als sogenannte ‚kulturwissenschaftliche Wende‘ seit etwa 1990 die Literaturwissenschaften maßgeblich bestimmt.

1. 4. 6 Grenzen der Literatur? Kulturwissenschaftliche Orientierungen

Schon in den 1980er Jahren lassen sich vielfältige Bemühungen beobachten, ‚Kulturwissenschaft‘ als neues Forschungsparadigma, als Einzelwissenschaft oder als theoretisches Konzept der Literaturwissenschaft zu etablieren. Bis heute ist man sich jedoch keineswegs darüber einig, was ‚Kulturwissenschaft‘ genau umfasst und ob sie als neue Perspektivierung im Rahmen einzelner Disziplinen oder als eigenes Fach betrachtet werden soll (Schöblier 2006, VII). Gemeinsam ist diesen Bestrebungen allerdings die Überzeugung, dass der Begriff der ‚Kultur‘ geeignet sei, übergreifende Gegenstandsbereiche der klassischen Geisteswissenschaften zu bezeichnen. Ihrer historischen Semantik zufolge beziehe ‚Kultur‘ neben geistigen Anteilen auch alle bearbeitenden, herstellenden und pflegenden Tätigkeiten des Menschen ein⁵⁷ und überschreite damit Betrachtungsweisen der allein auf den ‚Geist‘ bezogenen Wissenschaften. In einem weiten Sinn steht ‚Kulturwissenschaft‘ demnach für einen übergreifenden Bezugsrahmen, der die traditionellen Fächer der Philosophischen Fakultät integriert. Aus dieser Perspektive wäre Literaturwissenschaft eine Kulturwissenschaft unter anderen. Eine zweite Bedeutungsdimension betrifft ‚Kulturwissenschaft‘ als Einzelwissenschaft, die den Anspruch besitzt, „die heterogenen, hochspezialisierten, gegeneinander abgeschotteten Ergebnisse der Wissenschaften zu ‚dialogisieren‘“ (Böhme/Scherpe 1996, 12). Das inzwischen vielerorts institutionalisierte Fach ‚Kulturwissenschaft‘ will neue Betrachtungsweisen herkömmlicher, in den Philologien, den Sozial- und Geschichtswissenschaften beheimateter Gegenstände anbieten. Aufgrund der heterogenen Zusammensetzung seiner Gegenstände und einer unübersichtlichen Methodenvielfalt kommt es hier zu immer neuen Bemühungen, den eigenen Umgang mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zu präzisieren.⁵⁸ Eine weitere, zumindest begriffsgeschichtlich fundierte Dimension von ‚Kulturwissenschaft‘ hängt mit der aus dem anglo-amerikanischen Bereich stammenden Forschungstradition der Cultural Studies zusammen. Die nach 1960 in Großbritannien entwickelte Richtung zielte auf eine marxistisch grundierte Erforschung der zeitgenössischen Populärkultur und war in großen Teilen ideologiekritisch motiviert. In den 1970er Jahren gewannen die Cultural Studies auch in den USA an Bedeutung, erfuhren hier aber eine Modifizierung, indem nicht mehr nur Minoritäten- und Volkskultur Berücksichtigung fanden, sondern der Gegenstandsbereich grundsätzlich auf andere Kulturen und

⁵⁷ Hartmut Böhme: Vom Cultus zur Kultur(wissenschaft). Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs. In: Glaser/Luserke 1999, 48-61.

⁵⁸ Stellvertretend Hartmut Böhme/Peter Matussek/Lothar Müller (Hg.): *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek 2000 und Heide Appelsmeyer/Elfriede Billmann-Mahecha (Hg.): *Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*. Weilerswist 2001.

Länder ausgedehnt wurde. Trotz einiger inhaltlicher und methodischer Anknüpfungspunkte grenzt sich ein für die deutschen Literaturwissenschaften produktiv gewordenen Konzept von ‚Kulturwissenschaft‘ von diesen Tendenzen ab.⁵⁹ Die vierte, für unseren Zusammenhang wichtigste Begriffsverwendung von ‚Kulturwissenschaft‘ bezeichnet eine für die Literaturwissenschaft unmittelbar anschlussfähige methodische Option. ‚Kulturwissenschaft‘ als Konzeptualisierung der Literaturwissenschaft wird gegenwärtig entweder als Möglichkeit neben anderen betrachtet oder als neues ‚Paradigma‘ eingeführt wird, das die literaturwissenschaftliche Praxis dominiert (Benthien/Velten 2002, 15f.). Letztere Position rekurriert auf neueste Theorieentwicklungen in den Literaturwissenschaften, die zeigten, dass es keine klar abgrenzbaren und sich ausschließenden Methoden mehr gäbe, sondern überwiegend „graduell unterschiedliche Anwendungen kulturwissenschaftlichen Arbeitens“, die auf eine Überschreitung disziplinärer Grenzen abzielten (Ebd.). In diesem Sinn fungiert ‚Kulturwissenschaft‘ als eine Art „Sammelbegriff für einen offenen und interdisziplinären Diskussionszusammenhang“ mit unterschiedlicher Reichweite und definiert sich im Hinblick auf jeweils verwendete Kulturbegriffe und Kulturtheorien (Nünning 2004, 368).

Debatten um eine Neuausrichtung

Warum kam es seit 1990 zu einer Aufmerksamkeit für divergierende Fragestellungen, die sich begrifflich und konzeptuell unter dem Label ‚Kulturwissenschaft‘ verdichten konnten? Welche institutionellen und wissenschaftsimmanenten Faktoren beförderten die Integration kulturwissenschaftlicher Betrachtungsweisen in die literaturwissenschaftliche Praxis? Um Antwort auf die Fragen zu gewinnen, kann ein Blick auf die literaturwissenschaftliche Selbstreflexion seit Ende der 1980er Jahre helfen. Wie bereits ausgeführt (Vgl. III.1.4.2.1) war die institutionelle Situation in Deutschland durch Legitimationsdruck und intensive Suche nach neuen Leistungsbeziehungen der Literaturwissenschaften geprägt. Vereinzelt griffen schon Mitte der 1980er Jahre Vertreter unterschiedlicher Philologien auf kulturwissenschaftliche Konzepte zurück. Orientierte sich die Anglistik/Amerikanistik schon früh an den *Cultural Studies* und betrachtete Kulturwissenschaft ähnlich wie die Romanistik als eine Erweiterung der traditionellen Landeskunde,⁶⁰ so beschäftigten sich Komparatistik und Germanistik mit interkulturellen Prozessen.⁶¹ Zudem hatte sich gezeigt, dass eine ‚modernisierte Informationsgesellschaft‘ neue Anforderungen an die Wissenschaften stellte, die es auch von literaturwissenschaftlicher Seite zu bedenken galt. Die Themen der um 1990 veranstalteten Germanistentage dokumentieren eine verstärkte Reflexion dieses Wandels. So verständigte man sich 1987 über Konzepte, die als Angebote einer „gesellschaftlichen Selbstbeteiligung unter hochtechnischen Bedingungen“ gelten sollten.⁶² U.a. war hier eine Sektion ‚Germanistik als Kulturwissenschaft‘ vertreten, in der interkulturell-semiotische Modelle, kollektivsymbolische Ansätze und das Konzept ‚Germanistik als angewandte Kulturwissenschaft‘ vorgestellt wurden. Eine so verstandene ‚Kulturwissenschaft‘ orientierte sich weitgehend an strukturalistischen oder sozialgeschichtlichen Konzeptionen, wie sie in der Bundesrepublik der 1970er Jahre dominierend waren. Einige Jahre später sollten vor allem poststrukturalistische Theorien die Grundlage für kulturwissenschaftliche Ansätze bieten. Dies bezeugen die Beiträge auf dem ersten gesamtdeutschen Germanistentag nach Kriegsende 1991: Unter der Überschrift *Kultureller Wandel und die Germanistik der Bundesrepublik* fragten die Beteiligten danach, „ob und wie die Germanistik als

⁵⁹ Vgl. Britta Herrmann: *Cultural Studies* in Deutschland: Chancen und Probleme transnationaler Theorie-Importe für die (deutsche) Literaturwissenschaft. In: Nünning/Sommer 2004, 33-53.

⁶⁰ Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink/Dorothee Röseberg (Hg.): *Landeskunde und Kulturwissenschaft in der Romanistik*. Tübingen 1994; Herbert Grabes: *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Anglistik*. In: Nünning/Sommer 2004, 79-94.

⁶¹ Alois Wierlacher (Hg.): *Das Fremde und das Eigene: Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München 1985; Manfred Koch: *Der Maßstab der Kulturen. Überlegungen zu Geschichte und Gegenwart interkultureller Literaturwissenschaft (Komparatistik u. interkulturelle Germanistik)*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 23. Jg., 2 (1992), 13-29.

⁶² Klaus R. Scherpe: *Ist eine Modernisierung der Germanistik möglich? Gedanken und Vorschläge zur gesellschaftlichen Selbstbeteiligung unter hochtechnischen Bedingungen*. In: Norbert Oellers (Hg.): *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung*. Tübingen 1988, Bd. 1, 1-18.

Kulturwissenschaft auf den kulturellen Wandel in der Bundesrepublik“ einwirken könne.⁶³ In einem einleitenden Plenumsvortrag wurde zudem nahegelegt, *Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben* zu begreifen.⁶⁴ ‚Interdisziplinarität‘ avancierte um 1990 zu einem der wesentlichen Leitbegriffe, die die kulturwissenschaftliche Wende begleiteten. Der Begriff spielte zwar schon zuvor (v.a. seit den 1970er Jahren) eine Rolle, doch zeigt sich um 1990 ein fast schon ‚inflationärer‘ Gebrauch, der als Gegenreaktion auf die fortschreitende Spezialisierung in den etablierten wissenschaftlichen Disziplinen gedeutet werden kann. Gerade von einer kulturwissenschaftlichen Herangehensweise wurde nun erwartet, die „heterogenen, hochspezialisierten, gegeneinander abgeschotteten Ergebnisse der Wissenschaften“ zu kommunizieren und „disziplinäre Grenzen“ zu verflüssigen (Böhme/Scherpe 1996, 12). Hervorgerufen wurde die verstärkte Reflexion über ‚Interdisziplinarität‘ nicht zuletzt durch die Umstrukturierung und Neuorganisation von Forschung und Lehre in den neuen Bundesländern. ‚Interdisziplinarität‘ sollte nicht nur als Ergänzung der disziplinären Methodiken verstanden werden, sondern als Projekt einer radikalen Umgestaltung von Wissenschaft mit neuer Forschungspraxis fungieren.⁶⁵

Andererseits sah man aber auch die Gefahren einer Heterogenisierung des ‚Wissens‘ in den einzelnen Wissenschaften. So wurde befürchtet, dass in den Literaturwissenschaften stringente und komplexe literaturtheoretische Positionen durch hybride und z.T. unpräzise Modelle der Kulturwissenschaft verdrängt und vereinfacht würden. Durch eine ‚Deprivilegierung‘ des Literarischen, welche kulturwissenschaftliche Ansätze mit sich brachten – weil sie den literarischen Text einerseits in außer-literarischen Bereichen (wie Medizin, Ökonomie, Recht) positionierten und andererseits nicht-literarische Texte als narrative, rhetorisch organisierte Konstrukte zum Untersuchungsgegenstand machten – erschien der ‚eigentliche‘ Gegenstandsbereich gefährdet. Deshalb wurde betont, dass „interdisziplinär angelegte Forschungsprojekte“ nicht den „disziplinspezifischen Gegenstand aus den Augen“ verlieren dürften.⁶⁶ Die Debatten um das Pro und Contra einer kulturwissenschaftlichen Neuorientierung hielten die gesamten 1990er Jahre an und wurden u.a. im *Schiller-Jahrbuch* und unter Beteiligung von Fachvertretern unterschiedlicher Philologien ausgetragen. Das Themenspektrum umfasste Fragen nach den Chancen und Problemen des Pluralismus, Diskussionen über den Ertrag des Neuen in der Literaturwissenschaft und Überlegungen zum Gegenstandsverlust der Literaturwissenschaft.⁶⁷ Die Debatten zeigten, dass die Integration kulturwissenschaftlicher Theoriebestände und Arbeitsweisen durchaus auch Bedenken und Widerstände hervorrief. Die Kritiker richteten sich gegen die wachsende Indifferenz gegenüber dem ‚klassischen‘ Text, monierten Tendenzen, in fachfremden Bereichen zu dilettieren und erblickten in der kulturwissenschaftlichen Erweiterung nur die passive Rezeption einer Modeerscheinung. Skepsis und Kritik wurde auch in wissenschaftsexternen Publikationsforen formuliert.⁶⁸

Trotz dieser intensiven Auseinandersetzungen hatte sich ‚Kulturwissenschaft‘ zur Jahrtausendwende mehr oder weniger als universitäre Organisationsform und Forschungspraxis etabliert. Davon zeugen die steigende Anzahl der gegründeten kulturwissenschaftlichen Institute wie auch der kulturwissenschaftlichen Fachbereiche an literaturwissenschaftlichen, ethnologischen oder sozialwissenschaftlichen Instituten. In rascher Folge wurden kulturwissenschaftliche Sonderforschungsbereiche eingerichtet und kulturwissenschaftliche Verlage, Zeitschriften

⁶³ Johannes Janota (Hg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik*. Tübingen 1993, Bd. 2, X.

⁶⁴ Siegfried J. Schmidt: *Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben*. In: Ebd., 3-19.

⁶⁵ Dazu Wolfgang Frühwald u.a.: *Geisteswissenschaften heute*. Frankfurt a. M. 1991.

⁶⁶ Wilhelm Vosskamp: *Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft*. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a. M. 1990, 240-247, 247.

⁶⁷ Winfried Barner: „Pluralismus“: Zur ersten Diskussionsrunde. In: *Schiller-Jahrbuch* 35. Jg. (1991), 297-299; Walter Müller-Seidel: Diskussion über das Neue in der Literaturwissenschaft. Fortschritte, Innovationen, Moden. In: *Schiller-Jahrbuch* 37. Jg. (1993), 1-8; Winfried Barner: Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Zur ersten Diskussionsrunde, in: *Schiller-Jahrbuch* 42. Jg. (1998), 457-462.

⁶⁸ Hans-Harald Müller: „Aus den fremdartigsten Säften zusammengebraut“. Die verlorene Einheit der Philologie im Medium der Kulturwissenschaft – Zwei Legenden. In *Frankfurter Rundschau* 203 (2.9.1997), 12; Friedrich Vollhardt: Kittlers Leere. Kulturwissenschaft als Entertainment. In: *Merkur* 55. Jg., 8 (2001), 711-716.

und Schriftenreihen gegründet.⁶⁹ Einführungsbände verhandelten Theorien und Modelle einer kulturwissenschaftlich ambitionierten Literaturwissenschaft (z.B. Böhme/Scherpe 1996, Benthien/Velten 2002). Als Faktoren, die zur Durchsetzung des ‚Reformprojekts Kulturwissenschaft‘ führten, können angeführt werden: Bemühungen zur Überwindung der bisherigen institutionellen Aufteilung akademischer Disziplinen, der Wunsch nach Kanonrevision und Ausweitung des Gegenstandsbereichs literaturwissenschaftlicher Forschung, Skepsis gegenüber den herkömmlichen Text- und Literaturbegriffen, die Zurückweisung einer Dichotomie Hoch- vs. Populärkultur, die Einbeziehung von Medien und Medienkultur in das Untersuchungsfeld, eine Abkehr vom ‚Eurozentrismus‘ sowie die interkulturelle Erforschung einer neuen ‚Weltliteratur‘ (Nünning 2004, 369).

Inhaltlich bzw. methodisch vereinigt das Projekt ‚Kulturwissenschaft‘ vielfältige theoretische Anstöße aus unterschiedlichsten Wissenschaftsbereichen. Dazu zählen u.a. der (ethnologische) Strukturalismus (Claude Lévi-Strauss), die Literatursoziologie (Pierre Bourdieu), kultursemiotische Theorien (Umberto Eco), kulturanthropologische Konzepte (Clifford Geertz), Studien zu historisch bedingten ‚Aufschreibesystemen‘ (Friedrich Kittler) und der *New Historicism* (Stephen Greenblatt). Wesentlichen Anteil an der Ausprägung kulturwissenschaftlicher Verfahrensweisen in den Literaturwissenschaften hatten insbesondere feministische bzw. Gendertheorien sowie die historische Diskursanalyse (Michel Foucault). Im folgenden werden einzelne Ansätze kurz skizziert und die Modalitäten ihrer Übernahme in die Literaturwissenschaften angedeutet.

Theorien und Forschungsfelder

Das kulturwissenschaftliche Forschungsfeld ist schwer zu überschauen. Es gibt keine generelle Übereinstimmung über theoretische Grundlagen und Methoden der Kulturwissenschaft. Deshalb kann es hier nur um den Versuch gehen, einige wichtige Stränge kulturwissenschaftlicher Forschung aufzuzeigen und auf weiterführende Literatur zu verweisen.

Literarische Anthropologie: Die auf anthropologische und mentalitätsgeschichtliche Konzepte rekurrierende ‚literarische Anthropologie‘ basiert auf zwei Prämissen: *erstens* betrachtet sie literarische Texte als eine Form der menschlichen Selbsterkenntnis und *zweitens* akzentuiert sie eine Nähe literarischer Texte zu philosophischen und wissenschaftlichen Texten, die durch den Bezug auf anthropologische Fragestellungen gegeben sei. Es geht um die Erkenntnis des Menschen im Medium der Literatur und mit poetischen Mitteln. ‚Literaturwissenschaft als Anthropologie‘ umfasst zwei neuere Ansätze: das Konzept einer ‚Anthropologie der poetischen Funktionen‘ (Wolfgang Iser) und das kulturwissenschaftliche Neuverständnis von Literaturwissenschaft als historische Kulturanthropologie (Doris Bachmann-Medick). Für die zweite Richtung sind v.a. die ethnologischen Arbeiten von Clifford Geertz und James Clifford paradigmatisch, weil sie im Zuge des *linguistic turn* zu einer Öffnung der Ethnologie als Textwissenschaft beigetragen haben. Zum einen rückte ethnografisches Schreiben als narrativer Akt in den Fokus des Interesses, zum anderen wurde Literatur als Aushandlungsort von Differenzen, Identität und Fremdheit ernst genommen. Die Konzepte einer ‚literarischen Anthropologie‘ fragen nach der Rolle von Literatur im Hinblick auf die Entstehung der Anthropologie als Wissenschaft und untersuchen die Spezifik der literarischen Realisation ausgewählter Themenkomplexe: z.B. Mensch und Maschine, das Eigene und das Fremde, das Verhältnis von Körper und Seele, Konzeptionen des Psychischen und der Emotionalität, die Beziehung des Menschen zu seinen Zeichensystemen.⁷⁰

⁶⁹ Vgl. die Zusammenstellung kulturwissenschaftlicher Institutionen, Sonderforschungsbereiche und Online-Zeitschriften aus dem Jahr 2003 auf der Homepage der Zeitschrift *KulturPoetik*: <http://www.uni-saarland.de/fak4/fr41/Engel/kulturpoetik/bibliographien.htm> (20.11.2006).

⁷⁰ Vgl. Doris Bachmann-Medick (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M. 1996; Claudia Benthien: Historische Anthropologie. In: Benthien/Velten 2002, 56-82; Wolfgang Riedel: „Literarische Anthropologie“. In: Nünning 2004, 432-434; Fauser 2004, 41-65.

Der *New Historicism*, der ein Spektrum kontextorientierter ‚neuhistorischer‘ Ansätze bezeichnet, ist an den Namen Stephen Greenblatts gebunden, der um 1980 seine Arbeiten zur englischen Renaissance vorlegte. Sie richteten sich gegen die werkimmanente Methode des *New Criticism*, der das Kunstwerk als autonom voraussetzte und gesellschaftliche Kontexte vernachlässigte. Indem der *New Historicism* Austauschbeziehungen zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten (aus Medizin, Ökonomie, Recht usw.) rekonstruierte sowie anthropologische und theologische Grundannahmen als historisch veränderbare Kategorien bestimmte, trug er maßgeblich zur interdisziplinären Erweiterung und kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Literaturwissenschaft bei. Den Schwerpunkt bilden Analysen, die semantische Tauschprozesse zwischen Texten, d.h. Übernahmen und Transformationen von ‚Worten‘ und ‚Konzepten‘ verfolgen. Das Text-Kontext-Modell Greenblatts orientiert sich gleichermaßen an Foucaults Diskursanalyse und an der Intertextualitätstheorie. Inzwischen haben sich verschiedene Prämissen und Praktiken einer ‚neuhistorisch‘ verfahrenen Literaturwissenschaft herauskristallisiert. Es wird davon ausgegangen, dass Texte in ein dynamisches soziokulturelles und ästhetisches ‚Interdependenzgeflecht‘ eingebettet sind, wobei bestimmten Texten die Bedeutung semiotischer Kraftfelder eingeräumt wird. Innerhalb der ‚Zirkulation sozialer Energien‘ (Greenblatt) interessieren literarische Texte vorrangig in ihren Interaktionen mit anderen, auch nicht-literarischen Texten und kulturellen Praktiken. Die Lektüren versuchen kausale und teleologische Deutungsmuster zu unterlaufen und praktizieren die Darstellungstechnik der ‚dichten Beschreibung‘ (Geertz). Als bevorzugtes Arbeitsfeld des *New Historicism* gilt die Beschäftigung mit der Konstruktion von Identitäten. In kohärent wirkenden Texten werden Macht- und Unterdrückungsmechanismen erkundet, *race*, *class* und *gender* werden als historisch variable Kategorien gedeutet.⁷¹ In ihrer Ausrichtung auf Themen der Identitätskonstruktion weisen die kulturpoetologischen Studien des *New Historicism* Überschneidungen mit anthropologischen Ansätzen und mit den Postcolonial Studies auf.

Postkoloniale Literaturtheorie richtet ihren Fokus auf Literaturen, die vom Kolonialismus beeinflusst sind bzw. sich von ihm absetzen. Die Theorie basiert auf Arbeiten der Literaturwissenschaftler Edward W. Said, Gayatri Spivak und Homi K. Bhabha. Zwei Probleme stehen im Vordergrund. Einerseits geht es um die Verbindung von Macht und Wissen, die u.a. mit Hilfe des Konzepts der ‚différance‘ dekonstruiert werden soll (Spivak), andererseits wird der europäische Kanon für Artikulationsformen marginalisierter Gruppen geöffnet. Während die eine Forschungsrichtung die *postkoloniale Praxis* betont und an handlungsmächtigen Subjekten sowie an materialistischen Positionen festhält (Leela Ghandi), stellt ein poststrukturalistisch orientierter Ansatz ‚Identität‘ in Frage und geht von der Gespaltenheit jeder kulturellen Äußerung aus. Der Literatur wird in den Theoriemodellen die besondere Fähigkeit zugeschrieben, koloniale Situationen erfahrbar zu machen und Stimmen zu repräsentieren, die herrschende Ordnungen in Frage stellen. Entweder werden bisher marginalisierte Werke in den Vordergrund gerückt, um den westlichen Lesekanon aufzubrechen, oder kanonisierte Texte erfahren aus postkolonialer Perspektive eine Re-Lektüre (Said).⁷²

Gender Studies: Den Anspruch, die Ausschlussmechanismen der ‚westlichen‘ ‚männlichen‘ Gesellschaft freizulegen, haben die Postcolonial Studies mit den Gender und Queer Studies gemeinsam. Gender Studies gehen grundsätzlich davon aus, dass jede Form von kultureller Äußerung auch geschlechtlich codiert sei. ‚Geschlecht‘ wird dabei als eine sozial und kulturell konstruierte Größe aufgefasst. Die ‚geschlechtliche‘ Semantisierung kultureller Prozesse sichtbar zu machen und dabei Koordinaten wie ethnische Zugehörigkeit und Klassenordnung zu berücksichtigen, ist Aufgabe der Gender Studies, die sich aus der feministischen Forschung entwickelt haben. Zu den Grundannahmen zählt, dass sich ‚Männlichkeit‘ bzw. ‚Weiblichkeit‘ über Funktionen, Rollen, Praktiken etc. konstituieren und nicht kausal aus biologischen Unterschieden erklärbar sind. Im Unterschied zu den *Women's*

⁷¹ Weiterführend Moritz Baßler (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt a. M. 1995, 7-28; Laurenz Volkmann: „New Historicism“. In: Nünning 2004, 494-497; Schöblier 2006, 79-108.

⁷² Ergänzend Axel Dunker (Hg.): *(Post-)Kolonialismus und deutsche Literatur. Impulse der angloamerikanischen Literatur- und Kulturtheorie*. Bielefeld 2005; Schöblier 2006, 140-163; Fauser 2004, 35-40.

Studies geht es weniger um Kritik an männlicher Herrschaft und die Thematisierung einer Gleichberechtigung von Frauen, als vielmehr um spezifische Ausformungen von Geschlechterdifferenzen in unterschiedlichen Gesellschaften. Die Akzentverlagerung von *women* auf *gender* erfuhr einen wichtigen Impuls durch die Rezeption der Diskursanalyse Michel Foucaults. Die Studie *Gender Trouble* (1990) von Judith Butler fungierte in Deutschland als eine Art ‚Gründungstext‘ sowohl der *Gender* als auch der *Queer Studies*. Butler begreift das ‚biologische‘ Geschlecht (*sex*) als vollständig diskursiv und performativ konstruiert (*gender*) und hinterfragt die Festlegung auf eine Zwei-Geschlechter-Kategorie. Im Anschluss daran richtet sich neuere Forschung auf diskursive Kontextualisierungen von Geschlechtsidentitäten sowie auf Transformationen, in denen ‚Geschlechter‘ als ‚Maskerade‘ bzw. als ‚performativer Akt‘ sichtbar werden. Für die literaturwissenschaftliche Analyse werden entsprechend Texte relevant, in denen nicht mehr stabile Zuordnungen geschlechtlicher Kodierungen sondern Übergänge zwischen ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ zum Vorschein kommen. In den Blick geraten narrative Verfahren, symbolische Bedeutungszuschreibungen und literarische Zeichensysteme, die an der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen beteiligt sind.⁷³

Erinnerungsforschung: Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts legten Sigmund Freud, Maurice Halbwachs und Aby Warburg Forschungsansätze zu ‚Gedächtnis‘, Erinnerung bzw. *Memoria* vor, an die neuere Arbeiten anschließen. Für die Literaturwissenschaft ist v.a. der Zusammenhang von Literatur und *Memoria* interessant bzw. die Berührungen zwischen Literatur und ‚kollektivem Gedächtnis‘. Diese betreffen unterschiedliche Aspekte, die sich in drei Untersuchungsfelder untergliedern lassen: Erstens beziehen sie sich auf das ‚Gedächtnis der Literatur‘, das sich durch intertextuelle Bezüge in einzelnen Texten manifestiert und durch Kanon und Literaturgeschichtsschreibung gesellschaftlich institutionalisiert wird. Zweitens umfassen sie den Themenkomplex ‚Gedächtnis in der Literatur‘. Gefragt wird hier nach der Darstellung der beiden Aspekte von *Memoria* – ‚Gedächtnis‘ als Fähigkeit, d.h. das Erinnerungsvermögen, und dessen Voraussetzungen bzw. Erscheinungsformen und Beschränkungen sowie *Memoria* im sozialen Sinne, die ästhetischen Verfahren bzw. Funktionen des ‚Erinnerns‘ als Form sozialen Handelns von Individuen und Gruppen – in (der) Literatur. Drittens geht es um ‚Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses‘. Gegenstand sind die Funktionen, die Literatur als Gedächtnismedium (*Mnemotechnik*) in Erinnerungskulturen aufweist (u.a. durch Stiftung kollektiver Identitäten oder die Ausprägung bestimmter Vergangenheitsmodelle).⁷⁴

Auch die sog. *Medienkulturwissenschaft*, Anfang der 1990er Jahre maßgeblich von Siegfried J. Schmidt konzipiert, beschäftigt sich mit dem ‚Gedächtnis‘. Mit Blick auf die gegenwärtige Gesellschaft, in der ‚Medien‘ Gefühle, Wissen und Kommunikation, Gedächtnis und Informationsverarbeitung beeinflussen bzw. dominieren, wird ‚Medienkulturwissenschaft‘ als eine Art Grundlagenwissenschaft der Mediengesellschaft projiziert. Das von Schmidt entworfene Projekt beansprucht, Basiswissen für die Bereiche der Kognitions-, Kommunikations-, Medien- und Kulturtheorie zu erarbeiten und einzelwissenschaftliche Ergebnisse zu bündeln. Forschungsaufgaben sind u.a.: die Konzeption eines konsensfähigen Medienbegriffes sowie Untersuchungen zu Entstehung und Funktion komplexer Mediensysteme in unterschiedlichen Gesellschaftstypen und Entwicklungsformen.⁷⁵ Ein weiteres Konzept sieht ‚Medienkulturwissenschaft‘ als Verbundprojekt, d.h. bei der Untersuchung medienbedingter kultureller Veränderungen kommen einzelnen Forschungszweigen je unterschiedliche Funktionen zu. Eine „allgemeine und vergleichende Medienkulturwissenschaft“ hat die „Medialitäten“ von Schrift, Bild, Körperbewegungen zu erforschen, Buch-, Film-, Theaterwissenschaften analysieren mediale gesellschaftliche Organisationen, Sprach- und

⁷³ Vgl. Christina von Braun/Inge Stephan (Hg.): *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2000; Andreas Kraß (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*. Frankfurt a. M. 2003; Erhart 2003; Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hg.): *Erzählanalyse und Gender Studies*. Stuttgart/Weimar 2004.

⁷⁴ Dazu u.a. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999; Astrid Erl/ Marion Gymnich/Ansgar Nünning (Hg.): *Literatur - Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien*. Trier 2003; Erl 2004.

⁷⁵ Siegfried J. Schmidt: „Medienkulturwissenschaft“. In: Nünning 2004, 431-434.

Literaturwissenschaften beschäftigen sich mit „medialen Zeichenkomplexen“.⁷⁶ Die Literaturwissenschaften werden somit in ‚Medienkulturwissenschaften‘ überführt, wobei sich als neuer Schwerpunkt die Analyse symbolischer Formen von Medienprodukten herauskristallisiert. Klassische Kompetenzbereiche der Literaturwissenschaften (z.B. Philologie) sollen dabei durch eine Applikation in ‚fachfremden‘ Bereichen transdisziplinär erweitert werden. Eine solche (kulturwissenschaftliche) Öffnung der Literaturwissenschaften wurde durch eine Reihe anderer medienwissenschaftlicher Konzepte vorbereitet bzw. wird durch sie erweitert: z.B. Medientechnikgeschichte (Friedrich Kittler), Medienanthropologie (K. Ludwig Pfeiffer), Medienästhetik (Ralf Schnell), Medienkritik (Dieter Prokop), Mediologie (Régis Debray) oder Medienphilosophie (Frank Hartmann).⁷⁷ Die unterschiedlichen Ansätze regten Reflexionen über die Rahmenbedingungen literarischer Texte im Kontext der Medienentwicklung an. Aufgabenbereiche einer medienorientierten Literaturwissenschaft liegen u.a. in der Erforschung der literalen Grundlagen von Texten in Schrift, Druck und Computer, in der Betrachtung des Spannungsverhältnisses zwischen literarischem Formenwandel und der Ausdifferenzierung außerliterarischer Konkurrenzmedien sowie in der Öffnung der Literaturgeschichte zu einer übergreifenden Mediengeschichte.

Literatur und Wissen: Zum Schluss sei kurz auf jene Ansätze verwiesen, die sich unter dem Stichwort ‚Literatur und Wissen‘ subsumieren lassen. Gemeint sind Untersuchungen zum Verhältnis von (Natur-)Wissenschaft und Literatur, wie sie im englischsprachigen Raum seit der Etablierung der *Literature and Science Studies* vorgenommen wurden.⁷⁸ Impulse gaben der neuen Ausrichtung Debatten über die Unvereinbarkeiten der ‚zwei Kulturen‘, die 1959 durch den englischen Literaturkritiker Charles P. Snow ausgelöst wurden. Der Problemkomplex ‚Literatur und Wissen(schaft)‘ inkorporiert zwei Richtungen: zum einen die Frage nach ‚wissenschaftlichen‘ Inhalten in der Literatur, zum anderen die nach ‚literarischen‘ Schreibweisen in den (Natur-)Wissenschaften. Neben zahlreichen Studien, die bevorzugt nach konkreten thematischen Bezugnahmen von Literatur auf Wissenschaft fragen, finden sich in jüngerer Zeit vermehrt Untersuchungen, welche formale Verwandtschaften zwischen literarischen und wissenschaftlichen Darstellungsweisen hervorheben. Zentrale Aufmerksamkeit gilt der Untersuchung von Metaphern und narrativen Strukturen in der Wissenschaft, denen eine wissenserzeugende Funktion zugeschrieben wird. Dies hat u.a. zu einer Neubewertung rhetorischer Stilmittel in wissenschaftlichen Texten geführt.⁷⁹

Gegenwärtige Tendenzen und Ausblick

Der Überblick über die wesentlichen kulturwissenschaftlichen Untersuchungsfelder und Erkenntnisinteressen, die literaturwissenschaftliche Forschung heute zunehmend bestimmen, macht deutlich, wie außerordentlich breit das Spektrum der zugrundeliegenden Kulturbegriffe und Kulturtheorien sowie der Verfahrensweisen ist. Eine Bestandsaufnahme und Systematisierung der heterogenen methodischen Ansätze und Leitbegriffe steht deshalb gegenwärtig im Zentrum literaturwissenschaftlicher Selbstverständigung. Die in den letzten Jahren publizierten Zeitschriftenbeiträge, Monografien, Einführungs- und Sammelbände haben Vorschläge unterbreitet, auf welche *Prämissen* sich eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Literaturwissenschaft beziehen könnte.⁸⁰

Einigkeit besteht zunächst einmal darin, dass die ‚kulturwissenschaftliche Wende‘ keinen radikalen Neuanfang einleitet, sondern an Traditionen anknüpft, die bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurück reichen. So gewähren

⁷⁶ Jörg Schönert: Literaturwissenschaft-Kulturwissenschaft-Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung. In: Glaser/Luserke 1996, 192-208, 204f.

⁷⁷ Vgl. Stefan Weber (Hg.): *Theorien der Medien*. Konstanz 2003.

⁷⁸ Siehe Elmar Schenkel: „Naturwissenschaften und Literatur“. In: Nünning 2004, 487-488.

⁷⁹ Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Stuttgart 1997; Joseph Vogl (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999; Nicolas Pethes: Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht. In: IASL 28. Bd., 1 (2003), 181-231.

⁸⁰ Um nur einige Bände zu nennen: Böhme/Scherpe 1996; Glaser/Luserke 1996; Benthien/Velten 2002; Fauser 2004; Nünning/Sommer 2004; Schößler 2006.

neuere Einführungsbände in eine *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* ausführliche Einblicke in historische Kulturtheorien und verweisen auf Vorläufermodelle kultureller Konzepte (bspw. Heinrich Rickerts, Georg Simmels, Ernst Cassirers oder Sigmund Freuds).⁸¹ Zum anderen gilt als sicher, dass die kulturwissenschaftliche Orientierung keine „pauschale Disqualifizierung älterer Ansätze nach sich ziehen“ müsse, sondern dass die „Operationalisierbarkeit“ und „heuristische Nützlichkeit“ kulturwissenschaftlicher Literaturwissenschaft entscheidend von ihrer Anschließbarkeit an bestehende Konzepte abhängt (Nünning/Sommer 2004, 13). Es sei an der Zeit zu prüfen, wo Anknüpfungen an Kenntnisse und Vorarbeiten z.B. der Sozialgeschichte, Semiotik, Systemtheorie, Diskursanalyse oder Kulturgeschichtsschreibung möglich und notwendig sind. Jüngere Publikationen manifestieren zudem Bemühungen, die vorherrschende Polarisierung von hermeneutischen Ansätzen (in denen Literatur als Symbolsystem betrachtet wird) und empirischen Ausrichtungen (die Literatur als Sozialsystem zum Gegenstand haben) zu überwinden.⁸² Eine kulturwissenschaftliche Betrachtungsweise könnte ein Modell bieten, das Einsichten über Literatur als Symbol- und Sozialsystem durch elaborierte textanalytische Verfahren *einerseits* und Untersuchungen der Symbolsysteme von Kulturen *andererseits* ermöglicht.⁸³ Schließlich werden drittens zunehmend Aussichten auf Konsens betont - weniger im Bereich der Gegenstände als vielmehr mit Blick auf Thematisierungs- und Konzeptualisierungsweisen: Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft fragt grundsätzlich nach einer Mitwirkung der Literatur an der Veränderung kultureller Sinn- und Zeichenbildungen, sie erforscht einerseits die literaturspezifischen Beiträge zur kulturellen Kommunikation, zur Zeichenbildung und Wahrnehmungsveränderung und andererseits das Poetische in der Kultur.⁸⁴ Auch hinsichtlich kulturwissenschaftlicher Ansätze scheinen sich Tendenzen einer stärkeren Präzisierung und Systematisierung abzuzeichnen. Die Einführungs- und Sammelbände unterscheiden sich in Auswahl und Akzentuierung der für eine literaturwissenschaftliche Erweiterung fundamental gehaltenen Kulturtheorien und -konzepte nur unerheblich. New Historicism, Literarische Anthropologie, Gedächtnistheorien und Gender Studies gehören inzwischen ebenso zum Basisinventar wie postkoloniale Literaturtheorie und Wissensgeschichte.⁸⁵ Deutlich wird aber auch, dass die einzelnen Philologien aufgrund ihrer spezifischen Forschungsgeschichte bestimmte kulturtheoretische Konzepte bevorzugen und je eigene Entwürfe von ‚Kulturwissenschaft‘ vorlegen.⁸⁶ Ob sich aus diesen Orientierungen und aus dem Innovationsversprechen der jeweiligen Ansätze tatsächlich je facheigene kulturwissenschaftliche Traditionen herausbilden, ist noch nicht abzusehen. Entscheidend für ‚Literaturwissenschaft‘ - egal in welchem Verständnis auch immer - wird dabei bleiben, wie konsistent sie ihre Theorieentwürfe gestaltet und wie produktiv ihre konkrete und gewinnbringende ‚Arbeit am Text‘ sein wird.

Literatur

Babka, Anna: Feministische Theorien. In: Martin Sexl (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien 2004, 191-221.

Bark, Joachim: „Literatursoziologie“. In: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin/New York 2003, 473-477.

Benthien, Claudia/Velten, Hans Rudolf (Hg.): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in Theoriekonzepte*. Reinbek 2002.

⁸¹ z.B. Schöbner 2006, 3-27.

⁸² U.a. Jörg Schönert: Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literatur-Wissenschaft sein soll. In: Schiller-Jahrbuch 42. Jg. (1998), 491-494; Wilhelm Vosskamp: Die Gegenstände der Literaturwissenschaft und ihre Einbindung in die Kulturwissenschaften. In: Schiller-Jahrbuch 42. Jg. (1998), 503-507.

⁸³ Nünning/Sommer 2004, 16.

⁸⁴ Engel 2001, 21.

⁸⁵ Vgl. Benthien/Velten 2002, Fauser 2004, Nünning/Sommer 2004, Schöbner 2006.

⁸⁶ Vgl. die Beiträge in Klaus Stierstorfer/Laurenz Volkmann (Hg.): *Kulturwissenschaft Interdisziplinär*. Tübingen 2005 sowie in Nünning/Sommer 2004.

- Bochmann, Klaus/Erfurt, Jürgen: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Romanistik zwischen Engagement und Verweigerung. In: OBST 45. Jg. (1991), 5-12.
- Boden, Petra: „Es geht ums Ganze!“ Vergleichende Beobachtungen zur germanistischen Literaturwissenschaft in beiden deutschen Staaten 1945-1989. In: Euphorion 91. Jg., 2 (1997), 247-275.
- Boden, Petra: Experimente mit Differenzen: Modelle interphilologischer Literaturwissenschaft in Ost und West. In: Stephan Kohl (Hg.): *Anglistik. Research Paradigms and Institutional Policies 1930-2000*. Trier 2005, 225-251.
- Boden, Petra/Böck, Dorothea (Hg.): Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR (1969-1991). Heidelberg 2004.
- Boden, Petra: Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik. In: Rainer Rosenberg/Inge Münz-Koenen/Dies. (Hg.): *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft-Literatur-Medien*. Berlin: Akademie Verlag 2000, 181-225.
- Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek 1996.
- Bogdal, Klaus-Michael: Einleitung. Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften. In: Ders. (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen³2005, 10-31.
- Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart 2000.
- Dainat, Holger: *...die Dinge selbst in Bewegung setzen*. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren. In: Johannes Janota (Hg.): *Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik*. Tübingen 1993, Bd. 2, 207-216.
- Danneberg, Lutz/Schernus, Wilhelm/Schönert, Jörg: Die Rezeption der Rezeptionsästhetik in der DDR. Wissenschaftswandel unter den Bedingungen des sozialistischen Systems. In: Gerhard P. Knapp/Gerd Labrousse (Hg.): *1945-1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten*. Amsterdam/Atlanta 1995, 643-702.
- Engel, Manfred: Kulturwissenschaft/en – Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft. In: *KulturPoetik* 1. Jg., 1 (2001), 8-36.
- Erhart, Walter: „Gender studies“. In: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin/New York 2003, 691-694.
- Erl, Astrid: „Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft“. In: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart/Weimar³2004, 219-220.
- Fausser, Markus: *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Darmstadt 2004.
- Fohrmann, Jürgen: Das Versprechen der Sozialgeschichte (der Literatur). In: Martin Huber/Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen 2000, 105-112.
- Fohrmann, Jürgen: „Poststrukturalismus“. In: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin/New York 2003, 140-144.
- Funke, Mandy: Das Abenteuer der Fragebögen. Aspekte zur empirischen Wirkungsforschung in der DDR. In: Wolfgang Adam/Holger Dainat/Gunter Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung. Rezeptionsforschung in Ost und West – eine konvergente Entwicklung?* Heidelberg 2003, 119-134.
- Funke, Mandy: *Rezeptionstheorie – Rezeptionsästhetik. Betrachtungen eines deutsch-deutschen Diskurses*. Bielefeld 2004.
- Geisenhanslüke, Achim/Müller, Oliver: Linguistik als Gegendiskurs? Die Siegener ‚Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik‘. In: Ulrike Haß / Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, 87-105.
- Glaser, Renate/Luserke, Matthias (Hg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*. Opladen 1996.
- Herrmann, Hans Peter: Die Widersprüche waren die Hoffnung. Eine Geschichte der Reformen am Institut für Neuere deutsche Literaturgeschichte der Universität Freiburg im Breisgau 1956-1977. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980*. Heidelberg 2005, 67-107.
- Hohendahl, Peter Uwe: German Literature oder German Studies. Zum Paradigmenwechsel in der amerikanischen Germanistik. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980*. Heidelberg 2005, 41-52.
- Hohendahl, Peter Uwe: Der privilegierte Leser: Rezeptionsästhetik und Reader-Response Theory als konkurrierende Ansätze. In: Wolfgang Adam/Holger Dainat/Gunter Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung. Rezeptionsforschung in Ost und West – eine konvergente Entwicklung?* Heidelberg 2003, 211-223.
- Huber, Martin/Lauer, Gerhard (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen 2000.
- Jäger, Hans-Wolf: Hölderlin-Edition an einer Gewerkschaftsuniversität. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980*. Heidelberg 2005, 109-116.
- Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie*. Tübingen/Basel 2004.
- Jannidis, Fotis: „Sozialgeschichtliche Ansätze“. In: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart/Weimar³2004, 612-613.
- Köpke, Wulf: Germanistik als eine deutsch-amerikanische Wissenschaft. In: Frank Trommler (Hg.): *Germanistik in den USA. Neue Entwicklungen und Methoden*. Opladen 1989, 46-65.

- Lämmert, Eberhard: Den Leser im Blick. Werkimmanente Interpretation und Wirkungsgeschichte als Wegbereiter der Rezeptionsästhetik 1950-1970. In: Wolfgang Adam/Holger Dainat/Gunter Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung. Rezeptionsforschung in Ost und West – eine konvergente Entwicklung?* Heidelberg 2003, 23-44.
- Lepper, Marcel: „Ce qui restera [...], c' est un style.“ Eine institutionengeschichtliche Projektskizze (1960-1989). In: Ders./Steffen Siegel/Sophie Wennerscheid (Hg.): *Jenseits des Poststrukturalismus? Eine Sondierung.* Frankfurt a. M 2005, S. 51-75.
- Müller, Jürgen E.: Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien. In: Klaus-Michael Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung.* Opladen 1990, 176-200.
- Nünning, Ansgar: „Kulturwissenschaft“. In: Ders. (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie.* Stuttgart/Weimar³2004, 368-371.
- Rosenberg, Rainer: Die deutsche Literaturwissenschaft in den siebziger Jahren. Ansätze zu einem theoriegeschichtlichen Ost-West-Vergleich. In: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hg.): *Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie.* München 2000, 83-100.
- Rosenberg, Rainer: Die sechziger Jahre als Zäsur in der deutschen Literaturwissenschaft. In: Ders./Inge Münz-Koenen/Petra Boden (Hg.): *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft-Literatur-Medien.* Berlin: Akademie Verlag 2000, 153-179. [2000a]
- Saadhoff, Jens: *Zwischen diktatorischer Praxis und Eigensinn: Germanistische Literaturwissenschaft in der SBZ/DDR.* Diss. Siegen 2006.
- Scherer, Stefan: Prägnanz und Evidenz. Philologische Erkenntnis und Verwissenschaftlichung der germanistischen Literaturwissenschaft im disziplinen- und gesellschaftsgeschichtlichen Umbruch der 1950er Jahre. In: Gerhard Kaiser/Matthias Krell (Hg.): *Zwischen Resonanz und Eigensinn. Studien zur Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert.* Heidelberg 2005, 33-52.
- Schmidt, Siegfried J.: Interdisziplinarität – Empirisierung – Medienorientierung: Stationen eines glücklichen Scheiterns. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980.* Heidelberg 2005, 53-64.
- Schöblier, Franziska: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft.* Tübingen/Basel 2006.
- Schöttker, Detlev: Theorien der literarischen Rezeption. Rezeptionsästhetik, Rezeptionsforschung, Empirische Literaturwissenschaft. In: Heinz Ludwig Arnold/Heinrich Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft.* München ²1997, 537-554.
- Sill, Oliver: Zwischen entwerteter Vergangenheit und ungewisser Zukunft. Germanistik und gesellschaftliche Modernisierung. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980.* Heidelberg 2005, 33-38.
- Thierse, Wolfgang/Kliche, Dieter: DDR-Literaturwissenschaft in den siebziger Jahren. Bemerkungen zur Entwicklung ihrer Positionen und Methoden. In: Weimarer Beiträge 31. Jg., 2 (1985), 267-308.
- Vietta, Silvio: Kanon- und Theorieverwerfungen in der Germanistik der siebziger Jahre. In: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hg.): *Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie.* München 2000, 9-57.
- Vogt, Michael: Spaziergang von Münster nach Bielefeld. Landschaftsbilder und Innenansichten aus dem Studienalltag der 70er Jahre. In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller (Hg.): *Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980.* Heidelberg 2005, 147-164.
- Vollhardt, Friedrich: Von der Rezeptionsästhetik zur Historischen Semantik. In: Wolfgang Adam/Holger Dainat/Gunter Schandera (Hg.): *Wissenschaft und Systemveränderung. Rezeptionsforschung in Ost und West – eine konvergente Entwicklung?* Heidelberg 2003, 189-209.
- Voskamp, Wilhelm: Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive. In: Ludwig Jäger (Hg.): *Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994.* Weinheim 1995, 29-45.
- Voskamp, Wilhelm: Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik. In: Jürgen Fohrmann/Ders. (Hg.): *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft.* München 1991, 17-28.
- Zymek, Bernd: Historisch beispiellos einflussreich? Schul- und hochschulstrukturelle Eckdaten einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in der Bundesrepublik Deutschland während der siebziger Jahre. In: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hg.): *Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie.* München 2000, 101-128.

Dorit Müller (Berlin)